

Neu-Japan

 Springer

Neu-Japan

Reisebilder aus Formosa
den Ryukyuinseln · Bonininseln · Korea und
dem südmandschurischen Pachtgebiet

von

Professor Dr. Richard Goldschmidt

Mit 215 Abbildungen und 6 Karten



Berlin · Verlag von Julius Springer · 1927

ISBN-13: 978-3-642-98639-0 e-ISBN-13: 978-3-642-99454-8

DOI: 10.1007/978-3-642-99454-8

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung
in fremde Sprachen, vorbehalten.

Copyright 1927 by Julius Springer in Berlin.
Softcover reprint of hardcover 1st edition 1927

Meiner Mutter

Vorwort.

Das folgende Buch soll zwanglos von den als Neu-Japan zusammengefaßten Außenbesitzungen Japans erzählen. Während es eine außerordentliche Fülle von Reisebüchern über Japan gibt — allerdings häufig von flüchtigen Reisenden ohne Kenntnis der Sprache, Geschichte, Literatur und des Volks geschrieben und von Fehlern und schiefen Urteilen wimmelnd — gibt es recht wenig über die interessanten Inseln und Halbinseln, die Japan in neuerer Zeit seinem Reich einverleibt hat. Im Verlauf eines zweimaligen mehrjährigen Studienaufenthalts hatte ich Gelegenheit, das ganze japanische Reich mit Ausnahme von Sachalin zu bereisen. Von diesen Reisen, soweit sie aus dem eigentlichen Japan herausführten, sei hier berichtet.

Es ist, wohl unter dem Einfluß LAFCADIO HEARNS und PIERRE LOTIS, üblich geworden, Bücher über Japan mit einer widerwärtig süßen, rosenfarbenen Sauce zu übergießen, und die Japaner haben selbst diesen Stil vom Land der Blumen, der ewig lächelnden Geishas und des Bushido für ihre touristische wie politische Propaganda übernommen. Ich glaube, daß man als Freund des japanischen Volks ihm keinen besseren Dienst erweisen kann, als ganz offen schwarz schwarz und weiß weiß zu nennen und seinem Urteil den Maßstab zu unterlegen, mit dem man jedes andere Kulturvolk mißt. Meiner Dankbarkeit für außerordentliche Gastfreundschaft, in der die Japaner Meister sind, glaube ich nicht besser Ausdruck geben zu können als dadurch, daß ich die Wahrheit sage, sowohl da, wo sie angenehm in die Ohren klingt, als auch dann, wenn sie nicht gern gehört wird.

Meine Reisen waren größtenteils zu wissenschaftlichen Zwecken, als Naturforscher, unternommen. In diesem Reisebuch tritt dies aber vollständig zurück, da meine Probleme nur den Fachgenossen interessieren. Hier ist vielmehr nur von Land und Leuten in möglichst vielseitiger Beleuchtung die Rede.

Bei allen meinen Fahrten habe ich so vielseitige Unterstützung von zu Hause wie von draußen gefunden, daß es mir nicht möglich ist, allen Behörden und Personen hier einzeln zu danken. Ich erwähne nur, außer der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und dem Preussischen Kultusministerium, deren Großzügigkeit mir diese Reisen ermöglichte, und außer der Kaiserlichen Universität Tokyo, die mich

als Professor berufen hatte, die verschiedenen Ämter der japanischen Regierung, die mir alle möglichen Erleichterungen verschafften, die Herren Generalgouverneure, Gouverneure und lokalen Gouverneure, Amtmänner, Bürgermeister, Polizeihäupter, die außer persönlicher Gastfreundschaft alles Denkbare für mich taten durch Stellung von einheimischen Sachverständigen, Führern, Dolmetschern, Literatur, Kraftwagen usw.; ferner alle die Kollegen an den lokalen Versuchstationen, Museen, Krankenhäusern, Laboratorien, Schulen und Hochschulen, die mir so viel von ihrer Zeit opferten und nie müde wurden zu helfen; ferner hochgestellte Persönlichkeiten wie VISCOUNT GOTO und Gräfin TSUGARU, die mir wertvollste Einführungen voraussandten; meine verehrten Freunde Exzellenz Professor SAWAYANAGI und Professor CH. ISHIKAWA, nie versagende Helfer; und last not least meinen Freund Professor KIICHI MIYAKE, den Kameraden der meisten Reisen und unermüdlichen, selbstlosen und treuen Berater in allen japanischen Dingen.

Die Photographien sind zum größten Teil vom Verfasser und Professor MIYAKE aufgenommen, ein kleiner Teil stammt aus verschiedenen lokalen Quellen.

Berlin-Dahlem, Januar 1927.

Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie.

RICHARD GOLDSCHMIDT.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	I
Formosa	5
Einleitung 7. — Die Hauptstadt Taihoku und ihre Umgebung 13. — Die Ebene von Mittelformosa 29. — Bei den Eingeborenen Zentralformosas 42. — Die Städte Südformosas 78. — Das Arigebirge (Arisan) 90. — Die japanische Verwaltung von For- mosa 103.	
Die Ryukyuinseln	III
Reise nach Okinawa 114. — Geschichte 116. — Landschaft und Vegetation 122. — Das Reisen auf der Insel 125. — Wirt- schaft und Nahrung 128. — Wohnung 138. — Gräber und Totengebräuche 143. — Die Städte Nawa und Schuri 152. — Die Bevölkerung 166. — Kunst- und Kunstgewerbe 180. — Kultstätten und Religion 189. — Schluß 206.	
Die Bonininseln	209
Korea	237
Südkorea 238. — Diamantberge 265. — Soeul 278.	
Das südmandschurische Pachtgebiet	291

Einleitung.



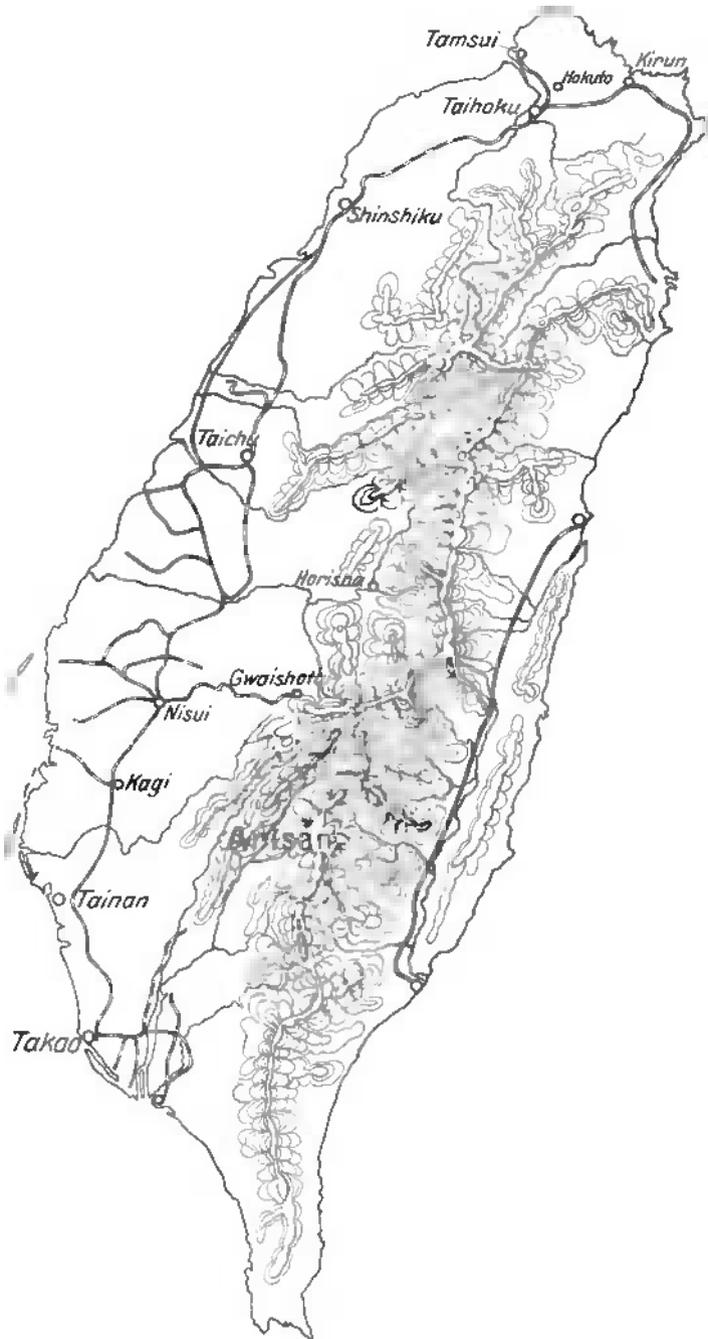
Übersichtskarte des Japanischen Reiches.

Der japanische Staat, gegründet in vorgeschichtlicher Zeit wohl nur von ein paar Schiffsladungen unternehmungslustiger Krieger und Flüchtlinge, begann schon bald nach seiner Konsolidierung auf Ausdehnung über die heutigen japanischen Inseln hinaus zu sinnen, lange ehe diese Inseln selbst einigermaßen besiedelt waren. Denn die jetzigen japanischen Hauptinseln, das südliche Kyushiu, die zentrale Insel Hondo mit dem jenseits der Inlandsee vorgelagerten Shikoku und das nördliche Hokkaido wurden nur ganz allmählich in historischer Zeit vom Südwesten her unter Verdrängung der Urbevölkerung, der Ainus, erobert. Noch heute ist dieser Prozeß nicht abgeschlossen, da Hokkaido, die letzte Zufluchtsstätte des Ainuvolkes, noch der vollständigen Erschließung durch die Japaner harret. Aber schon in einer Zeit, zu der nur der äußerste Südwesten Japans den Vorfahren der heutigen Japaner gehörte, richteten diese ihre Blicke westlich nach Korea und südlich bis Formosa, wie aus allerlei mehr oder minder gut beglaubigten Kriegs- und Piratenzügen hervorgeht. Das Mittelalter hat den erstaunlichen Gedanken HIDEYOSHIS (Ende des 16. Jahrhds.) zu verzeichnen, China zu erobern, ein Plan, der bekanntlich zusammenbrach, nachdem Korea, die erste Etappe nach China, den Eroberer wieder vertrieben hatte.

Mit dem Eintreten Japans in die Sphäre des westlichen Imperialismus um die Mitte des 19. Jahrhunderts bekamen die alten Ausdehnungsbestrebungen System. Seitdem hat sich das Japanische Kaiserreich in rascher Folge eine Reihe von Nachbarländern mit nicht-japanischer Bevölkerung angegliedert, die man dem historischen Altjapan als Neujapan gegenüberstellen kann. Zuerst kam die kleine südliche Inselgruppe der Bonininseln, die bis dahin nominell unter englischer Oberhoheit gestanden hatten, wovon allerdings England keinen Gebrauch gemacht hatte. Dann folgten die südlichen, von einer merkwürdigen Bevölkerung bewohnten Ryukyu-(Luchu-)inseln, deren nördlicher Teil schon seit Jahrhunderten den Fürsten von Satsuma tributpflichtig war, deren südliche Gruppe aber halb unter chinesischem Protektorat gestanden hatte. Dann folgte 1895 als Siegespreis des chinesisch-japanischen Krieges die schöne Insel Formosa, die bis dahin nominell China gehört hatte und halb unabhängig war. Der Versuch sich damals schon auf dem

asiatischen Festland festzusetzen, scheiterte bekanntlich an dem Widerstand der Mächte. Erst der japanisch-russische Krieg führte 10 Jahre später zur Erfüllung des zwei Jahrtausende alten Wunsches Korea kam zunächst unter japanisches Protektorat und wurde schließlich stillschweigend annektiert. Gleichzeitig übernahm Japan auch von Rußland die „Pacht“ des nominell China gehörenden Süzipfels der Mandschurei, der mit Pt. Arthur den Golf von Petschili beherrscht und mit Dalny (Dairen) den Handel der reichen Mandschurei kontrolliert. Durch Schaffung der militärisch besetzten Eisenbahnzone im Bereich der mandschurischen Bahn von Pt. Arthur bis Changchun wurde endlich der politische und wirtschaftliche Einfluß in der ganzen Mandschurei verankert. Die letzte Erwerbung war das südliche Sachalin (Karafuto), während die nördliche Hälfte noch russisch ist, wenn wir das „Mandat“ über die ehemals deutschen Südseeinseln nördlich des Äquators nicht berücksichtigen. Von diesem zum Teil in Europa ganz unbekanntem Neujapan, mit Ausnahme des wenig interessanten und kulturell zu Ostsibirien gehörenden Sachalin, soll der folgende Bericht erzählen.

Formosa.



Map of Taiwan

1. Einleitung.

Ilha Formosa, die schöne Insel, so nannten die portugiesischen Seefahrer das Eiland, an dem sie, etwa zur Zeit als LUTHER seine Thesen in Wittenberg anschlug, vorbeisegelten. Dieser freundliche Name ist geblieben auch in den Jahrhunderten, in denen die Schöne von Blut triefte, und noch heute benutzt der Europäer den Namen anstatt des chinesischen Taiwan, mit dem die Japaner ihre herrliche Kolonie bezeichnen. Östlich dem chinesischen Festland auf der Höhe des Wendekreises des Krebses vorgelagert, ein Glied in der großen Inselkette, die vom eisigen Norden bis zum heißen Süden dem ostasiatischen Festland entlang zieht — Sachalin, Hokkaido, Hondo, Kyushiu, Lu Chu (Ryu Kyu)-Inseln, Formosa, Philippinen, Borneo —, ist Formosa heute noch ein selten besuchtes, fremdes Land, obwohl jahraus jahrein die großen Schiffe aller Nationen zwischen seiner Westküste und dem im weiten Bogen zwischen Hongkong und Schanghai nach Westen ausbiegenden chinesischen Festland den Formosakanal durchfahren. Warum, kann man leicht erfahren, wenn man einem Kapitän gegenüber den Wunsch ausdrückt, einmal Formosa zu besuchen. Der Reisende ist noch nicht geboren, der darauf eine freundliche Antwort erhalten hätte. Denn die hafenslose — soweit es sich um große Schiffe handelt — Westküste Formosas, der Schauplatz ungezählter Schiffbrüche, sei es im Taifun, der im Herbst hier mit Vorliebe durchzieht, sei es nur im scharfen Nordostmonsun, der im Winter das Meer aufwühlt, ist dem Ostasienfahrer in der Seele verhaßt, und je weniger er davon hört, um so lieber ist es ihm. So liegt die schöne Insel auch heute noch für den „eiligen Reisenden“, für den alle die Schiffsrouten eingerichtet sind, außerhalb der Welt, sehr zur Freude dessen, der auch gern einmal ein Plätzchen besucht, an dem es noch keine Jazz-Band gibt, und das trotzdem nicht nur dem Forschungsreisenden, sondern einem jeden mühelos zugänglich ist. Denn die Japaner, nun seit 30 Jahren Herren des Landes, unterhalten einen in kurzen Abständen laufenden ausgezeichneten Dampferdienst zwischen dem großen südlichen Handelshafen Kobe und dem einzigen brauchbaren Hafen Formosas, Keelung (jap. Kirun), ziemlich genau an der Nordspitze der Insel gelegen.

Es wird einem jeden ebenso gehen, wie unserer kleinen Reisegesellschaft, als wir uns am 23. Dezember 1925 einschifften. Wir hatten erwartet, einen kleinen Küstendampfer zu finden — die im

Prospekt der Schiffsgesellschaft angegebene Tonnenzahl erschien uns reichlich optimistisch — und sahen einer dreieinhalbtägigen Überfahrt im Nordostmonsun mit gemischter Freude entgegen. Wie erstaunt waren wir, als uns die Launch der Osaka Shosen Kaisha zu der 17000 Tonnen großen Horai Maru brachte, einem ehemaligen englisch-australischen Schiff, das auch den verwöhntesten Ansprüchen genügt. Wir stellten natürlich gleich die neugierige Frage, wie sich ein solches Schiff auf einer Route halten könne, die doch immer nur von ganz wenigen Passagieren befahren wird. Die Erklärung ist der Bananentransport im Wert von vielen Millionen Yen, der von diesen schnellen Schiffen ausgeführt wird. Eine Regierungssubvention ist wohl auch dabei im Spiel.

Das Schiff wimmelte von Menschen, als wir ankamen, aber nicht etwa Passagieren, sondern den Angehörigen, vor allem der Fahrgäste der dritten Klasse, die mit Kind und Kegel auf ihren Holzsandalen durch alle Gänge und Räume klapperten und sich wie die Kinder an allem erfreuten. In den geräumigen Sälen saßen Gruppen beim unerläßlichen Abschiedstee und machten sich die zeremoniellen Verbeugungen, die einen so wichtigen Bestandteil des japanischen Lebens bilden. Das Gong ertönt und in dichten Massen steigen die Nichtmitreisenden das hohe Fallreep hinab, freundliche Stewards tragen die kleinen Kinder und reichen sie ins Boot hinüber, und bald sind nur noch die wenigen Mitreisenden an Bord. An der Reeling lehndend, beobachten wir eine kleine Szene, die, so unbedeutend sie ist, symbolisch genannt werden kann für die Veränderungen, die jetzt im japanischen Volk vor sich gehen. Auf dem Promenadendeck steht ein junger, elegant europäisch gekleideter Japaner und tief unten auf der abfahrtbereiten Launch steht seine junge Frau, eine ungewöhnlich hübsche und elegante, natürlich japanisch gekleidete, schlanke und relativ große Japanerin. Sie tauschen die zärtlichsten Blicke, und hie und da, wenn sie sich unbeobachtet glauben, werfen sie sich ganz verstoßen mit zwei Fingern ein Kußhändchen zu; ein Bild, das einen Japaner alter Schule wohl mit starrem Entsetzen erfüllen würde! Denn abgesehen davon, daß öffentliche Zärtlichkeiten schon an sich als ungeheuerlich betrachtet werden, ist ein verliebtes Ehepaar sicher das Modernste vom Modernen. Ehe und Liebe sind ja zwei Dinge, die hierzulande gar nichts miteinander zu tun haben. Die Ehe ist ein sozialer Kontrakt, von den Familien ohne Befragen der Nächstbeteiligten geschlossen zum Zweck der Erhaltung der Familienlinie. Für die Liebe aber gibt es eine ganz getrennte Einrichtung, die Geisha, die in Tausenden von Fällen die Partnerin des gemeinsamen Selbstmordes Liebender ist. Die Hunderttausende von Frauen, besonders der

höheren Stände, aber sind vom Erlebnis der Liebe ausgeschlossen. Noch sind diese alten Sitten vorherrschend, aber langsam beginnt sich ein Teil der Jugend dagegen aufzulehnen und das Recht der Auswahl des Lebensgefährten zu fordern. In unserem zärtlichen Pärchen grüßte uns noch ganz schüchtern und verstohlen dieser neue Geist, und es kam uns fast vor, als ob die junge Frau uns mit gelegentlichen Blicken in ihr Geheimnis zog, für das sie freundlichen Verständnisses sicher sein durfte.

Auf der anderen Seite des Schiffes spielte sich aber eine andere Szene des modernen Japan ab. Mit uns fuhr eine studentische Baseballmannschaft, die zu Wettkämpfen nach Formosa reiste. Denn Sport spielt ja jetzt in Japan eine außerordentliche Rolle. Überall sieht man Tennisplätze, selbst im entlegensten Bergdorf Formosas, auf den Straßen werfen sich die jungen Leute den Baseball zu, wie in Amerika, und auf dem Dach eines vornehmen Klubs in Osaka sah ich einen Golfübungsplatz, auf dem allabendlich Unterricht stattfindet. Tatsächlich gibt der kräftige und bewegliche Japaner auf vielen Gebieten einen ausgezeichneten Sportsmann ab. Leider hat er nun aber mit dem Sport auch all die äußeren Sportsitten aus Amerika übernommen, die gar nicht zu ihm passen. Dazu gehört z. B., daß der Baseballspieler ein schon beim Amerikaner unglaublich häßliches traditionelles Sportkostüm trägt, das beim Körperbau des Japaners direkt katastrophal wirkt. Dazu gehört auch, daß die Studenten ihren Schlachtruf, den *College Yell*, haben, der genau dem entsprechenden amerikanischen Geschrei nachgebildet ist. Und so verabschiedeten sich auch hier die Baseballmannschaften von ihren zurückbleibenden Kameraden mit einem *Yell*, der mit *one, two, three* in Englisch begann und dann japanisch fortfuhr. Wie geschmacklos doch diese Imitationen sind!

Nachdem sich unsere *Horai Maru* während der Nacht zwischen den Inseln und Inselchen der Inlandsee, von deren Schönheit wir diesmal nichts zu Gesicht bekamen, hindurchgewunden hatte, gingen wir im grauenden Morgen in der Straße von Schimonoseki, die, kaum einen Büchenschuß breit, das westliche Ende der japanischen Hauptinsel von der südlichen Insel Kyushiu trennt, vor Anker. Man glaubt sich in einem von lieblichen Bergen, mit den so charakteristischen Formen des japanischen Landschaftsbildes, umgebenen Binnensee zu finden, da die engen Ausgänge der Straße hinter vorgelagerten Hügeln verborgen sind. Auf der Hauptinsel baut sich an den Berghängen die alte, noch fast rein japanisch gebaute Stadt Schimonoseki auf, der Ausgangspunkt für die Strecke nach Korea. Gegenüber am Kyushiu-Ufer erstreckt sich das neuere *Moji*, das als Ausfuhrort für die Produkte der Insel Kyushiu in schneller Auf-

wärtsentwicklung begriffen ist. Der halbtägige Aufenthalt gliedert sich aufs beste einer Formosareise ein, denn hier in Schimonoseki wurde ja 1895 der Friede nach dem japanisch-chinesischen Kriege geschlossen, durch den Formosa an Japan fiel. Von diesem Tag datiert Japans Aufstieg zur Großmacht, den es mit dem Frieden von Portsmouth erfolgreich abschloß.

Mitten in der Stadt, an einen grünen Bergabhang gelehnt, steht ein großes altes japanisches Gasthaus, in dem der Saal gezeigt wird, in dessen Wänden das historische Ereignis stattfand. Ein schöner japanischer Raum von etwa 60 Matten mit prachtvoller Holzarbeit an Decke und Schmucknische (Tokonoma). An einer Schmalwand ist der Wortlaut des Friedensvertrages in schönen chinesischen Lettern verewigt, und stolz zeigte unser Begleiter uns den Paragraphen, der sich auf Formosa bezieht. Der alte LI HUNG TSCHANG, der die Verhandlungen mit dem Grafen ITO führte, hatte sich gekrümmt und gewunden; aber Japan war lange entschlossen, Formosa zu bekommen, nach dem es fast 400 Jahre seine Augen gerichtet hatte. Schon im 15. und 16. Jahrhundert waren Japaner nach Formosa gekommen und hatten sich die Japan zunächst gelegene Nordküste als Stützpunkt für ihre Seefahrten ausgesucht, die wohl mehr Seeräuberfahrten waren als Handelsexpeditionen an die chinesische Küste. Später hatte sogar der große Shogun¹⁾ IYEWASU, der Begründer der Tokugawadynastie, die Japan 250 Jahre beherrschte, eine Expedition nach Formosa geschickt, um ihm das Land zu erobern. Sie mußte aber unverrichteter Sache zurückkehren. In neuerer Zeit hatte dann Japan sein Interesse an Formosa recht deutlich bekundet. Als im Jahre 1871 ein Schiff mit Ryu Kyu-Insulanern an der Südspitze Formosas gestrandet war und die Besatzung in der in Formosa sozusagen landesüblichen Weise von den Eingeborenen ermordet wurde, verlangte Japan — das nebenbei damit seine nicht ganz feststehende Herrschaft über die Ryu Kyu-Inseln öffentlich betonte —, daß die chinesische Regierung die nötigen Schritte zur Bestrafung der Übeltäter unternähme. China erklärte aber, keine Macht über die betreffende Gegend Formosas zu besitzen, und so unternahmen die Japaner 1874 eine Expedition, die ohne nennenswertes Blutvergießen durch geschickte Diplomatie die Eingeborenen zur Vernunft brachte²⁾. Dann zogen sich die Japaner wieder zurück, aber nicht, um Formosa wieder zu vergessen, wie sich 20 Jahre später zeigte.

1) Shogun ist ungefähr den Hausmeiern im alten Merovingerreich gleichzusetzen.

2) Die Geschichte Formosas findet sich verzeichnet bei RIËSS, E., Geschichte der Insel Formosa. Mitt. d. deutsch. Ges. f. Natur-Völkerk. Tokyo 1907. DAVIDSON, I. W., The Island of Formosa. London 1903.

Dem patriotischen Japaner bietet Schimonoseki noch einen weiteren Wallfahrtsort. Denn nicht weit von der Stadt, in einem lieblichen Tal, liegt im Städtchen Chofu das Geburtshaus des Generals NOGI, des Siegers im russisch-japanischen Krieg, der, nachdem er seine beiden Söhne vor Port Arthur verloren hatte, beim Tod seines Kaisers, mit dem zusammen er an dem Aufstieg seines Vaterlandes gearbeitet hatte, gemeinsam mit seiner Frau Harakiri verübte. Seitdem wird seinem Andenken fast göttliche Ehre erwiesen und sein Haus in Tokyo teilt sich mit dem südlichen Dorf in den Pilgerstrom, der dem Andenken des Nationalhelden Ehre erweist. Hier in Chofu hat man das winzige bescheidene Häuschen seines Vaters, eines kleinen Samurai¹⁾, genau wieder aufgebaut und eingerichtet. In dem offenen Wohnraum sitzen lebenswahre und lebensgroße holzgeschnitzte Figuren des alten Samurai, seiner Frau und des jungen NOGI, dem der Vater Lehren erteilt. Das Ganze hat etwas rührendnaives und übt sicher auf das einfache Volk eine große Wirkung aus. Ein benachbarter Shintoschrein zu Ehren des Generals gibt dem Pilger weitere Gelegenheit zur Erbauung. Übrigens war NOGI auch eine Zeitlang Militärgouverneur Formosas.

Wir können Schimonoseki nicht verlassen, ohne auch der kulinarischen Sehenswürdigkeit, deren fast jede japanische Stadt eine hat, Ehre erwiesen zu haben. Schimonoseki zeichnet sich merkwürdigerweise dadurch aus, daß man dort einen giftigen Fisch ißt. Es ist einer der unförmigen und häßlichen Papageischnabelfische, Tetrodon, japanisch Fugu, dessen Blut und Eierstöcke stark giftig sind. In Schimonoseki versteht man aber, dieses Gift zu entfernen — wenn ich recht berichtet bin, nur durch Auswaschen — und so wird das Gifttier als Delikatesse genossen. Trotzdem sollen aber alljährlich noch Todesfälle nach nichtsachkundiger Zubereitung vorkommen. Wir fanden den Leckerbissen gut, aber etwas knorpelig. Ob er uns gut bekommen ist, wissen wir nicht, denn das unbehagliche Gefühl am nächsten Tage konnte zwar vom Fugu kommen, war vielleicht aber auch auf Rechnung des Monsuns zu setzen, der unser Schiff mächtig rollen ließ, als es, kerzengrade nach Südwesten fahrend, der Nordspitze Formosas entgegenstrebte.

Am vierten Tag seit Kobe fuhren wir vor Sonnenaufgang in den tiefen Fjord ein, der den Hafen von Keelung bildet, dem einzigen für große Schiffe brauchbaren Hafen, den die doch immerhin beträchtlich große Insel — etwa das Areal von Holland oder der Schweiz einnehmend — besitzt.

Formosa erstreckt sich bandförmig vom 21° 45' nördlicher Breite zum 25° 38', im Süden in eine lange schmale Spitze auslaufend, die

¹⁾ Lehnsritter im alten Japan.

nur 350 km von den südlich folgenden Philippinen entfernt ist. Von dem chinesischen Festland, d. h. dem südchinesischen Hafen Amoy, ist die Insel sogar nur 160 km entfernt und dazwischen liegen die öden Pescadores-Inseln. Formosas Küste zeigt keinerlei tiefere Einschnitte und ist, wie schon gesagt, besonders arm an Häfen. Im schwer zugänglichen Osten fällt das Gebirge steil ins Meer ab und es soll dort 2000 m hohe Kliffs geben. Die Westküste dagegen ist flach und sandig. Dementsprechend zerfällt die Insel in einen östlichen Gebirgszug und eine westliche Ebene, deren fruchtbare Striche seit alters besiedelt sind. Hinter ihr türmen sich von überall sichtbar riesige Gebirgsmassen auf, die das ganze Zentrum und den Osten der Insel einnehmen und noch heute an vielen Stellen unzugänglich sind. Ein ganzes Dutzend von über 4000 m hohen Bergen krönt dies Gebirge, darunter der höchste Berg des japanischen Reichs, der 4300 m hohe Niitakeyama (Mt. Morrison), bis zum Gipfel mit Vegetation bedeckt, aber im Winter eine Schneehaube tragend. Die große Masse der $3\frac{3}{4}$ Millionen starken Bevölkerung bewohnt die fruchtbare Ebene, spärlicher sind schon die nach Westen sich öffnenden Gebirgstäler besiedelt, und das Gebirge selbst, der Fläche nach ein sehr großer Teil der Insel, ist noch heute fast nur von den wilden oder halbwilden malaiischen Urbewohnern bewohnt, unter denen gar mancher Stamm noch nicht von den Japanern unterworfen werden konnte und die uralte Gewohnheit der Kopfjagd weiter ausübt. Die Ostküste ist fast unbewohnt und auch bis jetzt nur streckenweise durch eine Eisenbahn erschlossen, die aber noch nicht mit dem westlichen Netz verbunden ist. Im Westen dagegen durchzieht eine Hauptstrecke von Norden nach Süden die ganze Insel, zahlreiche Seitenbahnen und Kleinbahnen führen zu den wichtigsten Produktionspunkten, und von ihren Endpunkten führen noch viele Pushcar-Linien weit ins Land hinein.

Das Klima der Insel ist subtropisch, ja fast tropisch, wechselt aber in dem kleinen Land außerordentlich von Punkt zu Punkt. Der Sommer ist natürlich sehr heiß, der Winter mild. Wir trafen im Dezember und Januar nur schönes warmes, teilweise sogar heißes Sommerwetter nach mitteleuropäischen Begriffen an. Da im Winter der Nordostmonsun weht, so herrscht im Norden der Insel, wo die Feuchtigkeit sich an den hohen Bergketten kondensiert, Regenzeit. Aber das trifft nur für den nördlichsten Strich bei Keelung zu. Hier hat der Januar 23 Regentage, und die jährliche Regenmenge beträgt 5000 mm. Aber schon in der nur 23 km jenseits eines Bergzuges gelegenen Hauptstadt Taihoku spürt man selbst in der Regenzeit nicht viel vom Regen, und im südlichen Teil der Insel herrscht gleichzeitig das schönste warme Wetter. Im Hochsommer dreht sich dann das Bild um, und der Süden hat seine

Regenzeit, der Norden ist heiß und trocken. So ist der Winter wohl die schönste Reisezeit, und wenn man Glück hat, wie wir, kann man fast ohne einen schlechten Tag durchkommen.

Von den Landesprodukten, der Bevölkerung und ihrer Geschichte werden wir noch manches hören. Hier sei nur der außerordentliche Reichtum und die Fruchtbarkeit des Bodens erwähnt. Zuckerrohr, Reis, Bananen, Orangen, Papayas, Betelnüsse, Erdnüsse, süße Kartoffel sind die wichtigsten Feld- und Baumfrüchte, Kampfer das begehrteste und wertvollste Waldprodukt neben herrlichen Holzarten, dazu Bambus, Faserstoffpflanzen, Tabak, an Mineralien Kohle, Schwefel, Gold, Öl, um nur das Wichtigste zu nennen. Der unendlich fleißige Chinese, der den größten Teil der bodenständigen Bevölkerung bildet, erschließt diese Schätze, während mehrere Hunderttausend Japaner die Beamten und einen großen Teil der Kaufmannschaft von der Weltfirma bis zum kleinen Krämer stellen. Überall herrscht Ruhe und Ordnung, und man muß sich schon in die Geschichte des Landes versenken, um zu bemerken, daß man sich im alten Eldorado der Seeräuber und ihrer festländischen Kollegen befindet.

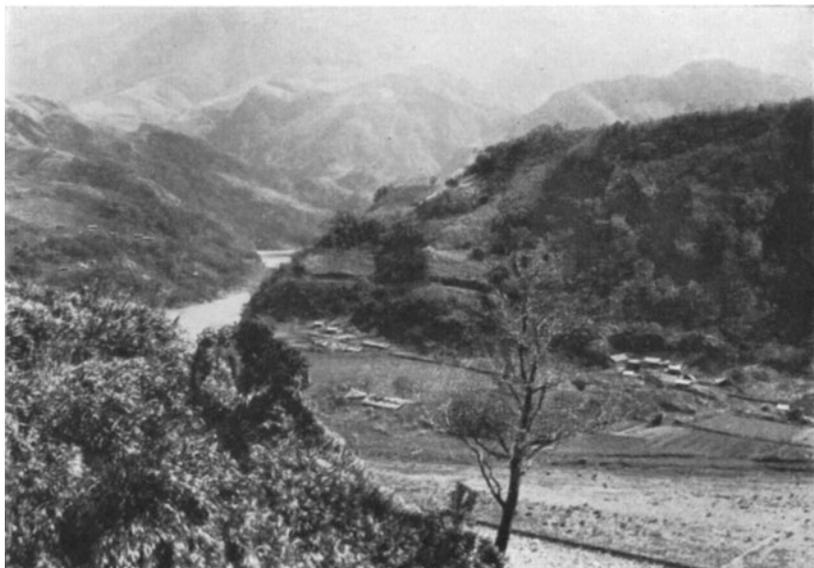
Für den mit den Geheimnissen der chinesischen Schrift nicht vertrauten Leser sollte noch ein Wort über die Ortsbezeichnungen zugefügt werden. Die Ortsnamen sind ursprünglich alle chinesisch, d. h. chinesische Schriftzeichen bezeichnen eine bestimmte Lokalität, und diese werden nun je nach dem Dialekt verschieden gelesen. Denn ein chinesisches Zeichen hat ja einen bestimmten Sinn, etwa Haus, Fluß, aber keinen bestimmten Klang, so daß ein jeder es mit seinem Wort für Haus, Fluß usw. lesen kann. Daher hatten auch schon in alter Zeit die Lokalitäten verschiedene Namen, je nachdem sie ein Kantonese oder Fukienese usw. nannte. Die Japaner lesen nun aber die gleichen Zeichen japanisch, und so haben jetzt alle Orte japanische Namen, die manchmal den chinesischen mehr oder minder gleichen, wie Keelung und Kirun, manchmal auch recht verschieden sind. Daneben kommen ganz neue japanische und auch unverändert alte chinesische Namen vor. Wer also aus älteren Werken sich über die Geschichte Formosas informieren will, muß immer erst herausfinden, von welchem Ort nach heutiger Bezeichnung die Rede ist. Wir benutzen natürlich die heute gültigen Bezeichnungen.

2. Die Hauptstadt Taihoku und ihre Umgebung.

Das berühmte Regennest Kirun bietet, abgesehen von seiner wundervollen Lage in der Tiefe des bergumrahmten Fjords, nichts Sehenswertes und da dort außerdem eine jener militärischen Be-

festigungszonen liegt, die der Japaner so liebt, und in denen das Photographieren verboten ist, obwohl man alles auf Ansichtskarten haben kann, so bestiegen wir sogleich den Zug, der quer über das Gebirge in einer Stunde zur Hauptstadt Taihoku führt. In einem behaglichen modernen Wagen über Brücken, durch Tunnels fahrend, hatte man Zeit, sich sogleich mit der Änderung der Dinge in den 30 Jahren der japanischen Herrschaft bekannt zu machen.

Denn diese Linie war schon vorher einmal von einem fortschrittlichen chinesischen Gouverneur erbaut und in Betrieb gesetzt wor-



Landschaft in den Bergen bei Taihoku.

den. DAVIDSON schildert anschaulich den Bau dieser ersten Bahn in Formosa Ende der achtziger Jahre. Die Ausführung war einem General übertragen worden, der sich mit seinen Soldaten sehr wenig um die Anordnungen des deutschen Ingenieurs kümmerte. Hatte die Bahn etwa eins der vielen Chinesengräber zu durchschneiden, die sich überall in den Feldern zerstreut finden, so bezahlte der Besitzer tüchtig, und die Bahn wurde im Bogen herumgelegt. Lag in der Nähe der Bahntrasse ein Feld eines reichen Mannes, so baute man zunächst in der Richtung auf dieses, um den erschreckten Besitzer tüchtig schröpfen zu können. Waren Tunnels nötig, so machte man nur Einschnitte, die dann beim Regen zusammenstürzten. Die Berechnungen von Steigungen und Kurvenüberhöhungen ersetzte

man einfacherweise durch das Augenmaß des Generals und seiner Soldaten. So kam ein einzigartiges Monstrum von Eisenbahnlinie zustande, das zur Zeit der japanischen Okkupation noch die einzige Linie in Formosa war. Die Freuden der Fahrt schildert der damalige Kriegsberichterstatte DAVIDSON folgendermaßen: „Beim Betreten der Station Twatutia wurde meine Aufmerksamkeit sofort von der Lokomotive gefangen genommen, die uns zu unserem Ziele bringen sollte. Etwas Ähnliches hatte ich nie in meinem Leben gesehen. Alle Messingteile waren schwarz, die Eisenteile braun gefleckt, und wie ein verwundeter Krieger war sie von Kopf zu Fuß bandagiert.



Museum in Taihoku.

Immerhin war sie dampfdicht, und ein wild blickender Chinese schaufelte mit unheimlicher Geschwindigkeit Kohlen ein. — Die ersten paar Meilen ging alles glatt, und dann schien es dem die Landschaft nicht weiter beachtenden Passagier, als ob die Gebirgspässe überklommen würden. Zu meinem Erstaunen aber fand ich, daß wir noch in der Ebene waren und daß die Kurven und Gefälle gar nichts mit der Gestaltung der Erdoberfläche zu tun hatten. — Sah man rückwärts aus dem Wagen, so erschien der Schienenweg wie ein ungeheurer, ausgebreiteter Korkzieher.“ Natürlich bauten die Japaner die Bahn alsbald um, und heute reist man hier wie auf den anderen Linien Formosas so bequem, übrigens auch billig, wie irgendwo in der Welt.

Die Ankunft in der Hauptstadt Taihoku, jetzt aus den drei alten Städten Taipeh, Daitotai (Twatutia) und Mankwa kombiniert, brachte uns die erste Überraschung. Wir waren mit allerlei romantischen Vorstellungen in das Land der wilden Kopffäger gereist, waren aber nicht darauf vorbereitet, eine moderne Hauptstadt zu finden, die jede Stadt in Japan an Schönheit übertrifft. Das will nun vielleicht nicht viel sagen, denn Städtebaukunst ist eine Errungenschaft, deren sich Alt-Japan noch nicht rühmen darf. Der wahllose Einbau häßlicher Wolkenkratzer zwischen japanische Holzhäuser, der Mangel an Rücksichtnahme der Architektur auf den Zug der



Straße im Chinesenviertel von Taihoku.

Straße, auf die Einordnung in ein Gesamtbild, die Anwendung gänzlich mißverständener Stile, ungenügende Pflasterung und die massenhaften hölzernen Kabelmasten machen eine moderne japanische Stadt zu einem ästhetischen Greuel. Hier in Taihoku aber hat man eine wirklich schöne moderne Stadt geschaffen, die sich ruhig mit den Europäervierteln von Singapore oder Kolombo vergleichen kann. Tatsächlich scheinen auch diese Tropenstädte als Muster gedient zu haben. Natürlich war die Situation in Formosa eine besondere. Der Eroberer, der nicht viel Rücksicht auf die Vergangenheit nahm und bei der außerordentlichen Verwahrlosung des Landes unter chinesischer Herrschaft nicht zu nehmen

brauchte, konnte einfach die ungesunden Chinesenquartiere niederreißen und die Stadt nach einem neuen Plan aufbauen. Geld stand für diese erste Kolonie Japans reichlich zur Verfügung, und man glaubte auch der ansässigen Bevölkerung die Macht des neuen Herrn durch Entfaltung eines großen Prunks demonstrieren zu müssen. Endlich aber, und das ist vielleicht die Hauptsache, hatte Formosa das Glück, lange Jahre hindurch einen der bedeutendsten und fortschrittlichsten japanischen Staatsmänner, Viscount SHIMPEI GOTO, zum Zivilgouverneur zu haben. GOTO, der vor anderen Männern, die solche Stellungen einzunehmen pflegten, den unge-



Straße in Daitotai—Taihoku.

heuren Vorzug voraus hat, kein Jurist zu sein (er war ursprünglich Arzt), widmete sich seiner Aufgabe mit ganzem Herzen und nicht weniger mit dem großen Organisationstalent, über das er verfügt. Seiner Arbeit verdankt in erster Linie Taihoku seine Schönheit und ganz Formosa den blühenden Zustand, in dem es sich befindet. Ich verstehe jetzt, daß GOTO mir vor meiner Abreise mit einer gewissen Wehmut sagte: „Formosa ist meine zweite Heimat.“

Taihoku liegt in einer weiten Ebene, die von dem Flußbett des Tamsuiflusses gebildet ist, an dessen Ufer sich der älteste Teil der Stadt, Mankwa, hinzieht. Von fast allen Seiten blicken malerische Gebirgszüge auf die Stadt herab. Im Osten steigen kulissenartig

hintereinander gelagert die Bergzüge der zentralen Gebirgskette auf, und von höher gelegenen Punkten der Stadt sieht man in der Ferne den schneeglänzenden Kegel des 4000 m hohen Sylviaberges. Im Norden verliert sich das Tal in die reich gegliederten Bergketten, die Taihoku von der Nordküste trennen, in denen auch der einzige, nicht mehr tätige Vulkan der Insel liegt, umgeben von Tälern, die durch ihre heißen Quellen berühmt sind. Im Nordwesten endlich erheben sich jenseits des Tamsui nahe seiner Mündung ins Meer die bizarren Formen des steilen Kwannongebirges. Den besten Überblick über Stadt und Tal genießt man von einem Hügel, Maruyama, der sich über einer malerischen Schlinge des Tamsuiflusses außerhalb der Stadt erhebt. Hier haben die Japaner zum Andenken an den bei der Eroberung der Insel gefallenen Prinzen KITAHIRAKAWA einen Park errichtet, der von einem Shintoschrein gekrönt wird. Eine lange, von Hunderten der klassischen Steinlaternen eingefasste Straße windet sich den Berg hinauf und endet in einer Plattform, von der der Blick zwischen phantastisch geformten, weit ausladenden Fikusbäumen hindurch nach allen Seiten über Tal und Berge schweifen kann. Zu Füßen windet sich der Fluß durch ein enges, von üppigster Tropenvegetation bewachsenes Tal und trägt primitive Sampans und Flöße, von chinesischen Schiffern gerudert, dem Meere zu. Außerhalb der Plattform zieht sich ein steiler Stufenweg bis hinaus zum Taiwanjinjaschrein, der von Akazien umgeben an der Bergwand lehnt.

Weiter unten am Hügel, im Flußtal, steht ein uralter chinesischer Tempel, in der verschnörkelten, bunten und bizarren Form gebaut, die die Himmelssöhne lieben. Wir können an dieser Architektur, als Ganzes betrachtet, nichts Schönes finden. Sobald man sich aber in die Einzelheiten vertieft, wird man von der chinesischen Handwerkskunst gefangen genommen, seien es die zierlichen, graziösen Porzellanfiguren, die in bunten Gruppen die Dächer und Giebel zieren, seien es die verwickelten Holzschnitzereien der Balkenköpfe, seien es die zarten Bemalungen der Balkenflächen. Im Allerheiligsten des Tempels wohnten wir einer reizenden Szene bei. Ein Kuli erscheint, nimmt den Bambusstock mit den beiden Tragkörben von der Schulter und baut vor dem altersgeschwärtzten, in reiche Gewänder gehüllten Holzbild der Maso, oder welche Gottheit es ist, ein goldgelb gebratenes großes Huhn, eine Schüssel mit Reis und andere Gerichte auf. Dann nimmt er zwei bereitliegende ovale Holzstücke auf und wirft sie nieder. Die Art, wie sie fallen, entscheidet darüber, aus welchem von einigen Bündeln Stöckchen er eines auswählen darf, das er zu dem Priester bringt. Dann kniet er im Gebet nieder. Nun bringt ihm der Priester einen gedruckten Papier-

streifen, auf dem die Antwort steht, die er in irgendeiner Angelegenheit von der Gottheit haben wollte, und die nach uralter Sitte durch das Ziehen des Loses (die Stäbchen) bestimmt wird. Es scheint, daß die Antwort ihn nicht zufriedenstellt, denn kurz entschlossen packt er Huhn und alles wieder in seinen Korb und zieht ab. Dem Priester als Vertreter des Gottes auf Erden war umsonst das Wasser im Munde zusammengelaufen.



Formosachinesin, Taihoku.

Wenige Minuten Wegs, die wir, von Chinesinnen mit verkrüppelten und unverkrüppelten Füßen, häßlichen und hübschen, wie fremdartige Wundertiere angestarrt, zurücklegen, führen zu einem richtigen zoologischen Garten, der in einer malerischen Schlucht im Schatten herrlicher Tropenbäume verborgen liegt. Leider enthält er fast keinen Vertreter der merkwürdigen Tierwelt Formosas, sondern die üblichen Löwen, Tiger, Riesenschlangen, die aber vielleicht den Besuchern interessanter erscheinen als uns verwöhnten Europäern.

LIU MING CHANG, einer der wenigen ehrlichen und fortschrittlichen chinesischen Gouverneure, die Formosa vor der japanischen

Okkupation kannte, hatte Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts seine Residenz von der unruhigen und gefährlichen Bevölkerung der südlichen Hauptstadt Tainan weg nach dem neu gebauten Taipeh verlegt. Auf dem gleichen Grund befindet sich jetzt der wichtigste Teil der modernen Hauptstadt. Die alten Stadtmauern sind geschleift, und nur vier große malerische Stadttore im chinesischen Stil sind als Zeugen der alten Zeit stehen geblieben. An Stelle der Mauern umzieht jetzt ein breiter Gürtel von schönen Boulevards die Stadt, mit stellenweise vierfachen Reihen von Fächerpalmen und Fikus- oder Pfefferbäumen bepflanzte. Weithin strahlen von dort breite Fahrstraßen und Alleen nach der Außenstadt aus, bald von Reihen sauberer japanischer Häuschen begrenzt, bald an großen prunkvollen Regierungsgebäuden, Schulen, Krankenhäusern vorbeiführend. Mitten in der Stadt liegt ein schöner, tropischer Park, in seinem Hintergrund ein riesiger glanzvoller Museumsbau. Nahe dabei steht der Palast des Gouverneurs in einem entzückenden altjapanischen Garten, nicht weit davon das Regierungsgebäude, im Stil eine Art Verkleinerung des Londoner House of Parliament. Die meisten dieser und anderer öffentlichen Bauten, deren es eine sehr große Zahl gibt, schließen sich dem in Singapore und Hongkong üblichen Tropenstil an: große Steingebäude, deren sämtliche Stockwerke von gewölbten, schattigen Loggien umgeben sind. Überall Luft, Licht und Geräumigkeit. Der freundliche Gesamteindruck wird erhöht durch die vielen Gärten mit üppigen tropischen Bäumen und Gewächsen und Parkanlagen in verschiedenen Teilen der Stadt. Auch die Geschäftsstadt zeigt saubere Backsteinhäuser an breiten Straßen, alle im südchinesischen Stil nach der Straße zu mit überdachten Laubengängen versehen, denen entlang die offene Kanalisationsrinne läuft. In diesem ganzen Stadtteil wohnen hauptsächlich Japaner, die etwa ein Viertel der Bevölkerung hier ausmachen, auf der übrigen Insel dagegen nur 10 vH. Hier findet sich auch das dem Eisenbahnfiskus gehörige große Eisenbahnhotel, das einzige Hotel westlichen Stils in Formosa.

Die Hauptmasse der chinesischen Bevölkerung lebt in den alten Stadtteilen Daitotai und Mankwa. Auch diese sind von der japanischen Regierung, hauptsächlich aus sanitären Gründen, neu aufgebaut worden. Gegenüber dem alten Zustand, wie er aus alten Bildern hervorgeht, zweifellos ein großer Fortschritt, wenn auch der Reisende, den das malerische Bild mehr fesselt als hygienische Betrachtungen, das schmutzstarrende Weichbild einer alten Chinesenstadt mehr genießt. Doch dazu werden die südlichen Städte noch reichlich Gelegenheit bieten. Daitotai ist das Zentrum des

Teehandels Formosas und auch die Teefabriken befinden sich hier. Leider fiel unser Besuch nicht in die wichtige Zeit der Tee-Ernte. Denn um diese Zeit sollen sich hier Zehntausende junge chinesische Teeplückerinnen ansammeln, unter denen nach alter Tradition besonders viele hübsche Mädchen sich einfinden, die in ihren seidenen Anzügen und zierlichen Figürchen dem düsteren, unsauberen Platz besonderen Reiz verleihen. Es scheint mir aber auch ganz in Ordnung zu sein, daß der hier wachsende köstliche Oolongtee von den hübschesten Mädchen gepflückt wird. Denn ich möchte diesem unvergorenen Tee, dessen Geschmack etwa in der Mitte zwischen



Schwefelbad Zosan.

schwarzem und grünem Tee liegt und dessen Duft unvergleichlich aromatisch ist, die Palme unter allen Teesorten reichen. Merkwürdigerweise ist Oolong bei uns so gut wie unbekannt, während er in Amerika die höchsten Preise erzielt.

Für die Bewohner Taihokus, unter denen sich auch einige Europäer und Amerikaner befinden — während unseres Besuchs auch zwei von den drei auf Formosa anwesenden Deutschen — bieten die benachbarten Berge im Vulkangebiet des Gebirges von Hokuto beliebte Sommer- wie Winterausflüge. Ja, es ist sogar eine für Automobile fahrbare Bergstraße durch einen Teil des Gebiets gebaut, die an gefährlichen Kurven und schwindelerregenden Aufbauten nichts zu wünschen übrig läßt. Mühsam arbeitet sich der schwere

amerikanische Wagen, den die Regierung uns freundlichst zur Verfügung gestellt hatte, die aufgeweichte, lehmige Straße hinauf. Denn hier, nur wenige Kilometer von der sonneschienenen Stadt, sind wir schon im Regengebiet des Monsuns. Durch kleine chinesische Ansiedlungen primitivster Art, an terrassenförmigen Reisfeldern, die jeden bebaubaren Platz füllen, vorbei geht es aufwärts, bis starker Schwefelgeruch und aufsteigende Dämpfe uns anzeigen, daß wir die heißen Schwefelquellen von Zosan erreicht haben. Ein scharfer Bergwind treibt uns den Regen ins Gesicht, als wir aussteigen, um in dem von der Regierung für ihre Beamten gebauten



Tamsui.

Erholungsheim ein köstliches, siedend heißes Schwefelbad zu nehmen und uns an einem delikaten japanischen Essen zu erfrischen. Dann geht es noch im strömenden Regen, mehrmals in Gefahr, in der lehmigen Straße stecken zu bleiben, weiter, bis wir an einer scharfen Kurve plötzlich das Regengebiet verlassen und tief zu unseren Füßen das weite Tal, in dem Taihoku liegt, durchströmt vom Tamsuifluß, umgeben von Hügeln und Bergen, in der warmen Mittagssonne ausgebreitet liegen sehen.

Noch ein paar Kilometer schlängelt sich steil die Straße am Berg entlang, bald den Blick ins Tal gestattend, bald in die durchfurchten Hänge des Vulkans Daiton, bis wir, wieder plötzlich an einer scharfen Kehre, dem höchsten Punkt der Straße, zu unseren Füßen

im Tal den öden Kessel erblicken, in dem sich die großen Schwefelgruben von Hokuto befinden. Ein fast kreisrunder und steiler ehemaliger Krater ist frei von jeder Vegetation, und aus dem gelbgrauen Boden brechen überall Solfataren heraus. Der Schwefel ist hier teils in reinen Kristallen abgesetzt, teils wird er aus der inkrustierten Erde und Lava ausgeschmolzen. Die chinesischen Bewohner der Gegend haben schon lange diese Gruben ausgenutzt. Allerdings mußten sie es zur Zeit der Herrschaft der Mandarinen heimlich tun, denn die chinesische Regierung, die mit dieser unruhigen, immer



Fährleute am Tamsuifluß.

wieder aufständischen Bevölkerung reichlich Schwierigkeiten hatte, verbot vielfach den Abbau des Schwefels, damit er nicht zur Pulverfabrikation verwendet werden könne. Ja, eine Zeitlang hatten die bezopften Herrscher sogar die köstliche Idee, viermal im Jahr den sichtbaren Schwefel abzubrennen und die Solfataren zu verstopfen. Den Erfolg kann man sich vorstellen und natürlich blühte der Schwefelschmuggel weiter. Die Japaner nahmen sich nach der Besetzung dieser Bodenschätze an und bauten sie systematisch aus. Im Jahre 1923 wurden etwa 1000 Tonnen produziert.

Nun senkt sich die Straße in weitem Bogen ins Tal. Es wird wärmer und wärmer, ja sogar heiß (Anfang Januar), und schließlich biegen wir in ein liebliches enges Tälchen ein, durch das rauschend

und dampfend ein heißer Bach fließt. Wir haben das Schwefelbad Hokuto am Rande der Ebene von Taihoku erreicht. Man glaubt sich plötzlich an einen Badeort der Riviera oder der oberitalienischen Seen versetzt. Das Tal ist mit den herrlichsten tropischen Gewächsen bepflanzt und mit zierlichen japanischen Häusern, Gasthöfen und Villen bedeckt, zwischen denen sich saubere Anlagen mit guten Wegen ausbreiten. Alles grünt und blüht, und es fällt wirklich schwer sich vorzustellen, daß in der Luftlinie nicht allzu viele Meilen jenseits der Ebene von Taihoku nötig sind, um zu Dörfern wilder Eingeborener zu kommen. Da, wo sich das Tälchen verengt, steht jetzt ein großes und üppiges Badehaus, im europäischen Stil gebaut, wie Alt-Japan wohl keines besitzt. Ehe wir eintreten, erkundigt sich unser Führer sorgfältig — er wußte nicht, daß ich die Unterhaltung verstand —, ob Männer und Frauen getrennt baden. Alt-japanische Sitte ist ja das gemeinsame Baden der Geschlechter. Aber seit Japan mit der westlichen Zivilisation beglückt wurde, hielt man es für nötig, das zu verbieten. Aber da dem Japaner dies völlig unverständlich ist, geschieht es an kleinen Orten auch heute noch allgemein. Gelegentlich sah ich, daß dem Gesetz dadurch Genüge getan wird, daß zwischen den Abteilen für Männer und Frauen ein Strick gespannt ist, aber dem Europäer gegenüber fürchtet der Japaner, der doch einen guten Eindruck machen will, daß der westliche Barbar über diese Sitte die Nase rümpfe, und so durften wir auch hier erst eintreten, nachdem feststand, daß die Geschlechter getrennt baden. Große Bassins ermöglichen ein heißes Schwefelschwimmbad, und riesige Ruhellenen in japanischem Stil erlauben den Badegästen nach dem Bad im Badekimono herum zu liegen und sich harmlos zu vergnügen.

Von Hokuto geht es durch das wie immer schmutzige, aber male-
rische Chinesendorf, das außerhalb des eigentlichen Badeorts liegt, ein Stück auf der großen Landstraße durch die Ebene, und dann biegen wir auf einen schmalen Damm ein, der zwischen Reissümpfen hindurch zum Tamsuifluß führt. Mitten auf dem Damm stehen plötzlich vor uns drei ungeschlachte Wasserbüffel, von denen zwei jüngere spielend miteinander kämpfen, während der dritte, ein alter Geselle mit riesigen Hörnern, mitten auf dem Damm steht und uns dumm anglotzt. Zunächst nimmt er nicht die geringste Notiz von den schrillen Hupensignalen, die ihn höflich einladen, den Weg freizumachen, und wir waren schon gespannt, was er zu einem leichten Rippenstoß mit der Maschine sagen würde, als die beiden jüngeren Herren es doch vorzogen, in den Sumpf hinabzutrotten. Langsam und widerwillig folgte auch der alte dem Beispiel: Ober fühlte, daß auch in diesem Land schließlich die rohe Naturkraft der Technik wird weichen müssen?

Durch ein liebliches Tal zwischen den steilen weichen Hängen des Kwannon san, dessen charakteristische Silhouette weithin sichtbar ist, und dem vulkanischen Hügelland, den Ausläufern des Daitongebirges, fließt ruhig der breite Tamsuifluß dem nahen Meere zu, aber seine flachen Wasser machen einen toten Eindruck, kaum daß ein gelegentlicher Sampan oder das primitive Segelboot eines chinesischen Fischers sichtbar ist. Und doch haben sich in nicht so weit zurückliegender Zeit hier manche aufregende Szenen ereignet, bei denen auch Deutsche handelnden Anteil nahmen. Als Japan nach dem Frieden von Schimonoseki Formosa besetzen wollte, leisteten die Formosa-Chinesen, wohl von Peking angestiftet, zunächst Widerstand, riefen eine Republik Formosa im Zeichen des gelben Tigers aus und organisierten Aufruhr im ganzen Land, der den Japanern lange zu schaffen machte. Als die Japaner nun Keelung besetzt hatten, riß der Präsident der Republik vorsichtigerweise mit der Kriegskasse aus und floh über Tamsui nach China. Dies gab in Taihoku das Signal zu allgemeinem Plündern, und die anwesenden Europäer, darunter auch ein deutscher Konsul, gerieten in Gefahr. Zu ihrem Schutz erschien ein englisches Kanonenboot und das nachmals so berühmte deutsche Kanonenboot „Iltis“, dessen Mannschaften das Gesindel in Schach hielten, bis die Japaner ankamen. Der „Iltis“ selbst lag drunten im Tamsuifluß und hatte bald darauf, als der deutsche Dampfer „Arthur“ von den aufständischen Truppen des Chinesenforts in Tamsui beschossen wurde, Gelegenheit, mit drei Schüssen und Treffern das Fort zum Schweigen zu bringen. Es war dies derselbe „Iltis“, der später mit Mann und Maus im Taifun unterging und dessen heldenhafter Mannschaft ein jedem Asienreisenden bekanntes Denkmal auf dem Bund in Schanghai errichtet wurde. Während des Weltkrieges trugen die tapferen Schanghaier Angehörigen der feindlichen Mächte einen ungeheuren Sieg über die toten Seeleute davon, indem sie das Denkmal eroberten und entfernten. Es ist zur Schande dieser Menschen bis heute noch nicht auf seinen Platz zurückgekehrt.

Den Fluß entlang, seine weite, versandete Mündung, in der nur ein einziges, jämmerliches Dampferchen vor Anker liegt, überblickend, führt die Straße in das alte, aber nun fast verödete Städtchen Tamsui, einstmals ein blühender Hafen und eine Stätte wichtiger geschichtlicher Ereignisse. Wenn Tamsui auch für den Handel fast tot ist, so kommt jedenfalls der Reisende, dem malerische Szenerie wichtiger erscheint als Handelsstatistiken, zu seinem Recht. Die engen Chinesenstraßen, die Flußufer mit Fischerhütten und Kähnen und der Blick von dem Hügel auf das weite Meer erfreuen das Auge. Jenseits des Orts auf einem die Flußmündung beherrschenden

Hügel, dessen Fuß von riesigen Banyanbäumen mit ihrem phantastischen Gewirr von Luftwurzeln bewachsen ist, stehen die Ruinen des Chinesenforts, von dem wir gerade sprachen. Mauern, Graben und Kasematten sind noch ganz gut erhalten und schlummern unter einer Grasdecke wohl für alle Zeiten. Daneben aber — ein Zeichen der neuen Zeit — haben die Japaner aus Taihoku einen großen schönen — Golfplatz angelegt und widmen sich am Wochenende im Angesicht des Meeres, des Flußtals und der Bergzüge dem englischen Spiel, das auszuüben heute in Japan für sehr vornehm gilt.

Es war uns schon aufgefallen, daß wir von den Bewohnern von Tamsui kaum weiter beachtet wurden, während wir sonst überall in Formosa, ja selbst in weniger zentralen Vierteln der Hauptstadt für die Bewohner eine nicht genug anzustauende Sehenswürdigkeit waren. Man stelle sich etwa vor, daß ein Chinese mit Zopf und Nationalkostüm in einem oberbayrischen Dorf spazieren gehe, so etwa war meist die Wirkung unseres Erscheinens. Warum das in Tamsui nicht der Fall war, wurde uns bald klar. Auf der Straße erblickten wir plötzlich ein reizendes hellblondes Kind mit seinem japanischen Kindermädchen. Man kann sich kaum vorstellen, wie überraschend dies Bild in einer verschlafenen Chinesenstadt Formosas, wo es weit und breit nur pechschwarze Haare gibt, wirkt. Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß es das Kind des englischen Konsuls war, der heute noch hier, dem ersten Punkt, an dem ein englisches Konsulat errichtet wurde, mit echt englischer Beharrlichkeit wohnt, obwohl alle seine Amtsgeschäfte in Taihoku erledigt werden. Allerdings kann man ihn um seine Wohnung beneiden, die auf dem Hügel über der Stadt in einem Park liegt, in dem ein uraltes holländisches Fort noch unversehrt steht; und dies Fort erzählt von einer der interessantesten Episoden in der Geschichte Formosas, die zum Schluß dieses Abschnitts noch kurz berichtet sei.

Um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts hatten sich die Spanier auf den Philippinen, die Portugiesen in Macao in China festgesetzt, wo letztere merkwürdigerweise heute noch sitzen. Bald darauf gründeten die Holländer ihre erste indische Niederlassung in Batavia. Angesichts der Feindschaft zwischen den protestantischen Holländern und den katholischen Romanen bemühten sich erstere bald, auch nach China vorzudringen, um den Handel der anderen zu schädigen. Das gelang ihnen auch und führte schließlich zu der Besetzung der Pescadores, von wo aus der Chinahandel leicht gebrandschatzt werden konnte. Denn damals waren Handel und Seeräuberei sehr nahe verwandte Begriffe. Die Chinesen, die die Holländer von dem Festland ablenken wollten, boten ihnen schließlich Formosa, das ihnen selbst nicht gehörte, an, und die Holländer

setzten sich alsbald in Südformosa fest, wie wir später noch berichten werden. Dies reizte nun wieder die Spanier zum Handeln. Sie schickten eine Expedition nach Nordformosa, besetzten Keelung und errichteten dort ein Fort, Kirche und Faktorei. Im Jahre 1629 nahmen sie dann auch Tamsui ein, wo ebenfalls ein Fort errichtet wurde. Zwölf Jahre später — die Geschichte wickelte sich damals langsam ab — schickten die Holländer dann eine Expedition zur Vertreibung der Spanier aus. Der holländische Admiral übersandte ein Ultimatum, auf das der Spanier stolz antwortete. Die beiden Schriftstücke, wie sie DAVIDSON zitiert, verdienen es,



Englisches Konsulat, dahinter altes Fort in Tamsui.

angeführt zu werden. Der Holländer schrieb: „Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ich zum Befehlshaber einer beträchtlichen Land- und Seemacht ernannt wurde, um mich friedlich oder mit Gewalt in den Besitz der Festung Santissima Trinidad zu setzen Entsprechend dem Herkommen christlicher Nationen, ihre Absicht vor Eröffnung der Feindseligkeiten klarzulegen, fordere ich hiermit Eure Exzellenz zur Übergabe auf. Wenn Eure Exzellenz die Kapitulationsbedingungen annehmen wollen und mir die Festung Santissima Trinidad und die anderen Befestigungen übergeben wollen, sollen Eure Exzellenz und Ihre Truppen nach Treu und Glauben nach Kriegsgebrauch behandelt werden. Wenn aber Eure Exzellenz sich dieser Aufforderung taub stellt, dann wird nichts anderes übrig

bleiben, als die Waffen sprechen zu lassen. Ich hoffe, daß Eure Exzellenz den Inhalt dieses Briefes sorgfältig bedenken werden und unnützes Blutvergießen vermeiden und erwarte alsbald die Mitteilung Ihrer Absichten. Gott möge Eure Exzellenz lange beschützen. Ihr Freund PAULUS TRADENIUS.“ Dies die Antwort des Spaniers: „Ich habe Ihre Mitteilung vom 26. August richtig erhalten und habe die Ehre, Ihnen zu antworten, daß ich als guter Christ, der den seinem König geschworenen Eid hält, die von Eurer Exzellenz geforderten Festungen weder ausliefern kann noch will, sondern mit meiner Garnison entschlossen bin, sie zu verteidigen. Ich bin gewohnt, großen Armeen gegenüber zu stehen und habe zahlreiche Schlachten in Flandern und anderwärts gefochten und bitte Sie deshalb, mir keine weiteren derartigen Briefe zu schreiben. Jeder verteidige sich, so gut er kann. Wir sind spanische Christen und unser Gott beschützt uns. Der Herr habe Gnade mit Ihnen! GONZALO PORTILIS.“ Darauf griffen die Holländer an, wurden aber zurückgeschlagen und mußten unverrichteter Sache heimkehren.

Bald darauf riefen die Spanier einen großen Teil der Truppen zur Verwendung in lokalen Kämpfen nach Manila zurück und schickten dem Befehlshaber in Formosa auf seine Vorstellungen ganze acht Mann Verstärkungen. Dies erfuhren natürlich die Holländer und schickten alsbald eine neue Expedition gegen Tamsui, der es dann auch gelang, die Spanier von hier wie von Keelung zu verjagen. Sie ließen sich nie wieder sehen. Die Holländer errichteten aber in Tamsui das erwähnte, heute noch unversehrte Fort mit seinen 8 Fuß dicken Mauern. Lange, nachdem ihre Erbauer auch wieder von der Insel vertrieben waren, im Jahre 1884, konnten diese Mauern nochmals ihre Stärke beweisen. Frankreich hatte im Anschluß an eine Strafexpedition gegen China Formosa als Pfand besetzen wollen, eine Expedition, von der der Historiker berichtet: „Der Feldzug war einzigartig darin, daß die fremden Truppen nicht immer Sieger blieben, ja daß Frankreich, eine der größten Militärmächte der Welt, zuzugeben gezwungen war, daß die wirklichen Ergebnisse des Feldzuges nicht den sorgfältig ausgearbeiteten Plänen entsprachen und daß die erwarteten Siege mindestens in zwei Fällen chinesische Siege waren, daß die Leistungen der Heeresämter ganz ungenügend waren und daß alles in allem vom militärischen Standpunkt der Krieg ein Mißerfolg war, der auf die ganze Welt einen großen Eindruck machte.“ Bei dieser Gelegenheit fand nun auch eine ebenso große wie ergebnislose Beschießung von Tamsui aus großen Schiffsgeschützen statt und das alte Holländer Fort erhielt Treffer, die es aber nicht zu beschädigen vermochten. Nun hat es wohl für immer Ruhe und kann auf seinem grünen Hügel

von spanischen Granden, holländischen Mynheers, malaiischen Wilden, chinesischen Mandarinen und endlich blonden Kindern englischer Konsuln träumen.

3. Die Ebene von Mittelformosa.

Die Ebene, die sich südlich von Taihoku zwischen dem zentralen Hochgebirge und der See im Westen erstreckt, ist die Kornkammer des Landes, das Hauptgebiet der landwirtschaftlichen Produktion, auf der der Reichtum des Landes beruht. Nördlich steht im Mittelpunkt der Reisbau, im Süden das Zuckerrohr und dazwischen ein-



Im Garten des LING HONG GENG.

gestreut Tee und Obst. Ein beträchtlicher Teil des Landes ist in den Händen kleinerer und größerer chinesischer Grundbesitzer, die das Land an chinesische Bauern verpachtet haben. Heute ist aber vielfach an ihre Stelle die mächtige japanische Korporation getreten, die vor allem große Teile des Zuckerlandes besitzt oder wenigstens durch ein Darlehnsystem die chinesischen Besitzer kontrolliert. Der Zuckerbau ist dementsprechend auch der am modernsten betriebene, während der übrige Ackerbau im wesentlichen nach uralten chinesischen Methoden vor sich geht. Unter den chinesischen Großgrundbesitzern ragt seit langem die Familie LING HONG GENG hervor, deren Haupt sich rühmen kann, auf eigenem Boden von Taihoku bis zur südlichen Hauptstadt Tainan reisen zu können. Nach japanischen Angaben soll es allerdings mit dem fabelhaften Reichtum dieses Chinesen heute nicht so weit her sein,

da der Landwert nur sehr gering sei. Wir wollen nun unsere Reise mit einem Besuch auf dem Sitz dieser Familie in dem kleinen Landstädtchen Itahashi, nicht weit von Taihoku, beginnen.

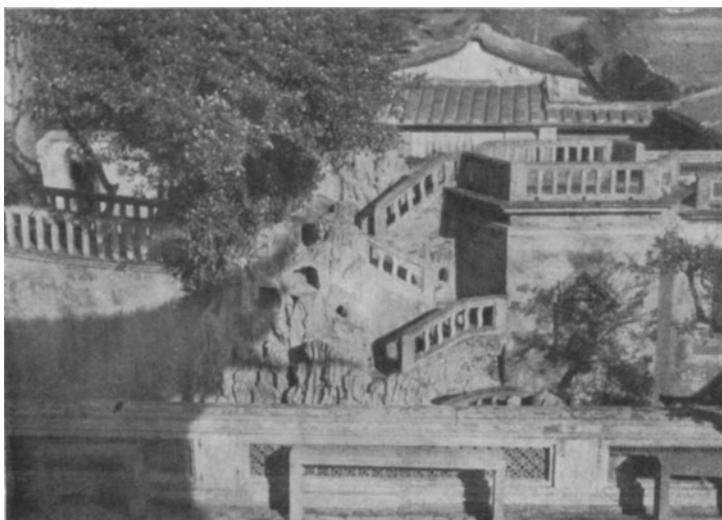
Inmitten eines Städtchens von armseligen und schmutzigen Chinesenhäusern liegt der vor etwa 100 Jahren angelegte, sich in allen Bizarrerien chinesischer Bau- und Gartenkunst austobende und doch in gewissem Sinne schöne Besitz. Allerdings muß man, ihn zu genießen, etwas Phantasie zu Hilfe nehmen. Man muß sich in die Zeit des Vaters des jetzigen Besitzers zurückversetzen, der hier mit seinen neun Frauen, dem Zeichen des Reichtums, lebte. Damals waren wohl die Gärten von buntgekleideten Frauen mit



Partie im Garten LING HONG GENGS.

Scharen von Dienern und Dienerinnen gefüllt. In den Teichen blühten Lotos, an den Säulen hingen vergoldete Käfige mit schillernden Vögeln. Gäste gingen ein und aus und in der großen Bankethalle ging es hoch her. Aber der jetzige noch junge Besitzer ist geisteskrank, schläft bei Tag und verbringt die Nächte mit Trinken und Konkubinen. Haus und Garten verfallen und werden nur notdürftig instand gehalten. Die Kunstschätze der Familie sind in den unruhigen Zeiten des vergangenen Jahrhunderts längst nach China geschafft worden und so sieht man nur das immerhin noch bemerkenswerte Skelett von dem, was einst war. Riesige Mauern, die aber von innen so in die Landschaftsgestaltung des Gartens eingefügt sind, daß sie nicht als Mauern bemerkbar sind, umgeben festungsartig den sehr großen Besitz. Über sie blickt man hinaus

auf die angebauten Felder, und an hochgelegenen Stellen des Gartens schweift der Blick zwischen uralten wurzelreichen Banyanbäumen hindurch auf die nicht fernen Berge. Diese gewaltigen Fikusbäume sind sehr geschickt der Landschaftsgärtnerei eingefügt und bilden Zentren von künstlichen Felslandschaften, die genau so phantastisch in die Luft ragen wie die Bäume selbst. Mauern und Mäuerchen, Brücken und pagodenartige Pavillons in Blau und Rot, Felsenpfade und Treppen, Teiche und Gräben bilden immer wieder neue Irrgärten und schaffen in jedem Winkel neue Szenerien. Trotz aller Verworrenheit und bald burlesker, bald kindischer Spielerei, die sich



Im Garten LING HONG GENGS.

in allem ausprägt, würde es sicher den Eindruck morgenländisch-fremdartigen Prunkes nicht verfehlen, wenn alles gepflegt und gehegt wäre. Heute sind Gärten und Gebäude nur verwahrlost, wenn es aber so weiter geht, wird der Park schließlich ganz verfallen und dann wird die Schönheit der malerischen Ruine ihn wieder anziehender gestalten.

Das Wohnhaus, in dem noch außer dem Besitzer, seiner Familie und seinen Konkubinen zwei der neun Frauen des Vorgängers leben, ist charakteristisch für den chinesischen Mangel an Reinlichkeits-sinn. Große, aber armselige dunkle Räume sind von düsteren Höfen und immer wieder Mauern und Mauern umgeben. In einem sitzen im Halbdunkel drei Kinder des Besitzers, kleine Mädels in seidenen Anzügen, und lernen bei einem würdigen alten Chinesen lesen. Hinter

diesen soliden Gebäuden stehen dann nach dem Garten zu die offenen Empfangshallen und Gesellschaftsräume in ihrer bunten Holzarbeit, nach allen Seiten offen. Eine eigenartige Bühne in einem kleinen Teich, begrenzt von einer künstlichen heroischen Felslandschaft, schließt sich an; jenseits des Teiches ein Pavillon, in dem die Zuschauer auf einer balkonartigen Balustrade sitzen. Wirklich schade, daß man das Ganze nicht in der Blütezeit der Familie sah.

Die Bahnlinie, die von Taihoku nach Süden führt, windet sich zunächst durch ein liebliches Flußtal und vom Fenster des behaglichen Abteils 1. Klasse, in dem wir als Ehrengäste der Regierung umsonst reisen, kann man die charakteristischen Szenerien formo-



Fikus und Wohngebäude im Garten LING HONG GENGS.

sanischer Landschaft beobachten, die man dann auf der weiteren Reise durch das Land überall in der westlichen Ebene wieder antrifft. Stets bilden den Hintergrund nach Osten zu die tief hintereinander gestaffelten Züge des zentralen Gebirges mit einigen in dieser Jahreszeit schneebedeckten Gipfeln. Das umliegende Land ist, wo es nur eine Möglichkeit gibt, intensiv bebaut; überall zerstreut liegen die charakteristischen Bauernhöfe der fleißigen chinesischen Siedler (die Japaner sind ja völlig auf die größeren und kleineren Städte konzentriert). Alle Höfe, ob groß oder klein, reich oder arm, sind nach dem gleichen Schema gebaut: in der Mitte ein längliches Haupthaus und senkrecht dazu Seitenflügel, die einen Hof umschließen, der meist vorn noch mit einer Mauer abge-

geschlossen ist. Ist es ein großes Haus, so besteht das Mittelhaus aus einem zentralen Haupthaus, in dem sich der Wohnraum befindet, und zwei Seitenflügeln, deren Dach etwas niedriger ist. Das Dach ist dann besonders sorgfältig gearbeitet, mit schönen Holzziegeln gedeckt, die am Ende der Reihe mit einer verzierten Scheibe enden, und der First ist in der charakteristischen chinesischen Art ge-



Mädchen auf Büffel, Formosa.

bogen, seitlich in verzierte vorragende Spitzen auslaufend, manchmal auch reich geschnitzt. Die senkrechten Flügel, in denen sich hauptsächlich Ställe befinden, bestehen dann auch aus mehreren Einzelgebäuden mit immer etwas niedrigeren Dächern. Sehr schöne Häuser sind aus gebrannten Ziegeln errichtet und überall im Land sieht man die primitiven Öfen, in denen sie gebrannt werden. Die meisten Häuser aber bestehen aus nur luftgetrockneten Lehmquadern, die direkt in der Umgebung des Hauses hergestellt werden

und zwischen einem primitiven Bambusgerüst aufgeschichtet sind. Bei einfacheren Häusern fallen dann immer mehr von den Flügelbauten weg, bis schließlich nur eine längliche Lehmhütte mit zwei dazu senkrechten seitlichen Hütten übrig bleibt.

Um die Häuser spielen Mengen von Kindern, wühlen die fetten, runzligen, schwarzen Maskenschweine mit den tief eingebuchteten Rücken und am Boden schleifenden Bäuchen, laufen die Hühner und vor allen Dingen zahllose Enten und riesige Gänse herum. Selten fehlt auch ein Bambusgebüsch, ein paar Fächerpalmen und ein weit ausladender, riesiger, schattenspendender Banyanbaum. Rings her-

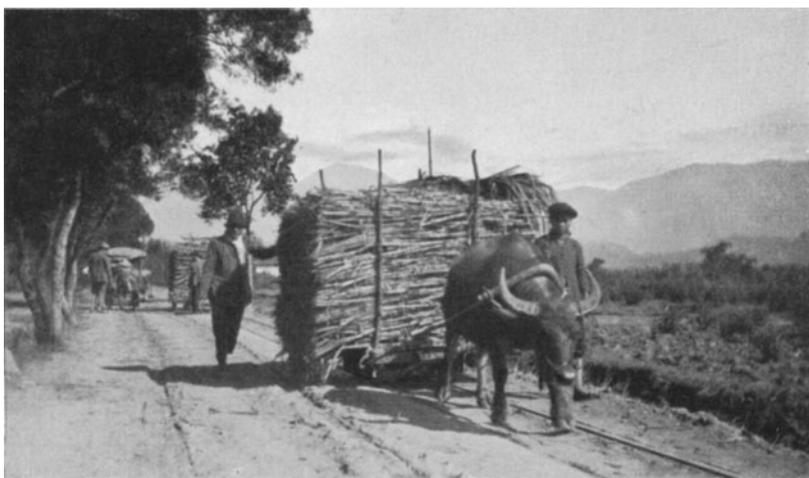


Dorfstraße in Mittelformosa.

um liegen die sumpfigen Reisfelder und Anpflanzungen mannigfacher Gemüse. In diesem glücklichen Lande gibt es im Jahr zwei, weiter südlich sogar fast drei Reisernten, und man macht nun Versuche, wie man in den Feldern in der Zwischenzeit noch eine andere Frucht ziehen kann. Tatsächlich wird von diesem wichtigsten aller Nahrungsmittel nicht nur genug für die Bedürfnisse der Bevölkerung erzeugt, sondern noch ein beträchtlicher Überschuß nach Japan exportiert. Der Ertrag ist jetzt noch beträchtlich zu steigern, wenn die alten Formosaner Landsorten den viel besseren japanischen Sorten überall Platz gemacht haben werden, die von den staatlichen Versuchsstationen eingeführt werden. Natürlich könnte der Ertrag auch durch andere Anbaumethoden gesteigert werden,

denn der Chinese bearbeitet sein Land noch wie vor Jahrhunderten mit einem ganz primitiven Pflug, einem gebogenen Stück Holz, an dem hinten im spitzen Winkel ein Ast mit Pflugschar sitzt, das gemächlich von einem schwarzen Wasserbüffel durch die äußerste Oberfläche des Bodens gezogen wird. Auch Eggen mit schneidenden Blechscheiben sieht man, auf denen der Landmann steht, wenn der Büffel sie durch den Schlamm zieht. Diese Region gehört fast ganz dem Reis. Zwar wird auch Zuckerrohr angebaut, aber nur im Trockenbau, da die bewässerten Felder für den wichtigeren Reis reserviert bleiben. So ist Zucker hier nicht sehr ertragreich; seine Domäne ist der Süden.

Die Bewohner dieser Gegend gehören fast ausschließlich der einen der beiden chinesischen Rassen an, die Formosa bewohnen,



Zuckerrohrtransport im Innern von Formosa.

nämlich den Haklos, Auswanderern aus der Gegend von Amoy in der Provinz Fukien. Sie sind daran kenntlich, daß die Frauen die schauerliche Sitte der Fußverkrüppelung haben. Glücklicherweise hat die japanische Regierung es jetzt verboten, so daß die jüngeren Mädchen und Frauen bereits auf normalen Füßen stehen. Die älteren Frauen aber haben sämtlich verkrüppelte Füße, die zum Teil so klein sind, daß sie wie Stümpfe aussehen, und so bieten die Ärmsten den jedem Chinareisenden wohlbekannten schrecklichen Anblick, wenn sie hilflos einherhumpeln. Dabei sind die Frauen vielfach eigentlich hübsch zu nennen und unter den jüngeren sieht man sogar, besonders in den Städten, oft wirkliche Schönheiten mit ihrem zarten Teint, den Mandelaugen und der zierlichen Figur

in dem seidenen Anzug. Für die Haklos ist übrigens auch die Haartracht der Frauen charakteristisch, glatt zurückgestrichenes Haar, meist mit reichem Goldschmuck, der bei jüngeren Frauen direkt im Haar befestigt ist, bei älteren an einem breiten Seidenband steckt, das über Stirn und Ohren gelegt ist. Bei der älteren Generation sieht man auch öfters noch aus Korallen, Perlen, Steinen gearbeitete Kämme, die wie ein ganzer Blumengarten aussehen. Die Jugend ist aber schon von der Kultur beleckt und trägt sogar manchmal statt Hosen Röcke. Bauern beiderlei Geschlechts tragen nach alter Sitte indigoblaue Anzüge mit den bekannten schlotternden Hosen; aber „für gut“ werden schöne seidene Anzüge getragen, jedoch wie es scheint, nicht mehr die reich gearbeiteten, die man auf älteren Bildern sieht. Diese Haklos sind friedliche, fleißige Bauern, deren Felder immer in glänzendem Zustande sind, und sie sind wohl auch wenig an dem blutigen Teil von Formosas Geschichte beteiligt gewesen.

Zwischen den Feldern ziehen sich Straßen hin, die oft mit der schönen immergrünen Akazie bepflanzt sind, die die Japaner den Baum der reinen Liebe nennen, da aus dem Grab eines berühmten Liebespaares zwei Stämme einst gewachsen sein sollen, die ihre Gipfel vereinigten. Den Bewässerungsgräben entlang wachsen dichte Büsche des palmenähnlichen Pandanus mit seinen Blattschöpfen, aus denen eine Faser gewonnen wird, die zu allerlei Flechtwerk dient. Wo größere Wasserläufe passiert werden, sieht man Fischer auf Bambusflößen ihre Netze auswerfen, und in flachen Teichen sieben Frauen und Mädchen den Schlamm durch Bambusmatten auf der Suche nach allerlei Eßbarem. Dicht dabei sitzen weiße Reiher, das überall vorhandene Charaktertier der formosanischen Ebene, sichtlich sich vor den Menschen nicht fürchtend. Stellenweise waten Dutzende beisammen im flachen Wasser herum oder haben sich als weiße Wolke auf einem großen Banyanbaum niedergelassen.

Aber auch in dieser lieblichen Gegend sehen wir gelegentlich ein Bild der modernen Entwicklung. Nicht weit von der Bahnstrecke liegen Kohlengruben, deren Produkte verladen und abgefahren werden. Hunderte von Chinesinnen besorgen diese Arbeit, die in einer Weise ausgeführt wird, wie es auch nur in einem Lande möglich ist, in dem der Arbeiter (Kuli) für ein paar Pfennige alle seine Bedürfnisse befriedigen kann. Der Kohlentransport geschieht in zwei herzlich kleinen Bambuskörbchen, die die Arbeiterinnen an den Enden einer elastischen Bambusstange in dem für den orientalischen Lastenträger so charakteristischen wippenden Schnellschritt trägt. Das nicht endende Geschwätz und Gelächter zeigt, daß die Arbeit nicht gar so schwer sein kann. In ähnlicher Weise geht auch die Arbeit bei den zahlreichen Flußregulierungsbauten

vor sich, auf die man überall trifft. Das grobe Geröll des Flußbettes wird von den Arbeiterinnen in große Drahtnetze gefüllt und diese Netzsäcke werden dann zu Wällen aufgeschichtet.

Bei dem Städtchen Heichu, halbwegs zwischen Taihoku und Shinshiku, weicht das Reisfeld der Teeplantage. Hier liegt das Zentrum der Produktion des köstlichen Oolongtees und die besten Exportsorten werden hier gezogen. Die Plantagen sehen nicht viel anders aus als irgendwo sonst; vielleicht fällt auf, daß sie nicht so schön und sorgsam gepflegt sind, wie im japanischen Mutterland. Die Bauern sind natürlich auch hier Chinesen, und hier trafen



Zuckerfabrik bei Taichu.

wir zum erstenmal in größerer Zahl das zweite Element der chinesischen Bewohner, die Hakkas, kenntlich daran, daß die Frauen die Füße nicht verkrüppeln und sie eine der altjapanischen ähnelnde hoch aufgetürmte Haartracht besitzen. Ihr eigentliches Heim in Formosa ist das Bergland, wo sie uns wieder begegnen werden.

Bei Shinshiku erreicht die Bahnlinie die Westküste, und sofort ändert sich das Landschaftsbild völlig. Sandige Dünenlandschaft, über die meist sturmartiger Wind braust, breitet sich aus. Die Bewohner, arme Dünenbauern, leben in kümmerlichen Lehm- oder Bambushütten zwischen zerzausten Pandanusgebüschchen. Aber auch dies Land ist angebaut. Zuerst fragt man sich erstaunt, welche Frucht es wohl ist, die in genau westöstlichen parallelen Reihen in

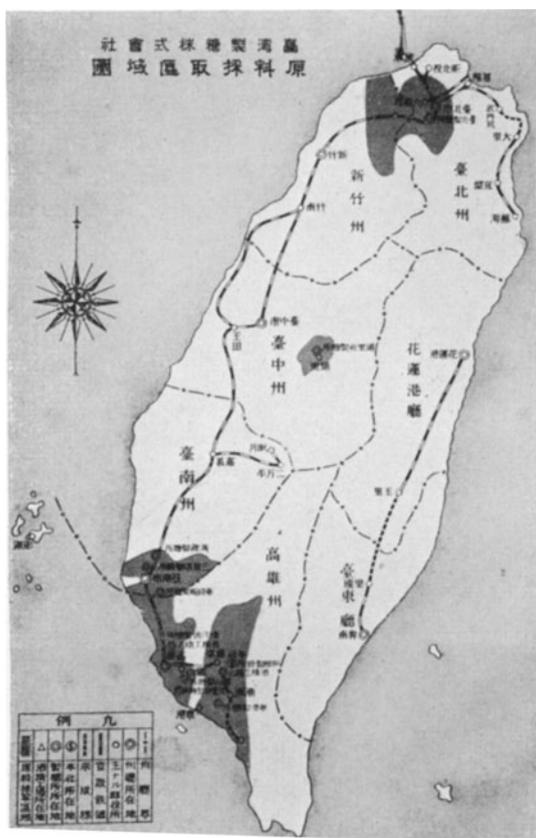
Form hoher, riedgrasähnlicher Reihen steht. Bei näherem Zusehen bemerkt man aber, daß dies nur ein steifes trockenes Gras ist, das angepflanzt ist, um die zwischen seinen Reihen angebauten Gemüse vor dem ewigen Wind zu schützen. Man wird an das nicht unähnliche System erinnert, das die Bewohner der Provence gegen den Mistral anwenden. Endlich tritt die Linie wieder in Bergland ein und die Landschaft wird lieblicher. Auf den Feldern verstreut stehen malerische einzelne Fikusbäume, gelbblühender Hibiskus ziert die Umgebung der Bauernhöfe und die sauberen Bahnstationen leuchten von dicken Hecken violetter Bougainvillien. Gelegentlich werden auf langen Brücken ungeheuer breite, geröllbedeckte Flußbetten passiert, die aber kaum Wasser führen. Aber auch ohne den Anblick der Regulierungsarbeiten kann man sich vorstellen, welche Regenmassen hier in der Regenzeit herunterkommen müssen angesichts des manchmal unglaublich steilen Gefälles. Gelegentlich windet sich ein solches breites Flußbett aus Geröll genau wie ein Gletscher in den Alpen die Berge herunter.

Mit Taichu, der Hauptstadt Zentralformosas, erreichen wir das Zentrum des Reis- und Obstbaues. Obst bedeutet hier vor allem die herrlichste aller Formosafrüchte, die orangengroße, süße und wunderbar aromatische Mandarine, die den Namen Ponkan führt und uns als ständiger Reisebegleiter besonders ans Herz wuchs. Das aufblühende Städtchen ist stolz auf seine moderne Grundwasserleitung, die ihr Wasser zu einem auf einem Hügel außerhalb der Stadt hübsch gelegenen Reservoir pumpt. Wir erfreuten uns allerdings mehr als an der technischen Anlage, auf die unsere Gastgeber sehr stolz waren, an der violetten Pracht der Klematis, die den Turm malerisch einhüllten. Die andere Sehenswürdigkeit ist ein moderner Stadtpark in japanischem Stil, der in seiner Sauberkeit und Ordnung symbolisch ist für die Kulturleistung der Japaner in Formosa.

Südlich von Taichu tritt dann immer mehr das Zuckerrohr, dieses wichtigste Exportprodukt Formosas, in den Vordergrund, und es ist kaum möglich, irgendeinen Ausflug zu unternehmen, bei dem nicht auch eine Zuckerfabrik besichtigt wird. An und für sich sind diese natürlich nicht mehr und nicht weniger interessant als zu Hause, aber die gesamte exotische Umgebung, in der eine moderne Fabrikanlage direkt unwahrscheinlich wirkt, macht einen Besuch doch lohnend. Die Schilderung eines solchen möge für alle genügen.

Abgesehen von zahllosen kleinen und kleinsten Unternehmungen sind heute an Stelle der primitiven chinesischen Zuckergewinnung durch Familienbetrieb hauptsächlich zwei Großunternehmungen getreten, die einen sehr beträchtlichen Teil der Zuckerproduktion von

etwa 4 Millionen Tonnen Rohr (1923) kontrollieren. Beifolgende Kartenskizze zeigt z. B. das Gebiet, dessen Produkte völlig der Taiwan Seito Co. zufließen. Nur ein kleiner Teil des Landes gehört dabei wirklich der Gesellschaft. Der größere Teil gehört chinesischen Bauern, die, mehr oder minder von der finanzkräftigen



Das von der Taiwan Seito Kaisha kontrollierte Zuckerrohrareal (schraffiert) in Formosa.

Gesellschaft abhängig, ihr ihre Gesamtproduktion verkaufen. Die Gesellschaft sorgt natürlich für Saatgut, Düngemittel und sachverständige Ratschläge und ist selbst von den ausgezeichneten Regierungs-Versuchsstationen beraten. Heute wird hauptsächlich javanisches Rohr angebaut, das etwa 18 Monate im irrigierten Feld steht und eine riesige Größe erreicht. Die alte Methode, nach dem Schnitt die neue Saat aus der alten Wurzel zu ziehen, die in West-

indien allgemein üblich ist, hat sich hier nicht bewährt, und jede Saat, die zu den verschiedensten Jahreszeiten erfolgt, wird frisch gepflanzt. Eigene Agenten besorgen das neue Saatgut aus Java. Das reife Rohr wird geschnitten, die jüngeren grünen Blätter werden den Bauern als Futter für die Wasserbüffel geschenkt, die die zähen Blätter sichtlich mit Appetit zermahlen, und die härteren älteren Blätter werden verbrannt oder untergepflügt. Einige große Plantagen arbeiten schon mit Dampfpflug und Traktoren, andere aber bearbeiten noch die Felder nach uralter Chinesenweise.

In der Nähe der Fabriken finden sich Feldbahnen, die die ungeheuren Rohrmassen abführen. Weiter im Lande drinnen aber begegnet man noch den malerischen Büffelwagen, oft mit einem Büffel und einem indischen Buckelochs bespannt, die das Rohr dem nächsten Schienenweg zuführen. Auf den Schienenwegen, die auch der Menschenbeförderung im später zu schildernden Pushcar dienen, laufen von Büffeln gezogene Lorries den Sammelpunkten zu. Etwa ein halbes Jahr lang während des Winters ist dauernd Ernte, und in den unersättlichen Rachen der Zerkleinerungsmaschinen läuft Tag und Nacht Wagen auf Wagen ein, dessen holziger Inhalt von chinesischen Kulis auf das laufende Tragband abgeladen wird. Größere Fabriken verarbeiten in dieser Jahreszeit täglich 2—5000 Tonnen Rohr. Die Fabriken selbst sollen — so sagt man mir — abgesehen von den Zerkleinerungsmaschinen nicht anders eingerichtet sein, als unsere deutschen Fabriken, und mit Vergnügen sahen wir in einigen großen Fabriken auch deutsche Maschinen an der Arbeit. Die chinesischen Arbeiter walteten mit gelassener Ruhe ihres Amtes unter der Aufsicht japanischer Werkmeister. Die Maschinen waren allerdings für ein deutsches Auge sehr schlecht gepflegt, eine Sünde, die von europäischen Technikern der japanischen Industrie allgemein nachgesagt wird. Der erzeugte Rohzucker wird teils erst in Japan, teils aber auch schon in Formosa raffiniert und zum großen Teil in Japan verzehrt, wo sich die früher unbekannte Benutzung von Zucker jetzt so eingebürgert hat, daß der Europäer, der Tee oder Kaffee genießt, scharf aufpassen muß, wenn er nicht vier oder mehr Stück Zucker in seiner Tasse haben will. Die Zuckerfabrikanten haben übrigens manche Pionierarbeit getan, da sie meist die schmalen Schienenwege erbaut haben, durch die das Innere erschlossen ist. Sie sind auch die Hauptagentien, durch die der konservative, aber für gewinnbringende Neuerungen doch zugängliche chinesische Ackerbauer mit modernen Methoden der Bearbeitung und Düngung bekannt wird.

Unsere freundlichen Gastwirte in einer der großen Fabriken, in deren gemütlichem Klubhaus wir übernachteten, werden es ver-

zeihen, wenn ich die Bemerkungen über Zucker mit einer Schilderung unseres Besuchs schließe, bei dem sie, teilweise unfreiwillig, sehr zu unserer Unterhaltung beitrugen. An der kleinen Umsteigestation, von der eine der Gesellschaft gehörige Nebenbahn zu dem kleinen Ort führt, an dem die Zuckerfabrik liegt, wurden wir vom Farmdirektor der Fabrik abgeholt. Es war zweifellos ein schweres Unrecht von uns, den Besuch auf das Neujahrsfest zu verlegen, denn alter Sitte gemäß fängt in Japan dieser Hauptfesttag des Jahres mit Reiswein an und hört mit Reiswein auf, und man kann von den Honoratioren eines Provinznestes einer tropischen Kolonie wirklich nicht erwarten, daß sie gegen Abend noch in der Verfassung sind, Gäste zu empfangen. Unser guter Direktor hatte sich einen wunderschönen europäischen Cutaway angezogen und sein Haupt mit einem steifen Hut geschmückt, der beträchtlich schief saß, als wir zuerst seiner ansichtig wurden. Die tiefen japanischen Verbeugungen überstand er gerade noch, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Als er aber begann, unsere neun Gepäckstücke abzuzählen, reichte es nur noch bis vier, und nach einem zweimaligen vergeblichen Anlauf gab er das Unterfangen auf. So schwankte er uns denn vorauf in das Empfangszimmer des Bahnhofs, wo sich noch mehrere seiner Untergebenen einfanden und die übliche Visitenkartenschlacht begann. Schon in Japan liebt es der Japaner sehr, bei der Vorstellung Visitenkarten auszutauschen. Hier in Formosa aber, wo neue Gesichter seltener sind, ist diese Sitte zur Virtuosität entwickelt und findet mit all den Allüren einer ungeheuer wichtigen und feierlichen Handlung statt. Wo wir auch hinkamen, mußte erst die Visitenkartenschlacht, wie wir es nannten, geschlagen werden, wobei genau nach einem strengen Kommtverfahren wurde; zu diesem gehörte es glücklicherweise, daß ich, der als das würdigste Glied der Gesellschaft galt, nicht immer eine Gegenkarte abzuliefern hatte. Sonst hätte der immerhin beträchtliche Vorrat, mit dem ich mich versehen hatte, nicht ausgereicht. Gelegentlich gab es übrigens auch hierbei etwas zum Lachen, so gerade in diesem Ort, wo der uns empfangende japanische Landrat des Bezirks eine Karte überreichte, auf die er als Übersetzung seines einheimischen Titels in Deutsch geschrieben hatte: Häuptling des Bezirks soundso.

Nach einer kurzen Fahrt mit dem Bimmelbähnchen erreichten wir unseren Bestimmungsort. Hier wurde unser bis dahin höchst gesprächiger Direktor plötzlich stumm, denn nun trat sein nächsthöherer Vorgesetzter auf, der entsprechend seinem höheren Rang auch mehr Sake getrunken hatte. Nachdem auch hier die Visitenkartenschlacht siegreich bestanden — hier fand sich der erwähnte

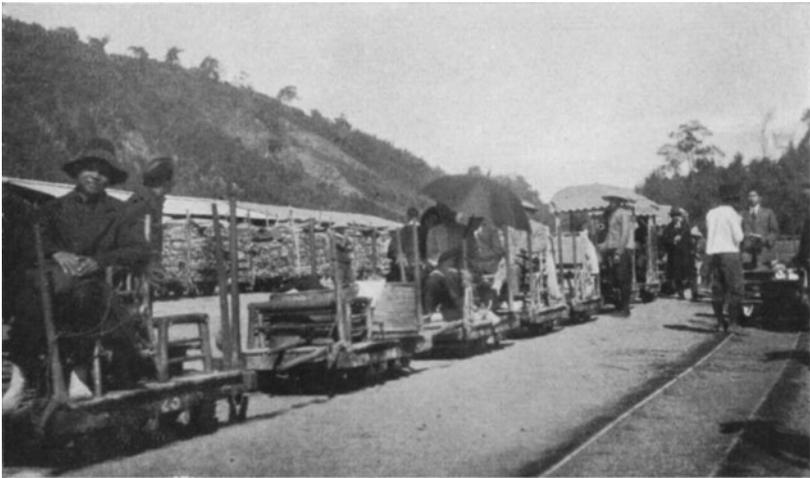
„Häuptling“ ein, übrigens ein sehr sympathischer, tüchtig und energisch wirkender und trotz des Neujahrs völlig nüchterner Beamter —, begann der neue Führer mit schallender Stimme englisch zu reden und sprach: „, Sie müssen entschuldigen, daß ich leider kein Deutsch kann, nur ein ganz klein wenig Englisch.“ Von diesem Augenblick bis zum Schlafengehen schwieg er nicht mehr, und so oft er in das Englisch fiel, wiederholte er den genannten Satz mit großem Pathos und fügte noch hinzu: „Bitte, machen Sie es sich hier recht ungemütlich.“

In dem Klubhaus der Fabrik findet sich als besonderer Stolz „das“ europäische Zimmer, in dem wir verblieben, bis alle ins köstliche heiße Bad gestiegen waren. Dann gab es großes Diner in einer Form, die auch mir neu war: Sogenanntes europäisches Essen an europäisch gedeckter Tafel, aber die Tafel war nur einen Fuß hoch und darum saß man japanisch auf dem Boden. In meinen recht reichen fernöstlichen Dinererfahrungen ist mir dieser Typ noch nicht vorgekommen, und ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich mich nach Wiederholung sehne. Bei dieser Gelegenheit trat nun auch zum erstenmal eine Person in Erscheinung, die es verdient, kurz festgehalten zu werden. Der liebenswürdige Gouverneur der Provinz Tainan hatte uns hierher seinen chinesischen Dolmetscher als Reisebegleiter entgegen geschickt. Nun, zum Dolmetschen ist er nie gekommen, obwohl er ganz gut englisch sprach. Der nette alte Herr mit seinem hageren alten Schädel, ein glänzender asiatischer Typ, litt nämlich an einer geradezu unerhörten Bescheidenheit. Er hielt sich für einer so erlauchten Gesellschaft so völlig unwürdig, daß er sich ständig in ein Mauselloch verkroch, bis wir ihn herausholten. Bei der ersten gemeinsamen Eisenbahnfahrt war er nach dem Einsteigen einfach verschwunden. Nach längerer Zeit wurden wir ängstlich und suchten den Wagen nach ihm ab, aber er blieb verschwunden. Aber an der Endstation, siehe, da tauchte er zwischen den chinesischen Kulis auf, unter die er sich verkrochen hatte. Ähnlich ging es immer, und als er dann aus familiären Gründen uns wieder verlassen mußte, fiel es uns nicht allzu schwer, seine hervorragenden Dienste als Dolmetscher zu entbehren.

4. Bei den Eingeborenen Zentralformosas.

Lange bevor die chinesischen Herrscher sich für Formosa zu interessieren begannen, war das Land von malayischen Stämmen besiedelt worden, die irgendwoher von Süden gekommen waren. Es soll im 6. Jahrhundert gewesen sein, und vorher soll das Land von einer anderen Urbevölkerung bewohnt gewesen sein, die von

den wilden malaiischen Eroberern in das Innere vertrieben wurden¹⁾. Die malaiischen Stämme besiedelten dann die fruchtbare Westküste und lebten dort mehr oder minder ungestört. So blieb es, bis die Holländer ankamen, die aber mit großer Geschicklichkeit verstanden, die halbwilden Naturkinder zu behandeln. Es gelang ihnen bald, auf friedlichem Weg alle ihnen erreichbaren Stämme zur Anerkennung ihrer Hoheit zu bewegen, ja es konnten sogar protestantische Prediger, unter ihnen vor allem CANDIDIUS, die Stämme zum Christentum „bekehren“ und ihnen sichtlich manche Segnungen bringen, für die sich die Eingeborenen durch Treue dankbar er-



Am Pushcarbahnhof.

wiesen. Nach den Missionsberichten dieser Zeit müssen die Eingeborenen damals eine zwar primitive, aber moralisch hochstehende Rasse gewesen sein²⁾.

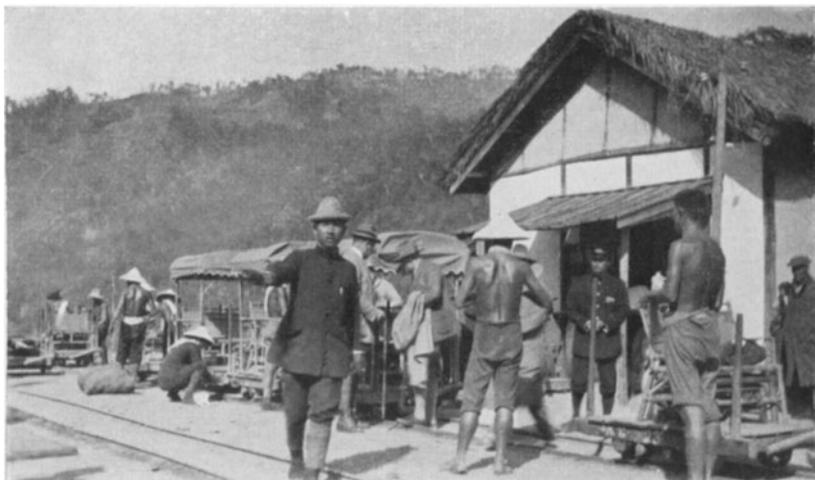
Ihre guten Zeiten hörten aber auf, als nach Vertreibung der Holländer durch den merkwürdigen KOZINGA, dessen Geschichte später berichtet wird, sich mehr und mehr chinesische Auswanderer nach Formosa wandten. Sie nahmen den harmlosen Eingeborenen teils mit List und Tücke, teils mit Gewalt, ihr Land weg und drängten sie immer mehr in die unzugänglichen Gebirge zurück. Von da an sind die Wilden die unerbittlichen Feinde der Chinesen und manch chinesischer Kopf fiel seitdem den Kopfjägern zum Opfer. Nur einige wenige Stämme blieben in der Ebene zurück und wurden dort all-

¹⁾ S. das oben zitierte Werk von RIESS.

²⁾ Näheres bei CAMPBELL, W. *Missionary success in Formosa*. London, TRÜBNER.

mählich chinesiirt und sanken in den Kulistand hinab; sie sind heute kaum mehr zu erkennen. Die übrigen Stämme haben in den Bergen, die etwa 40 vH der Insel einnehmen, bis zum heutigen Tage sich mehr oder minder unabhängig gehalten, und selbst die Japaner haben bisher noch nicht alle Stämme befrieden können.

In weiteren Kreisen sind die Eingeborenen aber als Kopffjäger bekannt, eine uralte malaiische Sitte, die ja z. B. auch auf Borneo gefunden wird. Die Holländer fanden diese Sitte schon vor, aber es gelang den Geistlichen, die Stämme, die unter ihrem Einfluß standen, zu bewegen, die grauenhafte Sitte aufzugeben, und diese Stämme sollen auch später sie nie mehr angenommen haben. Die Kopffjägerie wird zum Teil aus religiösem Aberglauben betrieben:



Haltestelle der Pushcarlinie im Innern.

Bei irgendeiner festlichen Gelegenheit muß der frisch abgeschnittene Kopf eines Feindes dargebracht werden. Hauptsächlich aber dient die Kopffjagd dem Beweis kriegerischer Mannestugend. Der junge Mann, der in die Reihen der Erwachsenen aufgenommen werden will, muß erst seine Tüchtigkeit beweisen, indem er den Kopf eines getöteten Feindes heimbringt. Der heiratsfähige Jüngling kann ein begehrenswerteres Mädchen freien, wenn er eine ordentliche Zahl Köpfe für das Schädelhaus des Dorfes geliefert hat, und Einfluß in der Gemeinde wird nur durch Erbeutung möglichst vieler Köpfe gewonnen. Ursprünglich waren es natürlich die in ständiger Fehde stehenden Stämme, die sich gegenseitig die Köpfe abjagten. Nach dem Eindringen der Chinesen wurde der Chinesenkopf besonders begehrt, und nach der japanischen Besitzergreifung fiel auch

mancher japanische Kopf. Heute haben die unterworfenen Stämme natürlich die Kopfjagd aufgegeben, die nicht unterworfenen aber üben die schöne Gewohnheit weiter aus. Im letzten Jahr sollen nach offizieller Angabe nur drei Köpfe gefallen sein, Frau Fama nennt allerdings ganz andere Zahlen. Auf die naiven Vorstellungen, die die Kopfjäger mit ihrer mörderischen Tätigkeit verbinden, wirft übrigens folgender Vorfall ein Streiflicht, der sich kürzlich ereignet haben soll: Ein bisher noch aufsässiger Stamm hatte mit den japanischen Behörden einen Friedenspakt geschlossen. Darauf unternahmen einige Offiziere eine Tour in das Gebiet des Stammes,



Bei den Berghakkas.

kehrten aber nicht mehr zurück. Als die Japaner dem Häuptling darob Vorstellungen machten — der „Wilde“ bricht ja nie sein Wort — versprach er, eine Untersuchung anzustellen. Nach einiger Zeit teilte er mit, daß er festgestellt habe, daß die Offiziere in einer Gegend getötet worden seien, in die die Nachricht von dem Freundschaftsvertrag noch nicht gedrungen sei. Er bedaure das sehr und schicke hiermit die irrtümlicherweise genommenen Köpfe wieder zurück; womit die Sache für ihn sicher befriedigend erledigt war.

Das gesamte gebirgige Innere der Insel ist heute noch von den Eingeborenen bewohnt. An vielen Stellen sind sie jetzt friedlich, nehmen die japanische Herrschaft an und unterlassen die Kopfjagd. Dieser Erfolg hat aber die Japaner viel Blut und Geld gekostet. Im Anfang der Besetzung versuchten sie friedlich der Ein-

geborenen Herr zu werden. Als dies nicht gelang, ließen sie sie zunächst unbeachtet. Aber auf die Dauer war das nicht möglich und da eine militärische Unterwerfung in den mit Dschungel und Urwald bedeckten wilden Gebirgsschluchten ein Ding der Unmöglichkeit ist, so wurde schließlich eine Methode wieder aufgenommen, die die Chinesen schon im 18. Jahrhundert versucht hatten. Das ganze Wildengebiet wurde mit einem, an besonders gefährlichen Stellen elektrisch geladenen Zaun umgeben, an dem in kurzen Abständen Wachhäuser standen, die mit japanischen und formosachinesischen Polizeisoldaten besetzt waren. An bestimmten Stellen waren Stationen errichtet, zu denen die Wilden zum Tauschhandel kamen und ihre Hirschfelle, Ramiegewebe und ähnliches gegen billige Waren einhandelten. Das hinderte aber nicht, daß manche Wache getötet wurde oder daß eine Kopffjagdexpedition sich gelegentlich unter dem Zaun durchgrub. Allmählich wurde so aber die Grenze weiter vorgetragen, und heute kann man schon an mehreren Stellen ungefährdet die Insel durchqueren. Es sollen nur noch an wenigen Stellen die erwähnten Zäune bestehen. Es gelang mir allerdings nicht, darüber einwandfreie Informationen zu erhalten, und ich bezweifle, daß die optimistische Darstellung ganz richtig ist. Ein eigenes Urteil zu bilden, dürfte schwer sein, denn den japanischen Behörden ist es ein leichtes, bei dem Charakter der Zugänge zum Inneren, jeden Reisenden zu kontrollieren und ihn nur dorthin zu lassen, wohin sie wollen. So führten meine beiden Touren ins Innere auch nur zu unterworfenen Eingeborenen¹⁾.

Von der nordsüdlichen Haupteisenbahnlinie zweigt ungefähr in der Mitte in Nisui eine Zweiglinie ab, die zum Zweck der Abfuhr von Zuckerrohr und Bananen in die Berge hinein nach Gwaishatei führt. Die Bahn windet sich im breiten Tal des Taksui, trüber Fluß, wie er mit Recht heißt, in die Berge. In dieser Jahreszeit ist er nur ein schmales Rinnsal, aber das kilometerbreite steinige Flußbett mit der steilen hohen Uferböschung deutet an, wie dieser zweitgrößte Fluß des Landes im Sommer aussehen mag. Am Steilhang stürzen häufig mächtige breite Wasserfälle herab, aber ohne Wasser; das nackte Geröll und die zerwaschenen Felsen deuten jetzt nur an, was in der Regenzeit ein herrlicher Anblick sein muß. Das Tal ist von unerhörter Fruchtbarkeit. Ausgedehnte, gut gepflegte Bananenplantagen ziehen sich weit die Berghänge hinauf. Dazwischen liegen kleinere Pflanzungen der Arekapalme, deren kerzengerade hohe

¹⁾ In einem kürzlich erschienenen Buch berichtet eine Engländerin von ihren Reisen bei den Kopffägern. In Formosa geht das Gerücht, das ich nicht kontrollieren kann, daß die abenteuerlustige Dame nie einen Kopffäger gesehen habe.

Stämme mit dem kleinen Blattschopf an der Spitze die bescheidenen Behausungen hoch überragen. Sie werden bekanntlich hier wie sonst in den Tropen zur Gewinnung ihrer Frucht, der sogenannten Betelnuß, gebaut. Leider! Denn die Nuß, in ein mit Kalk beschmiertes Blatt gewickelt und gekaut, färbt Zähne, Gaumen und Speichel des Kauenden scheußlich rot und der Blick in den roten Höllenschlund des geöffneten Mundes einer kauenden alten Chinesin — oder Malaiin in Südostasien — ist genügend, einem den Magen völlig umzudrehen. Ich habe übrigens in Formosa den gräßlichen Pfropf glücklicherweise nur im Mund alter Weiber gesehen. Vielleicht ist den jungen die scheußliche Sitte von den Japanern abgewöhnt worden.



Rast beim Aufstieg zum Drachensee.

Von Gwaishatei ab wird der Weg ins Innere mit jener für Formosa so charakteristischen Beförderungseinrichtung fortgesetzt, die den englischen Namen Pushcar führt. Es gibt wohl niemand, der nicht beim ersten Anblick dieses Vehikels erstaunte. Aber bei längerer Bekanntschaft hat er noch viel mehr Gelegenheit zum Erstaunen. Am Pushcar-Bahnhof stehen etwa ein Dutzend niedrige Lorries oder „Hunde“, bestehend aus einer hölzernen Plattform von einem guten Meter Länge, die auf einem niederen Untergestell mit schweren kleinen Eisenrädern sitzt. Das Ganze läuft auf kleinen Feldbahnschienen. Die Linie ist von den Zuckerfabriken für die Rohrabfuhr aus den ferneren Bergtälern gebaut und befördert auch Passagiere, da keine anderen Straßen in die Berge führen. Für Passagiertransport werden zwei niedere Bänke aus spanischem Rohr

auf die Plattform gestellt, auf deren vorderer zwei Mann Platz nehmen. Für uns wurden ehrenhalber Bänkchen mit Rückenlehne aufgestellt und ein einfaches Regen- und Sonnendach aufgesetzt, das mit ein paar Schnüren festgebunden wird. Vorn und hinten am Wägelchen steckt jederseits ein hoher fester Stock und an diesem schieben zwei chinesische Kulis den Wagen.

Die ganze Kavalkade ist beisammen, und nun geht es los. Erst ziemlich steil bergauf in scharfem Schritt, dann kommt eine ebene Stelle und sofort setzen sich die Kulis in Trab, der bald in schärfstes Rennen übergeht. Sobald der Wagen etwas Fahrt hat, springen sie hinten auf und wir rollen lustig dahin. Verringert sich die Fahrt, so springen sie ab und das Rennen geht wieder los. Eine sehr leichte Arbeit ist das nicht, es dauert auch nicht lange, so ziehen sich die Kulis, während uns in der kühlen Morgenluft friert, halbnackt aus. Am Wagen vor mir läuft einer, der auch später in der Mittagshitze keinen Tropfen schwitzt, während sein Partner schweißgebadet ist. In der Regel hat man nicht das Gefühl, daß sich die Leute überanstrengen; einmal aber schob mich ein Mann, der fürchterlich schnaupte, und das machte die Sache für einen Europäer, der auch im Kuli den Menschen sieht, recht unbehaglich. Die Linie ist auf Schwellen in der primitivsten Weise an den Bergrand gebaut, und oft fehlt ein Weg, auf dem die Kulis laufen können, vollständig. Sie laufen dann auf den Schwellen oder stoßen stehend mit einem Fuß ab. Vor den primitiven Brücken über die zahllosen Wasserläufe wird immer scharf gelaufen, um im Schwung über die Brücke zu kommen. An besonders steilen Stellen steigt der Passagier aus und geht zu Fuß. Die wahre Freude beginnt allerdings erst, wenn es bergab geht; doch davon später.

Der Schienenweg führt durch ein herrliches schluchtartiges Bergtal, durch das zwischen großen abgeschliffenen Felsblöcken ein Gießbach herabschäumt, in die Höhe. Die steilen Ufer sind von dichtem Urwald bestanden, in dem die strickartigen Lianen allorts von den Ästen herabhängen und ein undurchdringliches Gewirr bilden. Auf Hängebrücken, in die der Wagen meist in unheimlichen Kurven hineinsaut, wird der Fluß mehrfach überschritten. Viele Lebewesen sind nicht zu bemerken, wie überhaupt in dieser Jahreszeit die Natur tot ist; hie und da fliegt eine der blauen Dohlen mit ihren langen wippenden Schwanzfedern in den Wald, und auf einem Zweig über dem Wasser sitzt ein Eisvogel, noch bunter womöglich als sein europäischer Vetter. Hie und da werden kleine Ansiedlungen von erbärmlichen Hütten passiert, bis wir schließlich ein Dorf erreichen, in dem eine Rastpause gemacht wird. Die Kulis erfrischen sich an seltsamen chinesischen Leckerbissen, während wir uns an

die geliebte Ponkan und saftige Bananen halten. Die Bevölkerung, die in Häusern haust, die kaum diesen Namen verdienen, aus Bambus, spanischem Rohr und etwas Holz gezimmerten dunklen Hütten, besteht hier ausschließlich aus dem zweiten Hauptteil der chinesischen Bevölkerung, den Hakkas.

Die Hakkas waren die erste chinesische ackerbauende Bevölkerungsgruppe, die im Mittelalter nach Formosa kam, nachdem der Reichtum des Bodens durch die Seeräuber, die dem Land öfters Besuche abstatteten, bekannt geworden war. In ihrer Heimat waren die Hakkas eine verachtete Kaste, die kein Land ihr eigen nannten, daher nicht den heiligen Ahnenkult ausüben konnten und von Ort zu Ort getrieben wurden. (Auf meine Fragen sagte man



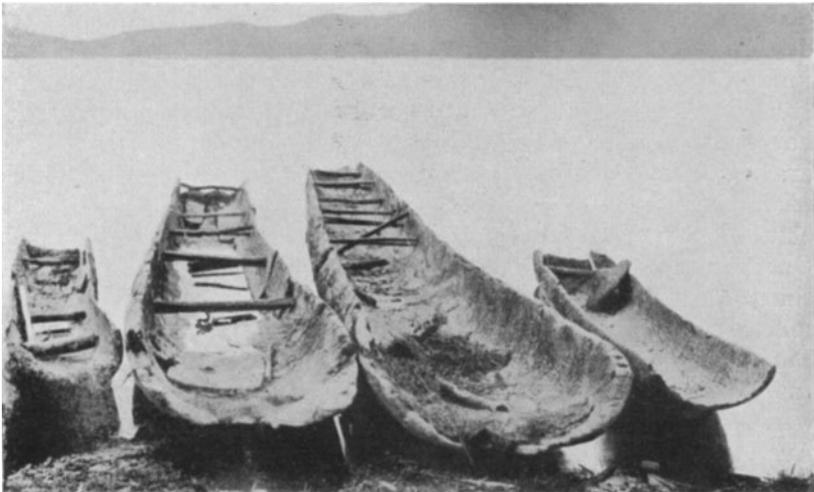
Hängebrücke beim Drachensee.

mir, daß sie auch heute noch in Formosa, wo sie selbhaft sind, von den anderen Chinesen verachtet werden und Heiraten zwischen beiden Klassen sehr selten sind.) Diese Heimatlosen, die besonders in der Provinz Kwantung lebten, wanderten nun in Mengen nach Formosa und waren es zunächst, die die Kämpfe mit den Eingeborenen aufnahmen und ihnen mehr und mehr nach den Bergen folgten. Während die Ebene allmählich von den fukienesischen Einwanderern eingenommen wurde, siedelten sich die Hakkas immer mehr im Gebirge an der Grenze des Eingeborenenterritoriums an und wurden in Kampf wie Tauschhandel die eigentlichen Mittelmänner zwischen Eingeborenen und Außenwelt. Sie sind eine furchtlose, kräftige und ausdauernde Rasse, dem harten Grenzerdasein gut angepaßt. Dem Reisenden fallen sie durch eine gewisse Trotzigkeit und Wildheit

ihres Aussehens auf, und wir hatten unter ihnen immer das Gefühl, daß sie eine wesentlich gefährlichere Umgebung darstellen, als die „Wilden“. Da sie im Gegensatz zu den Amoydialekt sprechenden Fukienesen Kantondialekt sprechen, werden sie von den Japanern mit Unrecht Cantonjin genannt. Mit Sicherheit kann der Fremde sie ohne weiteres an den Frauen unterscheiden. Diese verkrüppeln ihre Füße nicht und tragen stets eine merkwürdige Frisur mit einem turmartigen Knoten, die etwas an die der Japanerin erinnert und genau der Frisur gleicht, die der japanische Jüngling der Ashikaga-periode trug, wie sie dem Besucher des klassischen japanischen Dramas bekannt ist. Es schien mir, daß die Frauen meist häßlich sind und daß die zarten, feinen Gesichter, die man sonst oft bei jungen Chinesinnen findet, fehlen. In der Zeit der Chinesenherrschaft müssen diese kriegerischen und unbotmäßigen Menschen den Mandarinen viele Sorge gemacht haben, und die Geschichte berichtet von vielen blutigen Rebellionen. Die Japaner, die sie mit gleicher Gerechtigkeit behandeln, wie die übrige Bevölkerung, scheinen aber keinerlei Schwierigkeiten mit ihnen zu haben, ja pflegen sie überhaupt nicht besonders zu unterscheiden, wenn sie von den Hontojin, den Inselbewohnern, sprechen, worunter sie die gesamte chinesische ansässige Bevölkerung verstehen. (Nur vorübergehend anwesende Chinesen werden als Chinesen bezeichnet, die anderen als Eingeborene oder Hontojin, die malaiischen Eingeborenen aber als wilde Barbaren, Seiban.)

Bei der kleinen Siedlung Fumpo, die nach etwa vierstündiger Fahrt erreicht wird, verlassen wir die Wägelchen, um einen Ausflug nach dem wegen seiner malerischen Lage in den Bergen berühmten Candidussee, dem einzigen größeren See Formosas, zu machen. Wie der Name besagt, wurde er zuerst von dem schon erwähnten holländischen Missionar besucht. Jener in der westlichen Literatur übliche Name ist aber in Formosa gänzlich unbekannt; hier führt der See den poetischen Namen Jitsugetsutan, Sonnenundmondsee, weil er aus einem größeren und kleineren länglich-runden Abschnitt besteht, oder Suiko, Drachensee. An der Station werden wir bereits von dem im Bergland unvermeidlichen Polizisten erwartet. Überall sind Polizeistationen verteilt, und der Polizist ist der Hauptherrscher der Distrikte. Ob wir beschützt oder beaufsichtigt werden sollten, weiß ich nicht, jedenfalls fehlte bei keinem Ausflug der Hüter der öffentlichen Ordnung. Durch ein liebliches Tälchen zwischen urwaldbedeckten Bergen führt der Steig bei beträchtlicher Hitze steil bergan, und schon nach einer halben Stunde erreichen wir einen freien Platz, von dem man einen wundervollen Blick über das waldbedeckte Bergland mit seinen zahllosen tiefen Tälern und Schluchten

genießt. Hier treffen wir auf zwei europäisch gekleidete chinesische Volksschullehrer, die den gleichen Weg machen und uns gastlich von ihrem Mundvorrat an Obst anbieten. Wir legten dann den größten Teil des Wegs mit den ruhigen, sympathischen Leuten zurück, die gut japanisch sprachen. An der gleichen Stelle stieß ein zweiter Polizist zu uns, der uns vom See her entgegen gesandt war und seinen Kameraden ablöste. Bald biegt der Weg in eine prächtige Schlucht ein, an deren Flanken wir hochsteigen. Steil fällt das Gewirr von Bäumen und Schlingpflanzen in die Tiefe, und von jenseits blicken manchmal senkrechte Felswände durch das Astgewirr. Die einzigen Lebewesen, die wir bemerken, sind die schönen blauen



Uralte Einbäume am Drachensee.

Dohlen, deren Ruf auf das Haar dem unseres Pirols gleicht. Bei einer Wegbiegung stehen wir plötzlich am Rande der tiefen Klamm, und vor uns liegt die luftigste aller Brücken, die über den tiefen Abgrund gespannt ist. An ein paar halbmorschen Baumstämmen sind Bündel von Eisendrähnen befestigt, die die Schlucht überspannen. An ihnen hängen, mit gewöhnlichen dünnen Eisendrähnen befestigt, Querbrettchen, über die schmale Längsbretter gelegt sind. Darüber balanciert man, während das ganze Machwerk wie ein Schiffchen auf den Wellen schwankt, über den Abgrund hinweg. Der Anblick der Schlucht ist aber so großartig, daß man kaum Zeit hat, an die Zuverlässigkeit der Brücke — die wahre Lügenbrücke — zu denken. Tief unten schäumt der Gießbach zwischen fast senkrechten Felswänden; diese aber sind über und über mit den gra-

ziösen Baumfarnen bewachsen, zwischen denen armdicke Lianen über die Felswände hängen. Wir haben später noch manche derartige Schlucht überschritten, aber keine konnte sich mit dieser an Großartigkeit messen.

Jenseits lichtet sich bald der Wald, und man sieht in der Ferne die hohen Berge am jenseitigen Seeufer; noch eine Biegung, und vor uns liegt der See hinter einem bescheidenen Fischerdorf. Nahe dabei befindet sich die Polizeistation und darüber auf einer Anhöhe ein japanisches Gasthaus, von dessen Zimmer aus man den ganzen See überblickt. Es ist vielleicht nicht allzu weit von der Wahrheit entfernt, wenn man den See mit unseren Voralpenseen vergleicht, etwa dem Tegernsee. Nur sind die Berge bis zum Gipfel mit Urwald bedeckt und haben den reich durchfurchten kulissenartigen Charakter, der hier wie in Japan so sehr häufig ist. Heute schläft der See noch in idyllischer Ruhe, die nur selten einmal durch einen Besucher gestört wird. Aber das wird nicht mehr lange dauern. Denn schon hat man begonnen, die Pläne auszuführen, hier ein riesiges Wasserkraftwerk zu errichten, das beträchtliche Teile der Insel mit Elektrizität versorgen soll. Der See soll 85 Fuß aufgestaut werden, ein benachbarter Fluß — der See selbst wird nur von unterirdischen Quellen gespeist — wird in den See eingeleitet und das Wasser mit einem Stollen von 1100 Fuß Gefälle abgezapft. In zwei Werken sollen dann 180000 PS gewonnen werden; die riesigen deutschen Turbinen sind schon an Ort und Stelle. Sicher wird das der schönen Insel sehr zum Segen gereichen. Aber der Naturfreund wird einem weiteren Idyll nachtrauern, das das Herz, wenn auch nur weniger Auserwählter, seit drei Jahrhunderten erfreute.

Die Chinesen haben von alters her eine Vorliebe dafür, bei berühmten Szenerien acht besondere Schönheiten oder Sehenswürdigkeiten aufzuzählen, und die Japaner haben diese Sitte übernommen. Durch DAUTHENDEYS poetische „Acht Gesichte am Biwasee“ hat diese Tradition auch Eingang in die deutsche Literatur gefunden. So gibt es nun auch am Sonnenundmondsee die acht Gesichte, die Hakkei: 1. der Morgennebel über den Wassern schwebend, 2. das Einbaumboot, den See durchfurchend, 3. der Anblick der lieblichen neun Buchten des Sees, 4. die auf dem See treibenden schwimmenden Grasinseln, 5. die auf dem klaren Wasser schwimmenden Lotosblätter, 6. der Gesang der Eingeborenen beim Hirstestampfen, 7. nächtlicher Fischfang beim Fackelschein und 8. das Panorama der den See einschließenden Berge. Es wäre sicher nicht schwer, die Zahl dieser Schönheiten zu vermehren, aber da es nun einmal acht sein müssen, so müssen wir uns damit begnügen, sie fast alle genossen zu haben.

Nach einem hauptsächlich aus japanischen Konserven bestehenden Mahl bestiegen wir ein Fischerboot, natürlich wieder unter polizeilicher Eskorte, um nach dem einzigen Eingeborenendorf zu rudern, das sich noch am See gehalten hat. Die Leute sind aber wohl nicht mehr rasserein, da sie schon lange friedlich in Kontakt mit den umher wohnenden Bergchinesen stehen. Die Japaner bezeichnen sie daher auch als Halbwilde. Wir rudern in den „Sonnen“-teil des Sees hinaus, an dessen Ufern eigenartige, auf hohen Pfählen stehende Hütten der Fischer auffallen und riesige quadratische Netze, die an einem gebogenen Bambuspfahl über dem stillen Wasser schaukeln. Hie und da paddelt ein Eingeborener in einem mächtigen Einbaum vorüber, jenem uralten Fahrzeug, das sich



Konzert der „Halbwilden“ am Drachensee.

genau so bei der europäischen Urbevölkerung fand, wie es heute noch zahllosen primitiven Völkerschichten dient. Hier am See zeichnen sich allerdings die Einbäume durch gewaltige Ausmaße und beträchtliche Roheit der Bearbeitung aus. Vor Jahren bin ich selbst einmal auf einem malaiischen Einbaum über den Korallenriffen der Tausend Inseln in der Sundasee herumgerudert; aber der war in seiner zierlichen, sauberen Ausführung und leichten Bauart ein Kunstwerk, wenn auch ein etwas schwankendes und gebrechliches, im Vergleich mit dem hier von den malaiischen Vettern benutzten plumpen Kahn. Kampferbäume von ganz gewaltiger Dicke sind ausgebrannt und ausgehöhlt, die beiden Enden weiter gar nicht bearbeitet, gelegentlich tief ausgesplittert, so daß schon kleinere Wellen hereinschlagen müssen. Die Boote, die wir sahen, mögen in

dem Dorf schon jahrhundertlang in Gebrauch sein, denn ihr Aussehen glich durchaus den in norddeutschen Torfmooren oder in Pfahlbauten ausgegrabenen. Wenn man bedenkt, daß die Eingeborenen täglich die doch wesentlich leistungsfähigeren Boote der chinesischen Fischer sehen, die vielleicht mit geringerer Mühe hergestellt werden können, muß man den Konservatismus dieser einfachen Halbnaturkinder sicher mit Erstaunen feststellen.

Das Dorf der Halbwilden liegt in einer engen, versteckten Bucht zwischen bewaldeten Hügeln an steilem Berghang. Es wohnen dort etwa 70 Menschen, die sich von Fischfang und ein wenig Ackerbau nähren. Zwischen den primitiven Hütten wimmelt es von armseligen kleinen schwarzen Schweinen, und zahlreiche jämmerliche Köter vergnügen sich damit, die Schweinchen herumzujagen. Schmutzige, schlecht genährte Hühner und Enten, deren Rasse der beste Fachmann wohl nicht festzustellen vermöchte, vervollständigen das Bild. Von den männlichen Bewohnern des Dorfes läßt sich keiner sehen außer dem Dorfschulzen, einem sehr gut aussehenden jungen Mann in indifferenter, halbchinesischer Kleidung. Dagegen sind die Frauen, alt und jung, vollzählig versammelt, da ihnen durch einen Boten mitgeteilt war, daß wir ihren Gesang — das Gesicht Nr. 6 — hören wollten. Alle trugen ihr Festgewand aus einem roten Fasergewebe, im Schnitt stark chinesisch beeinflusst, dazu wenigen armseligen Schmuck aus Silber, Glasperlen, Knochen. Ringsum lungerten zahlreiche halbnackte und schmutzstarrende Kinder herum, die aus scheuen schwarzen Augen die Fremdlinge musterten.

Auf dem Marktplatz oder der Strandpromenade, oder wie man sonst den kleinen freien Platz am Ufer vor dem „Haus“ des Schulzen nennen will, sind im Boden eine Anzahl flache Steine eingelassen, die gleichzeitig Musikpodium und Orchesterinstrumente repräsentieren. Um diese stellen sich die Frauen im Kreis auf, jede mit einem Hirsestampfer bewaffnet, einem langen Stock mit kolbigen Verdickungen an beiden Enden. Diese sind durch verschiedene Länge und Dicke abgestimmt und geben, wenn sie auf die Steinplatte auf fallen, einen ganz melodischen, weichen Ton. Zu einem nicht häßlichen monotonen Gesang wird dann eine Melodie gestampft, deren Rhythmus und Harmonien sehr an die Musik des Gamelangs in Java erinnern.

Nach Schluß der glücklicherweise kurzen Aufführung besuchten wir den Schulzen in seiner großen Hütte. Um ein offenes Feuer kauerten auf dem gestampften Boden ein altes und ein junges Paar nebst einigen Kindern und rauchten ihre chinesischen Pfeifchen. Von unserer Anwesenheit nahmen sie keine weitere Notiz, sondern

blickten ruhig ins Feuer; sie liebten offenbar diese Besichtigung nicht, worin ich mit ihnen fühlen kann. So gingen wir auch bald weiter, nachdem wir die armseligen Bambusgestelle auf beiden Seiten der Hütte, die als Schlafplätze dienen, und die paar Körbe, die den Hausrat darstellten, beachtet hatten. Im Hintergrund der Hütte fiel uns ein hausartiger Einbau auf, der zum Aufbewahren von Reis und Hirse dient. Der junge Schulze war übrigens ein auffallend hübscher Mensch mit freiem, klugem Gesicht, das kaum etwas Fremdartiges an sich hatte und in Südeuropa oder Südamerika wohl kaum auffiele.

Unser Boot führte uns über die ganze Länge des stillen Sees, den kaum ein paar Taucher belebten, zum anderen Ende, wo niedrigere Hügel den Übergang ins Tal kennzeichnen, in das wir hinabsteigen wollten. Gegenüber liegt noch eine größere chinesische Siedlung, deren Ziegeldächer sich nur wenig vom immergrünen Berghang abheben. Am Landeplatz lag ein riesiger, vom Alter stark mitgenommener Einbaum, halb mit chinesischen Dachziegeln beladen. Der Fährmann sitzt daneben am Ufer und raucht sein Pfeifchen und bewegt sicher kein Glied, bis der Kahn voll geladen ist. Weniger gut hat es der arme halbnackte Kuli, den wir später am steilen Berghang treffen, keuchend und schwitzend unter seiner Doppellast von Ziegeln, mit der er in dem so charakteristischen Gang des östlichen Lastträgers den Berg hinauf läuft, wer weiß wie viele Male im Tag. Bald haben wir in der heißen Silvesternachmittagssonne den den See überragenden Hügel erklommen. Noch ein letzter Blick rückwärts zwischen Urwaldbäumen hindurch auf das friedliche Wasser, und dann geht es steil hinab ins Tal, dessen kesselartige Erweiterung zwischen hohen Bergen zu unseren Füßen sichtbar ist. Nahe der Talsohle glauben wir einen großen Ort zu erblicken mit zahlreichen hallenartigen Häusern. Wir werden belehrt, daß hier die Elektrizitätswerke Arbeiterbaracken errichteten, die aber leer stehen, da die Arbeit aus Geldmangel vor der Hand eingestellt ist. Der eigentliche Ort ist ein bescheidenes Dorf der Berghakka, mit Namen Dairin, in dem einige größere Bauernhöfe auffallen. Beim Dorf passieren wir eine recht verwahrloste Plantage des minderwertigen Bergtees, der im Gegensatz zu dem Tee der Ebene in hohen Sträuchern wächst. Mitten darin steht ein Wasserbüffel und nimmt sich seinen Nachmittagstee direkt vom Strauch, von zwei zerlumpten Jungen nicht weiter gehindert. Ein alter Hakka, der nahebei arbeitet, ruft den Jungen bei unserem Herannahen in großer Aufregung unverständliche Bellaute zu, die schließlich die Wirkung haben, daß die Kinder davonlaufen und sich verstecken. Ich nehme an, daß sie vor dem bösen Blick der Fremden gewarnt wurden.

Jenseits des Dorfes treffen wir dann wieder bei einer Wegbiegung auf die Spielzeugschienen der Pushcar-Linie und bald ist die Haltestelle Dairin erreicht.

Nachdem wir uns an schlechtem Tee und herrlichen Früchten erlabt, werden die Wägelchen bestiegen, und die Fahrt in das nächste Tal beginnt. Jetzt lernen wir nun die wahren Reize der Pushcar-Fahrt kennen. In rasendem Tempo saust das Wägelchen, von seinem Gewicht getrieben, den Berg hinab. Nun kommt eine steile Kurve um eine Felsnase herum, auf der anderen Seite ein tiefer Abgrund. Der Kuli hinten ruft sein einziges japanisches Wort: Abunai, Vorsicht, gefährlich!, wohl um uns zu beruhigen, legt sich wie ein Kraftwagenrennfahrer weit hinaus in die Kurve, und mit einem Ruck saust das Gefährt um die Ecke. Nun sehen wir schon von weitem eine aus ein paar Balken zusammengeschlagene Brücke über eine Schlucht und davor natürlich eine scharfe Kurve; springt das Wägelchen aus den Schienen — was es oft genug tun soll — dann landet man unten in der Schlucht, um wohl nicht mehr hinaufzusteigen. Aber alles geht gut. Dann wieder liegt der Schienenweg hart am Rand eines tiefen Absturzes, und hie und da ist er unterwaschen, so daß die Schwellen ein Stück in der Luft hängen; in sausender Fahrt geht es darüber weg. Kurz, man denke sich die Rutschbahn eines Vergnügungsparks auf viele Meilen ausgedehnt, durch eine wilde Berglandschaft über Abgründe und Schluchten fahrend, und hinten drauf zwei chinesische Kulis, denen ihr Leben selbst nicht viel mehr wert erscheinen wird, als die 60 Pfennige, die sie verdienen; und trotzdem hat man eigentlich kein Bewußtsein von Gefahr, sondern das angenehme Gefühl, das man bei einer sausenden Rodelfahrt empfindet. Man kann sich eben nicht dem den Menschen sichtlich eingeborenen Geschwindigkeitstaumel entziehen.

Das Tal verengert sich mehr und mehr, und nachdem eine große Hängebrücke passiert ist, wird es zu einer prächtigen, von Felsen eingerahmten Schlucht, im Charakter den südtiroler Klausen ähnelnd, aber natürlich von üppigster Tropenvegetation bewachsen. Die Fahrt ist jetzt nicht mehr ganz so wild, und man kann die großartige Szenerie, über die langsam sich die Dämmerung herabsenkt, genießen. Plötzlich öffnet sich die Schlucht, und vor uns breitet sich ein riesiger Talkessel aus, rings von hohen, teilweise schneebedeckten Bergen umgeben, das Tal von Horisha, genau im Zentrum der Insel gelegen. Gerade geht die Sonne hinter den Bergen unter und ergießt goldenen Schein über das wunderbar fruchtbare Tal. Auffallend hoch gewachsene, stolz blickende chinesische Bergbauern kehren vom Felde zurück. Auf riesigen Büffeln reiten Kinder nach Hause, ein immer wieder den Reisenden im Osten entzückendes Bild, das

bekanntlich die asiatische Kunst seit Jahrtausenden festgehalten hat. Hakkafrauen, deren kegelförmiger Sonnenhut hoch über dem Kopf auf der Spitze des Haarknotens thront, und Fukienesinnen mit glattem, goldgeschmücktem Haar, alle mit ihren Säuglingen auf dem Rücken, trotten zwischen hohen Zuckerrohrwäldern nach Hause. Das Ganze ein wundervolles, friedliches Abendbild voller Licht, Farbe und fremdartiger Schönheit.

Die Japaner verstehen es entschieden, ebenso wie die Engländer, sich in ihren Kolonien den heimischen Komfort zu schaffen. So kann man in kein noch so abgelegenes Bergdorf in Formosa kommen, in dem man nicht ein im Interesse der reisenden Beamten gebautes gutes japanisches Gasthaus findet, das für den, der die andersartigen japanischen Sitten anzunehmen versteht, die denkbar angenehmste Unterkunft bietet. In Alt-Japan muß man heute schon ziemlich weit vom Fremdenstrom fortgehen, um die guten alten Wirtssitten noch zu finden. Hier, wo der Fremde noch eine Seltenheit ist, hat sich der alte Stil noch erhalten und man läuft nicht Gefahr, daß einem schauerliches Essen europäischen Stils oder Messer und Gabel statt der Eßstäbchen angeboten werden. Bei der Ankunft am Endpunkt der Pushcar-Linie steht außer den bei unserer immer vorausgemeldeten Ankunft nie fehlenden Spitzen der Behörden, dem Landrat, dem Polizeimeister, dem Eisenbahnchef, auch die Wirtin des Gasthofs — altjapanische Gasthöfe haben meist Wirtinnen, Okamisan genannt; der Mann ist gewöhnlich nicht zu sehen — mit ihren Mägden. Nachdem wir genügend bewundert sind, beladen sich die Mägde unter nicht endenwollendem Gekicher mit unseren Sachen, eine erbeutet den Rucksack, eine andere den Feldstecher, den sie sofort ausprobiert, und dann zieht die Kavalkade gefolgt von den staunenden Blicken der chinesischen Bevölkerung zum Gasthof. Zu unserer angenehmen Überraschung kommen wir in ein weitläufiges Haus mit wunderschönen japanischen Räumen von der ganzen vollendeten kunstgewerblichen Schönheit, die den guten japanischen Raum auszeichnet. Wir beiden Deutschen erhalten das Staatszimmer, das in einem getrennten kleinen Pavillon in einem reizenden Garten liegt. Von den unaufhörlich neugierige Fragen stellenden Mädchen wird man dann wie ein Kind ausgezogen, wobei die jugendliche weiße Haut meines Reisekameraden immer wieder befühlt und mit dem Ausruf: Kirei desu ne!, ach, wie schön! gebührend bewundert wird. Dann schlüpft man in den vom Gasthof gelieferten frischen Waschimono, darüber einen schönen wattierten seidenen ziehend, bindet die seidene Schärpe und sitzt nieder zu dem sofort gebrachten Tee und Kuchen, während das Mädchen Kleider und Wäsche schön zusammenfaltet und in einen Bambuskorb legt. Nach einiger Zeit

wird gemeldet, daß das Bad fertig ist, das ich als Ehrengast immer als erster im Haus benutzen darf, und nun kommt wieder das Zimmermädchen an und seift mich wie einen Säugling von Kopf zu Füßen ab, wobei der Buckel besonders liebevoll gerubbelt wird. Nach dem kochend heißen Bad hilft sie beim Abtrocknen, und dann kommt der Nächstwürdige. Wenn alle gebadet haben, wird ein köstliches japanisches Essen mit allen Delikatessen der japanischen Küche serviert, alles in einem Bergdorf im Zentrum Formosas, in dem vor gar nicht langer Zeit die Köpfe noch sehr unsicher auf den Schultern saßen!

Es ist Silvesterabend, wenn auch die offenen Schiebetüren und der blühende Garten draußen die Tatsache Lügen zu strafen scheinen, und wir beiden Deutschen halten es daher für nötig, einen Silvesterpunsch zu brauen. So ziehen wir nach dem Essen im Kimono aus, um zu versuchen, ein geeignetes Material zu finden. Tatsächlich entdecken wir bei einem Chinesen ein paar Flaschen Bordeaux und Portwein, nach allerlei Versuchen finden wir auch in der chinesischen Apotheke unter Haifischzähnen, Hundefett und ähnlichen Kostbarkeiten der chinesischen Pharmakologie ein Stück Rinde vom Zimtbaum, für das Geld zu nehmen der nette Chinese sich weigert, und kehren stolz in das Gasthaus zurück. Nach vielen schwierigen Verhandlungen über das geeignete Gefäß — auch unsere japanischen Begleiter hatten noch nie einen Punsch gesehen — entscheiden wir uns schließlich für ein erlesenes altes Seladongefäß, in das ich nicht ohne Angst für das kostbare Stück das auf dem Holzkohlenfeuer des Hibachi gebraute Getränk gieße. Auf das Wohl der Lieben zu Hause wurde es langsam geleert, bis es Zeit wurde, daß die Mägde die wattierten Decken zur Nachtruhe auf dem Boden ausbreiten. Von dem Ort her klingt die Musik eines Chinesentheaters, die man mit etwas Phantasie für ferne Silvesterglocken halten kann. Ein Chinese zieht draußen vorbei und singt mit fast melodischer Stimme ein einfaches Lied von berückendem Rhythmus und Tonfall und voll der ganzen Fremdartigkeit des schönen Landes, das mir noch im Halbschlaf nachklingt und heute noch sich wieder einstellt, wenn ich an jene Tage zurückdenke.

Horisha oder Hori, wie es die Japaner jetzt nennen, besteht im wesentlichen aus zwei im Kreuz stehenden Geschäftsstraßen und umliegenden Bauernhöfen. Auch eine Zuckerfabrik und kleine Garnison ist vorhanden, denen wohl der gute Gasthof zu verdanken ist. Im Gegensatz zu den größeren Städten gibt es hier nur wenige japanische Läden, sondern die für jede Chinesenstadt so typischen Geschäfte mit ihrem bunten Sortiment von Waren, die allerdings hier meist billige japanische Exportware ist. Es scheint, daß die

Chinesen hier sehr gern herumdoktern, denn die Zahl der Apotheken ist für die Größe des Orts eine erstaunliche. Die Häuser in typisch südchinesischem (Amoy-) Stil sind zum Teil recht hübsch. Alle haben sie den auf Balken stehenden Vorbau — es sind ausschließlich Holzhäuser —, über dem der Hauptwohnraum liegt und unter dem die Straße hinzieht, also eine Art von Laubengängen. Feuerbrünste scheinen hier nicht so häufig zu sein wie in Japan, denn die Häuser sehen recht alt aus und sind häufig mit schönen, teilweise bemalten Schnitzereien versehen. Aber es fehlt in den Straßen das Gedränge und bunte Leben, das sonst die tropische Chinesenstadt charakterisiert. Vielleicht sind es die ständigen Kämpfe mit den Eingeborenen in den vergangenen Jahrzehnten, die hier eine ernstere, härtere Bevölkerung herangezogen haben.

Am Morgen brachen wir zeitig auf, um mit einer anderen Pushcar-Linie, die noch acht Kilometer ins Gebirge vordringt, ins Gebiet der Eingeborenen zu gelangen. Bevor die Sonne über den hohen Bergen erscheint, ist es empfindlich kühl, und auch unsere schiebenden Kulis tragen eine warme Jacke. Heute machen sie keinen sehr angenehmen Eindruck, sehen verschlagen und mürrisch aus und schnaufen fürchterlich beim Laufen. Bei jeder kleinen Steigung lassen sie uns absteigen, was wir in der Morgenkühle allerdings sehr begrüßen. Das von hohen Bergen eingerahmte Tal verengert sich, und allmählich hört jeglicher Anbau auf. Die Schattenseite des Tals ist mit dichtem Urwald bewachsen, während auf der Sonnenseite abgebrannte, aber verwilderte Hänge auffallen. Sie erinnern an eine Tragödie, die erst vor wenigen Jahren hier stattfand: Eine ganze Kompanie japanischer Soldaten wurde von den Eingeborenen hier aus dem Hinterhalt vernichtet. Eine Strafexpedition zerstörte die Dörfer und brannte alles ab, und seitdem wurden die Hänge nicht wieder besiedelt. Tatsächlich sind wir jetzt im Eingeborenengebiet an der berühmten Grenzlinie, an der sich in wenigen Kilometern Abstand Polizeistation an Station reiht; richtiger gesagt, an einer Stelle der Grenzlinie, an der nicht mehr die scharfe militärische Bewachung nötig ist, da die Stämme dieser Gegend jetzt friedlich sind. Nicht weit entfernt soll sich allerdings noch eine der militärisch besetzten Grenzlinien mit Posten in Abständen von 200 m und elektrisch geladenem Zaun finden, mit der unzählbare Kopfbjäger von der Außenwelt abgeschnitten werden.

Höher und höher windet sich der Weg im Tal, in dem nur gelegentlich ein paar Hütten von Berghakkas sichtbar sind. Liegen sie nahe am Wege, so rufen unsere Kulis in den bellenden Klängen ihrer Sprache den unsichtbaren Bewohnern unverständliche Bemerkungen zu. Nach einiger Zeit erreichten wir eine etwas größere

Siedlung, in der die Polizeistation liegt. Es wird eine kleine Rast gemacht, und die Kulis stecken sich ihr Pfeifchen an, an dessen Stiel der Tabakbehälter baumelt. Mein Reisegefährte, auf den der unappetitliche Anblick des merkwürdigen Tabaks im Beutel großen Eindruck machte, bietet den Versammelten, d. h. den Kulis und ein paar Hakkas, von seinem amerikanischen Tabak an, dessen Aussehen sehr bewundert wird und dessen Geschmack lebhaft bellende Ausrufe provoziert. Von da an machten übrigens unsere Kulis etwas freundlichere Gesichter.

Weiter geht es nun talaufwärts, und bald erblicken wir im Wald vereinzelte uralte Kampferbäume, jene Kostbarkeit Formosas,



Kampferdestille in den Bergen Formosas.

derentwegen schon so viel Blut geflossen ist. DAVIDSON, dem wir das beste Buch über Formosa verdanken, meint einmal: „Es wäre ein interessantes Problem für einen Statistiker, dessen Steckenpferd es ist, auszurechnen, wieviel Zündhölzer täglich verbraucht werden müssen, damit sie hintereinander gereiht die Erde umspannen, auszurechnen, wieviel Menschenblut an den paar Unzen Kampfer klebt, die die menschenfreundliche junge Dame kauft, um die Motten ihren niedlichen Kleidern fernzuhalten, oder wie viele Menschenleben geopfert werden mußten, damit ein dekrepider alter Mann seinen Rheumatismus los wird.“ Diese Bemerkung bezieht sich natürlich darauf, daß der Kampferbaum ausschließlich im Wildengebiet wächst und letzten Endes die Ursache aller Eingeborenenkämpfe darstellt. Tatsächlich sind diese unzugänglichen

Bergwälder Formosas fast die einzige Stelle der Welt, an der der Kampfbaum, aus dessen Holz der Kampfer destilliert wird, in größeren Mengen vorkommt. Und da dieser kostbare, aber leider sehr langsam wachsende Baum nicht in geschlossenen Waldbeständen auftritt, sondern nur als vereinzelter Baum im Urwald verstreut, so mußten die Kampfersucher, d. h. couragierte Hakkas, stets an der Grenze des Wildengebietes in ständigem Kampf mit den unversöhnlichen Kopfhägern arbeiten. Denn da der Kampfbaum gefällt und verarbeitet wird, so muß mit der Zeit der Kampfer-

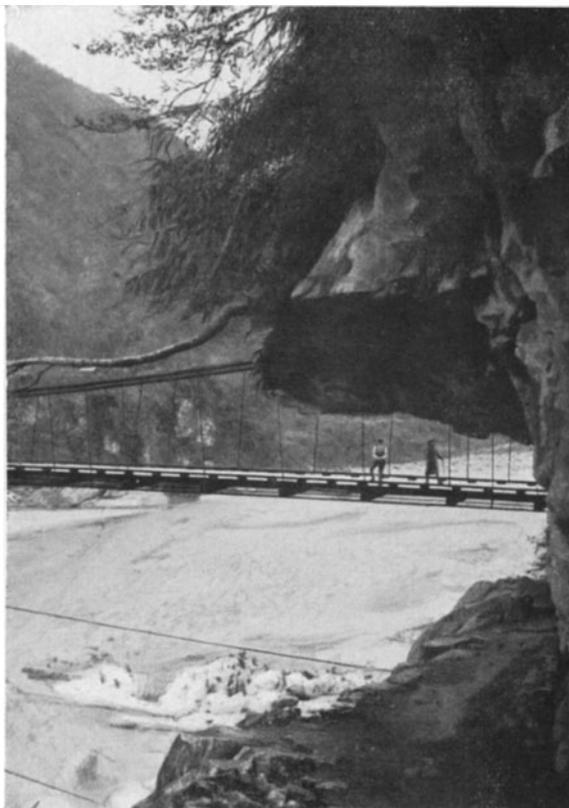


Sublimationskästen der Kampferdestillation in den Bergen.

gewinner immer weiter vordringen, also die Wilden von ihren Wohnsitzen vertreiben. Das bedeutet Racheakte, Wiedervergeltung hierfür und so fort in endloser blutiger Reihe.

Schon im 18. Jahrhundert hatten die Chinesen ein Kampfermonopol eingerichtet (das jetzt auch wieder besteht) und Todesstrafe auf das Fällen von Kampferbäumen gesetzt; die rigorose Durchführung gab dann zu blutigen Aufständen Veranlassung, denn die wilden Berghakkas ließen sich nicht leicht von den Mandarinen in ihre Angelegenheiten dreinreden. Als Folge der Rebellion wurden dann allerlei Konzessionen gemacht und die alten Zustände dauerten fort. Mit der Erschließung des Landes für den europäischen Handel steigerte sich die Nachfrage, besonders seit Kampfer als Rohprodukt für die Zelluloidfabrikation in Betracht kam, und dem-

entsprechend vermehrten sich auch die Anstrengungen der Kampfer-sucher. Das bedeutete aber wieder Steigerung der Kämpfe mit den Eingeborenen. Denn die Chinesen verübten allen möglichen Wortbruch und Grausamkeiten gegen die kindlichen Wilden. Bald wurde mit ihnen ein Kaufvertrag für die Erlaubnis der Ausbeutung eines Gebiets geschlossen und nicht gehalten, bald wurden die Ein-



Auf dem Weg nach Muscha.

geborenen zu einer Besprechung eingeladen, mit Samshu (Reischnaps) traktiert und dann ermordet. Ja es ist bei diesen Kämpfen noch kurz vor der japanischen Besetzung vorgekommen, daß die Chinesen das Fleisch der getöteten Wilden unter den Augen von Europäern auf offenem Markt verkauften, und Menschenfleisch soll damals überall an der Eingeborenengrenze gegessen worden sein, nicht von den Wilden, sondern von den Söhnen des Himmels. Das klingt vielleicht weniger erstaunlich, wenn man sich erinnert, daß

LI HUNG TSCHANG in seinen Memoiren immer wieder den Wunsch ausspricht, das Fleisch seiner Feinde, der Taiping, in den Fleischerläden verkauft zu sehen. Jedenfalls sieht man daraus, daß die Chinesen tausendfach verdient haben, was ihnen die Eingeborenen antaten.

Mit der Befestigung der japanischen Herrschaft hörte dies natürlich alles auf, und wenn auch bis zum heutigen Tag noch manchmal an besonders gefährdeten Stellen Chinesenköpfe fallen, so ist doch im allgemeinen der Kampfergewinner durch die Grenzlinie geschützt. Japan hat auch wieder das Kampfmonopol eingerichtet und zieht daraus großen Nutzen, aber die alte Arbeitsmethode ist



Ausblick vom Gasthaus in Muscha.

doch geblieben. Der chinesische Waldarbeiter erhält die Erlaubnis zur Verarbeitung bestimmter Bäume, die er an Ort und Stelle destilliert, muß aber das ganze Produkt an das Monopolamt in Taihoku abliefern, wo es verfeinert wird.

Ist ein geeigneter Baum im Walde gefunden, so wird er entweder gefällt und die Holzklötze zu der in der Nähe errichteten Destille gebracht, oder aber es werden aus dem lebenden Baum so lange Späne geschnitten, bis er stürzt. Letztere Methode wird vor allem bei uralten Baumriesen benutzt. Die Späne von etwa gleicher Größe werden mit einer eigentümlich geformten Adze (harkenartiges Beil) geschnitten und in den Destillationsofen gefüllt. Eine solche Destille, die wir abseits vom Wege besuchten, sieht noch genau so aus, wie sie uns aus alter Zeit geschildert wurde. Eine primitive, aus Rattan, Bambus und Schilf errichtete Hütte enthält in einem offenen

Raum den aus Backstein und Lehm gebauten Ofen, in den von oben die Schnitzel gefüllt werden, während von unten mit Holz geheizt wird. Ein Bambusrohr führt zu einem am Berghang hinter der Hütte stehenden Kristallisationskasten, der mit fließendem Wasser aus einem Bambusrohr gekühlt wird. Unter dem Dach fand sich noch ein furchtbar ärmlicher geschlossener Raum, in dem die Familie hauste. Eine abstoßend häßliche Hakkafrau mit dem unvermeidlichen Säugling auf dem Rücken bediente den Ofen und



Tätowierung der Atayalen.

schnitt die Splitter aus umherliegenden Klötzen und ließ sich von unserer neugierigen Gegenwart nicht weiter beirren. Der Mann war wohl im Wald Holz holen. Ein guter Baum soll Arbeit für ein ganzes Jahr geben und liefert dem Staatssäckel ein recht erkleckliches Sümchen. Bei der Roheit des Gewinnungsprozesses geht aber wohl viel Material verloren. Tatsächlich beginnt man jetzt auch, die vielen bisher unbeachteten Baumwurzeln auszugraben und zu verarbeiten, ja sogar die Blätter sucht man zu verwerten. Selbstverständlich versucht man auch Aufforstungen. Mit welchem Erfolg, läßt sich aber noch nicht sagen, da es sich kaum

lohnt, einen weniger als 150 Jahre alten Baum zu verarbeiten. Es gibt wohl, so kann man sagen, heute kein chemisches Industrieprodukt, dessen Gewinnung so primitiv und unrationell ist und nur deshalb lohnt, weil die ungeheuer billige Chinesenarbeit wie das Regierungsmonopol die Nachteile ausgleichen.

Nicht mehr lange, und wir erreichen das Ende der Pushcar-Linie, natürlich bei einer Polizeistation, die am Eingang eines engen Seitentals liegt. Einige Eingeborene, aus dem Dorf stammend, das wir besuchen wollen, stehen herum, und es ist schwer zu sagen, wer



Tätowierung der Atayalen.

von uns den anderen neugieriger ansah. Nachdem wir uns mit Tee gestärkt, beginnt der Weitermarsch unter polizeilicher Bedeckung wie üblich. Das von einem rauschenden Gießbach durchströmte Tal verengert sich sofort zu einer Schlucht vom Charakter einer Hochgebirgsklamm, an deren Felswand ein schmaler Pfad angelegt ist, den ich allerdings in der Regenzeit nicht betreten möchte. Der majestätische Ernst der tiefen Felsschlucht wird aber gemildert durch die üppige Vegetation von Lianen und Baumfarnen, die aus jedem Riß der Felswand herauswuchern. Nach einer Weile überschreiten wir die Schlucht auf einer der beliebten Hängebrücken,

und nun erweitert sich das Tal zu einem lieblichen grünen Gebirgstal, das gar nichts Fremdartiges an sich hat. Bei näherer Betrachtung aber erkennt man, daß man sich im Gebiet der Eingeborenen befindet. Die Berghänge machen vielfach den Eindruck eines frischen Holzschlages, in dem primitive schilfgedckte Hütten mit dem Glas zu erkennen sind. In Wirklichkeit sind das die Felder der ackerbautreibenden Eingeborenen, die einen Berghang abholzen und abbrennen, ohne ihn auszuroden, so daß alle Wurzeln mit vielleicht zwei Fuß hohen Stämmen stehen bleiben. Dazwischen pflanzen



Tätowierung der Atayalen.

sie ohne nennenswerte Bodenbearbeitung ihre einfachen Bedürfnisse, vor allem Hirse und süße Kartoffel. Etwas Armseliges als diese Felder, an kaum erklimmbaren steilen Hängen angelegt, kann man sich kaum vorstellen. Der Deutsche denkt beim Anblick dieser sonnendurchglühten Schieferhänge natürlich daran, daß man hier köstlichen Wein müßte ziehen können, der wohl ein anderes Getränk abgäbe, als der chinesische Samschu oder der japanische Sake.

Von ferne sehen wir schon auf einem hohen, mit Eingeborenenpflanzungen bedeckten Bergrücken Muscha, das „Nebeldorf“, liegen, zu dem wir auf einem steilen, glitschigen Eingeborenenpfad

hinaufsteigen. Die Siedlung ist allerdings nicht das Eingeborenen-dorf, das noch höher auf einem anderen Bergrücken liegt, sondern die große japanische Polizeistation, die das Zentrum der Überwachung und Verwaltung des ganzen Eingeborenenbezirks bildet. Dazu gehört ein kleines, nicht sehr sauberes japanisches Gasthaus und ein paar Verkaufsläden, darunter sogar ein Metzger, die für die leiblichen Bedürfnisse von Japanern, Chinesen und Eingeborenen sorgen. War das Gasthaus nicht sauber und das Essen nicht gerade ideal, so wurde man dafür entschädigt durch den wundervollen Blick, den man von der Rückseite des Hauses genoß. Es ist eine der Merkwürdigkeiten der formosanischen Berglandschaften, daß man auf Bergrücken immer wieder auf Hochpässe kommt, auf denen un-



Der Tanz der Frauen beginnt.

vermittelt zwei tiefe, kaum gewundene Täler zusammenstoßen; die langen messerartigen Bergrücken sind eben von beiden Seiten von zahlreichen tiefen Tälern durchfurcht, die beiderseits bis zum Rücken hinaufreichen und dort so zusammenstoßen, daß wenige Schritte von einem Tal ins andere führen. So ist es auch hier, und auf der Rückseite des Hauses schweift der Blick in ein tiefes Tal und jenseits über mehrere tiefe Täler, die am Horizont von hohen Bergen abgeschlossen werden, alles unerschlossenes, von Wilden bewohntes Gebiet.

Hier trat uns nun zum erstenmal das japanische System der Eingeborenenbehandlung entgegen, die Methode des Polizeistaates. Es ist natürlich begreiflich, daß in den ersten Jahren nach der Besetzung des Landes eine militärische Machtentfaltung nötig war, es

ist auch begreiflich, daß die exponierten Posten der Grenzlinie da, wo noch unzähmbare Stämme Widerstand leisten, von Militär oder militärischer Polizei besetzt werden müssen. Das, was wir nicht verstehen, ist, daß die Verwaltung auch in den befriedeten Bezirken in Polizeihand liegt. Man versicherte mir, daß diese Polizisten keine gewöhnlichen Polizisten seien, sondern Beamte, die eine bessere Schule besucht haben und in Anbetracht des sehr hohen Gehalts auch besonders ausgesucht seien. Viele sollen ein Handwerk oder dergleichen können und den Eingeborenen allerlei Fortschritte beizubringen imstande sein. Außerdem bringen sie ihr ganzes Leben auf ihrem Posten zu und seien daher auf das Genaueste mit der Bevölkerung vertraut. Mir leuchten diese Argumente nicht recht ein.



Die Männer sitzen während des Tanzes abseits.

Der Polizist in Japan ist in erster Linie zu einer Art Spionier- und Überwachungstätigkeit erzogen, die er sicher gut ausübt. Das, was aber zur Erziehung von halbwilden Naturkindern — übrigens solchen von großer Intelligenz — nötig ist, ist Menschenliebe und unendlicher Idealismus, ist der Geist, der viele Missionare beseelt und den man eben doch in erster Linie bei einem hochgebildeten Menschen finden wird. Gewiß ist der durchschnittliche höhere japanische Beamte mit seiner entsetzlichen Bureaukratie und dem abstoßenden steifen Dünkel gänzlich unbrauchbar zu solcher Tätigkeit. Aber man kann natürlich auch in Japan genug Idealisten finden, die ihr Leben einer solchen Erziehungsarbeit weihen würden und sicher auch bessere Erfolge erzielen könnten, als Polizisten. Es ist allerdings sehr schwer, sich ein entscheidendes Urteil zu

bilden, da die Japaner den Fremden nicht hinter die Kulissen sehen lassen; aber es wäre merkwürdig, wenn nicht das, was überall richtig ist, auch hier gelten sollte.

Die Eingeborenen von Muscha sind ein südlicher Stamm der großen Atayalgruppe, die die Berge von Nordformosa bewohnt und den größten und wichtigsten Eingeborenenstamm darstellt, zugleich auch den wildesten und am schwersten von der Kopfjägerei abzubringenden. Wenn man bedenkt, daß noch vor 25 Jahren gerade in dieser Gegend die meisten Köpfe fielen, ist es immerhin bemerkenswert, wie weit jetzt auch hier die Sicherheitsgrenze vorgeschoben ist. Tatsächlich soll man an dieser Stelle ungefährdet die Insel durchqueren können, und wir sahen selbst japanische



Gemeinsames Trinken der Weiber in Muscha.

Schüler, die eine Ferientour auf den allerdings weiter südlich gelegenen höchsten Berg, den Niitakeyama, unternahmen. Weiter nördlich finden sich aber gerade unter den Atayals heute noch unverbesserliche Kopfjäger. Das Hauptunterscheidungsmerkmal der Gruppe — Sprache und Sitten sind bei den einzelnen Gruppen ebenfalls verschieden — ist die Gesichtstätowierung, die beide Geschlechter ausüben. Bei den Männern sind es parallele Linien auf Stirn und Kinn, die bei Beginn der Pubertät angebracht werden, bei den Frauen ebensolche Stirnlinien und dazu ein Liniensystem, das vom Mund zu den Ohren über die Wangen zieht und blau gefärbt erscheint. Die Tätowierinstrumente sind spitze Dornen. Man muß übrigens ehrlicherwise sagen, daß die Tätowierung den Frauen gar nicht so häßlich zu Gesicht steht, ja bei manchen direkt hübsch

aussieht. Die Linien treten nicht so kraß hervor, wie in den Photographien, und ihr bläulicher Ton paßt hübsch zur braunen Haut und dem blauschwarzen Haar. In den übrigen Sitten gleichen sich die verschiedenen Eingeborenenstämme mehr oder minder. Als charakteristisch sei nur erwähnt, daß Leichen im Boden des Hauses begraben werden, das dann früher oder später verlassen wird; ferner, daß die Frauen nicht nur eine geachtete, sondern sogar führende Stellung einnehmen und daß die Moralgesetze sehr streng sind.

Zu Ehren unseres Besuchs waren die Bewohner des Dorfs zu einem Tanzfest eingeladen worden und bald begannen sie sich in ihren Festgewändern zu versammeln. Zuerst kamen die Frauen als



Die jungen Frauen bringen den Männern zu trinken.

Hauptpersonen, und nur allmählich folgten die Männer nach, sich bescheiden abseits haltend. Die Frauen tragen selbstgewebte rote Kleider aus Pflanzenfaser mit eingewebten bunten Wollfäden, alles von sehr ansprechender Farbe und Musterung. Das Hauptstück ist ein Knieröckchen, das aus zwei Teilen besteht, die vorn und hinten nur übereinander gelegt sind. Die Unterschenkel stecken in engen Gamaschen, den Oberkörper ziert eine kurze Jacke, die aber ihren Zweck nur erfüllt, wenn keinerlei Bewegung ausgeführt wird. Das schön eingefettete glänzende Haar hängt offen, durch ein Band zusammengehalten, über den Rücken. Nur wenig primitiver Schmuck ist zu bemerken. Das Auftreten ist ein sehr natürliches und würdiges, ja sympathisches. Die Männer tragen ein kurzes,

allzu kurzes Wams und schlagen sich um die Schultern eine Art gestreiften Sarong, der ebenfalls aus Pflanzenfasern gewebt ist. Allerdings bemerkte ich auch darunter imitierte Stücke aus Baumwolle, und später sah ich auch in einem Chinesenladen ein vollständiges imitiertes weibliches Gewand. Es scheint also auch hier der „Heimatkunst“ bereits ihre Stunde zu schlagen und das häßliche, aber billige Maschinenprodukt seinen Einzug zu halten. Den Beweis dafür fand ich später, als man mir in Taihoku eine solche echte Frauenjacke zu einem Preis anbot, der ein schönes europäisches Gesellschaftskleid bezahlt hätte. Natürlich ist dieser Prozeß nicht aufzuhalten, spielt er sich doch überall in der gleichen Weise ab. In



Der „Charleston“ der Eingeborenen.

Java muß langsam die herrliche eingeborene Batikkunst scheußlichen gedruckten Imitationen weichen — ich selbst sah eine Javanerin mit einem solchen imitierten Sarong, auf dem Rotkäppchen mit dem Wolf dargestellt war —, der chinesische Mandarin hat seine köstlichen gestickten Festgewänder mit dem billigeren Smoking vertauscht, der Japaner zieht seinen Kindern, die früher in ihren bunten Kimonos das Herz erfreuten, scheußlich verschnittene, in unmöglichen Farben und Formen zusammengestellte, schlechte europäische Massenfabrikationskleider an, warum soll da nicht der arme Wilde auch folgen und sich statt der kriegerischen Hirschfellkappe oder der zierlichen grasgeflochtenen Mütze eine schäbige Sportmütze aufstülpen?

Als alles versammelt war, zogen sich die Männer in den Hintergrund zurück, wo sie fortan sitzen blieben, als ob sie die ganze Sache nichts angehe. Die Frauen aber bildeten einen Kreis, wie zum Ringelreihen, faßten sich an den Händen und begannen unter Absingen einer nicht sehr interessanten Melodie einen Rundtanz, bei dem immer die gleichen einfachen Schritte wiederholt wurden, nicht ohne Grazie, aber ohne irgendwelche bemerkenswerten Eigenheiten. Bald sollte aber mehr Stimmung in die Sache kommen. Zunächst erschien, freudig von allen Seiten begrüßt, eine grauhaarige Alte, deren lustiges, pfißiges Gesicht gar nichts Fremdartiges hatte und die, von der Tätowierung abgesehen, in keinem



Im Eingeborenendorf Muscha.

südeuropäischen Dorf aufgefallen wäre. Sie stürzte sich sofort mit Leib und Seele in den Tanz. Wer weiß, welche Jugenderinnerungen er ihr wachgerufen haben mag; wie oft hat sie vielleicht so einen frisch erbeuteten Chinesenkopf umtanz und schwelgt jetzt noch in Erinnerungen, deren Leidenschaft sich auf alle anderen Tanzen überträgt. Und nun kommt das Schlimme: Man bringt einen großen Kübel voll Reiswein, auf den sich die Weiber sofort wild stürzen. Aus großen Tassen schöpfen sie den Trank und trinken, immer paarweise sich zärtlich umfassend, gemeinsam die Tasse aus. Diese Art des Schmollstrinkens scheint bei allen wilden Stämmen Formosas verbreitet zu sein, hier kam es tatsächlich kaum vor, daß jemand allein trank. Am wildesten im Trinken war wieder die

gleiche Alte, und ein anderes furchtbar häßliches altes Weib mußte zu ihrem Unglück immer ihr Partner sein. Immer noch saßen die Männer im Hintergrund und nahmen nicht am Gelage der Weiber teil. Die wilde Alte aber, die eine Tasse Samshu nach der anderen leerte, feuerte die Frauen zu immer neuen Tänzen an, bei denen allmählich auch andere Rhythmen zum Vorschein kamen. Einer mit besonders merkwürdigen Beinstellungen ist auf dem Bild Seite 71 zu sehen. (Damals wußte ich noch nichts vom Charleston, sonst hätte ich den Wildentanz wohl kaum photographierenswert gehalten!)

Es konnte natürlich nicht lange dauern, bis das Ganze zu einer betrunkenen Orgie ausartete, wobei zur Ehre der jungen Mädchen und Frauen gesagt werden muß, daß sie sich zurückhielten, wäh-



Vorratsspeicher im Nebeldorf Muscha.

rend die alten Weiber am schlimmsten tranken und tobten. Von den jungen ging jetzt auch gelegentlich eine zu den Männern hinüber und brachte ihnen eine Tasse Samshu, die in üblicher Weise geleert wurde. Die alte Haupttänzerin aber, die merkwürdigerweise nüchterner blieb als die anderen, geriet aus Rand und Band. Die zahmen Tänze der neuen Zeit schienen ihr nicht mehr zu genügen, so nahm sie zwei andere alte Weiber zur Seite und begann mit ihnen allein obszöne Tänze von außerordentlicher Schamlosigkeit auszuführen. Aber auch der allgemeine Reigen beginnt sich zu einem Taumeln aufzulösen, die kurzen Jäckchen verschieben sich und man sieht euterartige Brüste im Takt gegen den Leib klatschen, eine Alte stürzt schwer berauscht zu Boden. Wir hatten reichlich genug

und machten, daß wir von der Feststätte fort kamen. Ich habe nicht versäumt, japanischen Freunden meine Ansichten darüber mitzuteilen, daß die Regierung bzw. ihre Beamten die von alters her bestehende Völlerei der Eingeborenen unterstützt, besonders nachdem ich erfahren hatte, daß es sich nicht um eine Ausnahme handelte. Man kennt ja die Methode der friedlichen Eroberung mit Hilfe des Schnapsteufels, und alles, was darüber zu sagen ist, ist für den humanitär denkenden Menschen so selbstverständlich, daß es nicht wiederholt werden muß. Hoffentlich zeigt sich bei den Japanern, die in Formosa eine in jeder Beziehung ausgezeichnete



Das Nebeldorf Muscha.

Verwaltung eingerichtet haben, Verständnis dafür, daß es ihre Pflicht als Vormund der Naturkinder ist, den Schnaps fernzuhalten und ihre Herrschaft durch Erzeugung von Zuneigung, nicht von Degeneration, zu befestigen.

Von dem Paß, in dem die Polizeisiedlung liegt, zieht sich ein steiler Kamm nach einem höheren Gipfel, an den angelehnt das eigentliche Eingeborenendorf liegt. Auf einem Plateau unterhalb des Dorfes steht das große Schulgebäude mit schönem Spielplatz, in dem ein japanischer Lehrer die jungen Malaien zu japanischen Bürgern erzieht. Sie lernen im wesentlichen das gleiche wie in japanischen Volksschulen, vor allem natürlich die japanische Sprache, und mit Flaggenparaden und Singen patriotischer Lieder wird ihnen ihre Zugehörigkeit zum japanischen Reich nahe gebracht. Die

Leistungen sollen zufriedenstellend sein, und die junge Generation kann sich schon japanisch verständigen. Kommt man unterwegs an Kindern vorüber, so machen sie eine schöne Verbeugung und sagen den japanischen Gruß: konnichiwa. Es wäre zweifellos sehr interessant, genaueren Einblick in die Erfolge der Schule zu nehmen, leider fehlte uns dazu die Zeit.

Das Dorf war völlig verlassen. Nur zwei Frauen waren zur Wache zurückgeblieben; eine saß auf der Dorfstraße auf dem Boden und zupfte Fasern. Sie drehte uns zufällig den Rücken und drehte sich auch nicht ein Mal um, ein Maß von Beherrschung der Neugier, das wir sonst nicht gewohnt waren. Die andere Frau saß in ihrer halbdunkeln Hütte auf einem Schemel und nähte an einem bunten



Eingeborene von Muscha im Busch.

Lappen. Sie empfing uns freundlich und bot uns sogar Mandarinen an. An Vierfüßlern fehlte es aber im Dorfe nicht, scheue Hunde, kleine bunte Ziegen und riesige fette schwarze Muttersäue mit ihren Ferkeln. Die Wohnhäuser, aus Holz und Schilf errichtet, bieten nichts Interessantes. Der einzige Innenraum enthält Feuerstätte, geflochtene Lagerstätten, ein paar Gefäße, Körbe und Ackergeräte. Zwischen den Häusern stehen die Vorrathshäuser auf hohen Pfählen mit aufgesetzten Holzscheiben, die die Ratten am Hochkommen hindern sollen, wie sie ja ähnlich auch an Schiffstauen festgemachter Schiffe in verseuchten Häfen angebracht werden.

Auf dem Rückweg trafen wir noch eine kleine Gruppe von Männern und Mädchen, die sich der Orgie ferngehalten hatten und das hohe harte Berggras schnitten. Nach einigem Widerstand von

weiblicher Seite ließen sie sich photographieren, und das Bildchen gibt einen ganz netten Eindruck der Leute in ihrer natürlichen Umgebung. Weiter unten aber stießen wir zunächst auf ein betrunkenes altes Weib, dem es nicht gelungen war, den Berg hinauf zu kommen und die nun an der Straße ihren Rausch ausschließ, bewacht von ihrer netten kleinen Enkelin. Bald trafen wir dann auch den ganzen übrigen Schwarm, der ein kleines Stück heimwärts gezogen war, dann aber von neuem zu tanzen begonnen hatte. Die wilde Alte war immer noch die Haupttänzerin und tanzte allein weiter, wenn die anderen pausierten. Auch die Männer waren jetzt im Stadium des Rausches angelangt. Einer wurde deswegen mächtig von seiner



Heimweg von der Orgie.

Frau ausgescholten, die dies sichtlich für ein weibliches Privileg hielt. Die Betrunkenheit war aber eine ganz gutmütige, und alles war höchst vergnügt, so daß der Anblick doch nicht so ekelhaft war, wie es in der Beschreibung erscheint. Ja es fehlte sicher nicht an komischen Zügen, z. B. dem Anblick der Säuglinge, die auf dem Rücken der hüpfenden Mütter herumbaumelten. Immerhin verließen wir ziemlich angewidert Muscha, das Nebeldorf, oder, wie wir es nannten, das benebelte Dorf.

Nachdem wir wieder unsere Pushcar erreicht hatten, ging es in wahnsinniger Fahrt bergab, aber es ging alles gut bis auf eine Entgleisung, die glücklicherweise an einer ungefährlichen Stelle stattfand und gut ablief. Ein paar hundert Meter vorher wäre es eine

Katastrophe geworden. Gegen Abend zogen wir wieder in den gemütlichen Gasthof in Horisha ein. Hier bildete den würdigen Abschluß des Ausflugs das feierliche Frühstück am Neujahrstag, der jedem Japaner der höchste Feiertag ist. An der Spitze ihrer Mägde erschien die Wirtin in höchstem Festtagsstaat, um Glück zu wünschen. Dann wurde der Tisch gedeckt, d. h. die Lacktischchen, heute besonders schöne, hereingebracht, auf denen die Tassen, Porzellan und Lackgefäße der verschiedenen Gänge stehen. Dann brachten die Mägde einen mehr als meterhohen Satz prächtiger Lackkästen, die völlig mit allen möglichen Leckerbissen gefüllt sind, denen allen irgendeine glückverheißende Bedeutung zukommt und



Neujahrsfrühstück in Horisha.

deren Vorrat für die ganze Festwoche vor uns aufgebaut wurde. Da gab es scharfe Sardellen mit gelber Hirse bestreut, Sardinen, getrockneten, pikant gewürzten Dorsch, Heringsrogen, schwarze Soyabohnen, alle denkbaren Gemüse. Den Hauptpunkt bildete aber ein riesiger Tai, jener köstliche Fisch, der auf einer großen Platte mit elegant nach oben gebogenem Schwanz erschien. Wegen des Gleichklangs von tai und medetai, glückbringend, ist dieser Fisch am Neujahrmorgen unerlässlich, und außerdem schmeckt er besonders gut. Endlich wird noch ein Satz an Größe abnehmender, ganz flacher Rotlackschalen, eingerahmt von shintoistischen Glückszeichen, gebracht, aus denen man den Tag mit einer besonderen Sorte süßen Reisschnapses (Mirin) feierlich eröffnen muß.

Vor lauter Bewunderung der schönen festlichen Aufmachung vergaßen wir ganz zu essen, und da die Pushcar wartete, mußten wir, mehr mit den Augen als dem Magen gesättigt, dem gastlichen Ort Lebewohl sagen. Da, wo der Talkessel sich gegen die Schlucht schließt, begegnen wir zwei Japanern, die in großem Festtagsstaat sich zu ihrem ersten Neujahrsbesuch begeben, Kimono, Haori, Geta, Tabi, alles tadellos und auf dem Kopf, im Zentrum von Formosa, einen steifen Derbyhut! Da möchte man schon selbst zum Kopfkopfgänger werden! Doch bald ist auch dies Bild vergessen, als es in wilder Fahrt bergab durch Schluchten und Täler, über Brücken und Brückchen, durch Dörfer und Siedlungen unserem Ausgangspunkt Gwaishatei zugeht.

5. Die Städte Südformosas.

In Südformosa betreten wir den eigentlichen historischen Boden der Insel. Genau gegenüber der alten chinesischen Stadt Amoy, nur durch eine 150 Meilen breite Seestraße getrennt, in der sich der einzige Zufluchtshafen der Region auf den Pescadoresinseln findet, ist die alte Hauptstadt der Insel, Tainan, der gegebene Ort gewesen, die Beziehungen zur Außenwelt zu vermitteln. Hier lernten denn auch zuerst chinesische Piraten die schöne Insel kennen, hierher kamen in ihrem Gefolge die ersten Hakkas, die das Land besiedelten, und jahrhundertlang blieb dieser Küstenstrich das Einfallstor für Kolonisation und Handel, aber auch für kriegerische Unternehmungen. Schon in sehr früher Zeit hatten sich auch japanische Händler im Hafen von Tainan — das jetzige Tainan mit dem Hafentort Anping — niedergelassen, ohne sich aber irgendwie militärisch zu decken. So konnten sie es nicht verhindern, daß die Holländer 1623, nachdem sie sich mit den Chinesen geeinigt hatten, die Pescadores aufzugeben, sich in Tainan festsetzten und ihre Herrschaft durch Erbauung zweier starker Forts, des Forts Zelandia und Provincia, deren Reste noch bestehen, befestigten. Alsbald bauten die Holländer einen blühenden Handel auf und begannen die Beziehungen zu den Eingeborenen zu pflegen, von denen wir schon früher hörten.

Genau zu der Zeit, als sich die Holländer in Südformosa festsetzten, wurde der Mann geboren, der sie wieder vertreiben sollte, einer der merkwürdigsten und romantischsten Charaktere der östlichen Geschichte. Ein armer Schneider aus der Provinz Fukien, namens CHENG CHI LUNG, war nach allerlei Abenteuern und nachdem er in Macao zum Christentum übergetreten war, nach Nagasaki gekommen und hatte dort eine Japanerin geheiratet, die ihm 1624

einen Sohn gebar, CHENG KING, der später so berühmte KOZINGA. Der Vater muß ein großes Handelsgenie gewesen sein und gleichzeitig ein großer Piratenhäuptling, denn er brachte es in kurzem dazu, der reichste Mann in China zu sein und Kommandeur einer Piratenflotte von 3000 Segeln. Um diese Zeit begannen in Nordchina die Tatareneinfälle, die ja schließlich zur Eroberung des Landes und zum Ersatz der Ming-Dynastie durch die eingedrungenen Mandschus führte. CHENG, der zum Oberbefehlshaber der Ming-Truppen ernannt wurde, siedelte nach Nanking über, wo sein Sohn erzogen wurde. Als der junge Mann 22 Jahre wurde, ernannte ihn der Kaiser zum Oberbefehlshaber der Leibgarde und verlieh ihm den Namen KOZINGA, unter dem er seitdem bekannt ist. Bald darauf wurde der Ming-Kaiser von den Mandschus vertrieben, KOZINGAS Vater bei dieser Gelegenheit als Gefangener nach Peking gebracht, während sich seine Mutter der Gefangennahme durch Selbstmord entzog. KOZINGA aber weihte von nun an sein Leben dem Rachekampf gegen die Mandschus.

In der Gegend von Amoy sammelte er alle Anhänger der alten Dynastie und vereinigte alle Piraten unter seiner Fahne, so daß er es schließlich wagen konnte, mit 3000 Kriegsdschunken gegen die Hauptstadt Nanking zu ziehen. Als er schon den Sieg in der Hand hielt, löste sich sein Heer durch Intrigen der Unterbefehlshaber auf, und er mußte geschlagen nach Amoy zurückkehren. Hier suchten ihn jetzt die Mandschus anzugreifen, wurden aber geschlagen und nahmen nun ihre Zuflucht zur Aushungerung. Schließlich wurde KOZINGA der Boden so heiß unter den Füßen, daß er nach neuen Quartieren Umschau hielt und seine Blicke nach Formosa lenkte. Der holländische Gouverneur in Tainan hörte bald von KOZINGAS Kriegsvorbereitungen und erbat und erhielt Verstärkungen von Batavia. Der Admiral aber, der diese brachte, kam zur Überzeugung, daß der Gouverneur Gespenster sähe und segelte wieder weiter. Diesen Moment benutzte KOZINGA, der durch einen ehemaligen chinesischen Dolmetscher genau informiert war, um sich mit großer Truppenmacht nach Formosa einzuschiffen. Nach langer Belagerung und vergeblichen Entsetzungsversuchen durch die Holländer in Batavia mußten sich die Belagerten ergeben und erhielten freien Abzug. KOZINGA übernahm die Herrschaft von Formosa im Jahre 1662, starb aber bald darauf, nur 39 Jahre alt.

Ihm folgte sein Sohn CHENG CHING, der eine glänzende Verwaltung einführte, Ackerbau und Industrie hob und alles tat, sein neues Reich zu verbessern, nachdem die Besitzungen in Amoy endlich doch in die Hände der Mandschus gefallen waren. 1682 starb auch er, erst 39 Jahre alt. Die Intrigen, durch die ein hilfloses Kind

zu seinem Nachfolger gemacht wurde, gaben für die Mandschu-Regierung in Peking das Signal, diese letzten Verteidiger der alten Ming-Dynastie zu unterwerfen, und nachdem Mandschu-Truppen die Pescadores besetzt hatten, unterwarf sich KOZINGAS schwacher Nachfolger und rasierte seinen Schädel, das Symbol der Anerkennung der Mandschu-Herrschaft. Damit waren die heroischen Tage Formosas zu Ende, und die Periode der Mandarinenmißwirtschaft begann. Aufstand auf Aufstand, Erpressung, Totschlag, Seeräuberei, Banditenunwesen charakterisieren die folgenden zwei Jahrhunderte. Die Besatzungen gestrandeter Schiffe werden von den Eingeborenen, aber auch von den Chinesen, erschlagen. Noch



Bahnhofsplatz in Tainan.

in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden in der Hauptstadt Tainan fast 200 englische Seeleute, deren Schiff gestrandet war, öffentlich hingerichtet. Das schöne Land verkommt in Blut und Mißwirtschaft, bis mit der japanischen Besetzung seine Auferstehung beginnt.

Das heutige Tainan ist, vom Standpunkt des Malerischen aus betrachtet, zweifellos die interessanteste Stadt Formosas. Denn sie vereinigt eine schön angelegte moderne Tropenstadt mit dem ganzen schmutzigen romantischen Gewinkel einer alten Chinesenstadt. Der moderne Stadtteil, den die Japaner angelegt haben, strahlt von dem großen, von Hunderten von Rikschas bevölkerten Bahnhofsplatz, auf dem sich ein riesiger alter Banyanbaum in die

Lüfte reckt, aus. Schöne breite baumbesetzte Straßen, große Regierungsgebäude in westlichem Stil, ein großer, schön angelegter Stadtpark mit herrlichen Bäumen charakterisieren diesen Teil der Stadt und sind symbolisch für Ordnung und Fortschritt unter der japanischen Herrschaft. Sogar ein kleines Museum findet sich hier, das allerdings bisher mehr gute Absichten als ihre Verwirklichung



Vor einem Chinesentempel in Tainan.

verrät. Doch mich reizen mehr die engen Gassen der Chinesenstadt, deren mit Laubengängen überdachte Hauptstraßen zwar schon japanischen Einfluß erkennen lassen, während in den Seitengassen und -gäßchen noch Alt-China lebt. Da trifft man bald auf einen Tempel oder Tempelchen, überladen mit wilden Schnitzereien und keineswegs frei vom üblichen Schmutz, in dessen Hallen und Höfen zerzauste Kinder sich tummeln und staunend dem neugierigen Fremden auf seinem Rundgang folgen. Durch irgendein Gäßchen,

so eng, daß man mit ausgestreckten Armen die Häuser beiderseits berühren kann, tritt man auf einen kleinen Platz, bedeckt mit Lebensmittelhändlern und den nie fehlenden Garküchen, in denen tausend unbekannte Leckerbissen brodeln, von denen zu kosten allerdings der Mut fehlt. Dann kommen die Gassen der Handwerker, in deren jeder nur ein Gewerbe ausgeübt wird. Eine besondere lokale Kunst ist die Verfertigung eingelegter Holzarbeiten, besonders Kommoden und Hausaltäre und die riesigen chinesischen Himmelbetten, deren Herstellung in den offenen Werkstätten an der Straße man in allen Stadien verfolgen kann. Von all den Handwerken aber schien mir am fremdartigsten eine Werkstatt, in der



Garküche in Tainan.

Stoffe mit Hochglanz versehen wurden. Am Boden lag eine große, leicht ausgehöhlte Steinplatte, und auf sie wurde der Stoff gebreitet, nachdem ein Arbeiter ihn mit einer Farblösung behandelt hatte. Dann wälzte ein anderer Arbeiter eine fast mannshohe, senkrecht stehende Steinplatte, deren unterer Rand zu einer gekrümmten Fläche abgeschnitten war, während sie oben in zwei Zipfel auslief, über den Stoff, turnte auf die Platte, auf deren Zipfel er sich mit beiden Füßen stellte, und indem er sich an einem Bambusgestell festhielt, setzte er mit den Füßen die Platte wie ein Wiegeeisen in Bewegung und preßte den darunter liegenden Stoff durch das gewaltige Gewicht glatt und glänzend.

Durch Vermittlung eines chinesischen Regierungsbeamten konnte ich auch das Innere einiger Häuser sehen, die alle nach dem

gleichen Muster gebaut waren. Ein dunkler Raum nach der Straße mit einigen Möbeln und viel Schmutz, in dem sich die Leute aufhielten. Dahinter ein Schlafraum mit den großen Betten und noch mehr Schmutz. Dann folgt ein meist sehr malerischer kleiner Hof mit einigen Pflanzen, ja auch einem größeren Baum, und dahinter ein düsteres Zimmer mit dem Hausaltar und den Ahnentafeln. Sicher sind diese Wohnungen im heißen Sommer angenehm kühl, aber im übrigen muß man wohl ein Chinese sein, um hier leben zu können. Es fiel mir übrigens als bemerkenswert auf, daß oft mitten

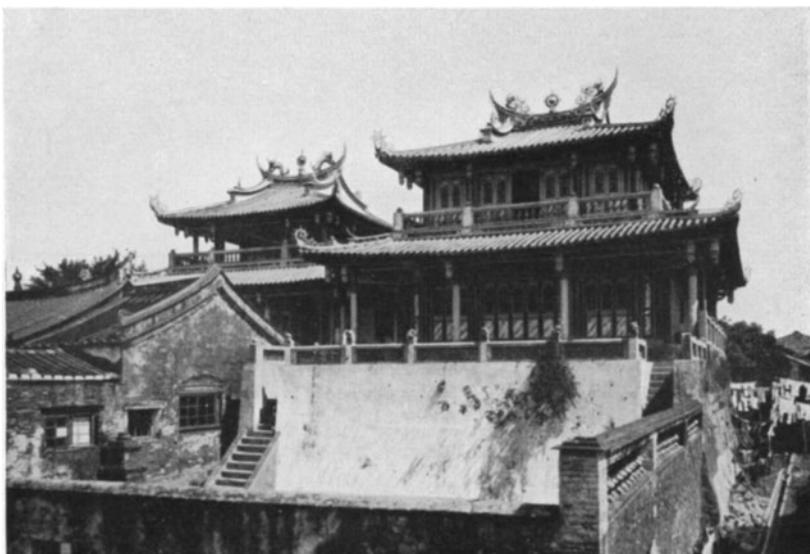


Eingang zum Konfuziustempel in Tainan.

in einer schmutzigen Chinesengasse auch japanische Bewohner leben. Im allgemeinen stellen die Japaner in der Kolonie natürlich die höheren Stände dar, die Beamten, Lehrer, die Vertreter von Handel und Industrie. Im Gegensatz zu europäischen Kolonien hat sich aber auch sehr viel einfaches japanisches Volk (keine Bauern!) angesiedelt, vor allem Händler und Krämer aller Sorten. Während die besseren unter diesen sich in den Japanervierteln halten und hier ihre Läden und Häuser genau wie im Mutterland haben, scheint es auch nicht an Existenzen zu fehlen, die zwischen den chinesischen Kulis in gleichem Schmutz und Armseligkeit hausen. Es fiel mir dies allerdings nur in Südformosa auf.

Mitten in der Chinesenstadt auf einem Hügel findet sich die Stelle, an der bis vor nicht allzu langer Zeit die Reste des hollän-

dischen Forts Provintia standen. Hier erheben sich, von der chinesischen Stadtbefestigung herstammend, ein paar malerische pagodenartige Gebäude im chinesischen Stil mit buntgemaltem Balkenwerk und reichen geschwungenen Dächern. Von ihrer obersten Terrasse bietet sich ein schöner Blick über die Stadt, besonders über die Fülle merkwürdiger Dächer, die die Hauptschönheit chinesischer Architektur sind. Bald sind es nur leicht nach außen aufgebogene Giebelfirsten, dann wieder laufen diese in weiter vorragende verzierte Spitzen aus; dann wieder ist der ganze First durchbrochen oder mit reicher Schnitzerei gearbeitet und in



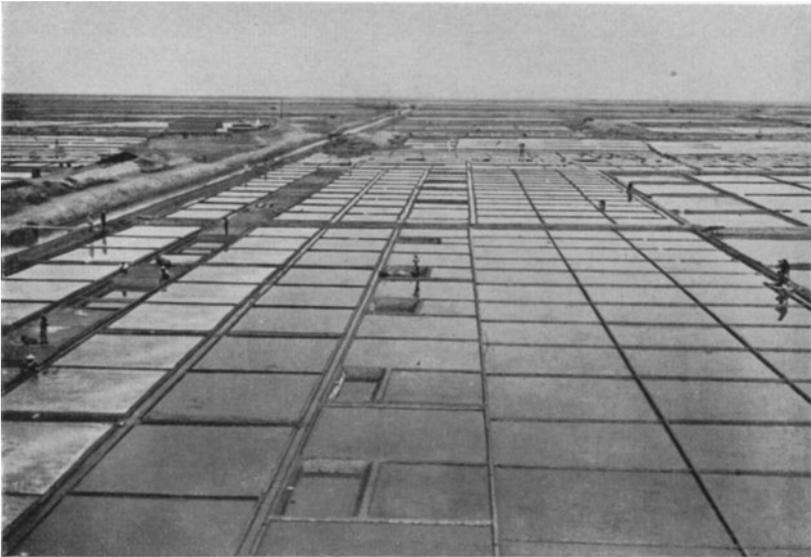
Das alte Fort in Tainan.

kühnstem Schwung geführt oder eine Serie zusammenhängender Dächer, etwa einer Tempelanlage, kombiniert sich zu einem ganzen Rhythmus von Bogenlinien. Dazwischen ragen hohe Fikusbäume und Palmen auf, die einen guten Hintergrund für die Patina der Dachziegel bilden.

In alter Zeit soll Tainan einen ziemlich brauchbaren Hafen besessen haben, heute ist davon nichts mehr zu bemerken. Von der Stadt führt ein kanalisiertes Flußbett hinab zum Meer nach dem armseligen und besonders schmutzigen Fischerdorf Anping, das an der Stelle des alten Forts Zelandia schon zur Zeit KOZINGAS entstand. Eine hohe Dammstraße verbindet die Städte, auf beiden Seiten, so weit der Blick reicht, von schlammigen Brackwasser-

teichen begrenzt, in denen die Chinesen einen beliebten Fisch, den Sabahi, züchten. Die junge Brut wird draußen auf dem Meer eingefangen und in die Teiche eingesetzt und wächst etwa in einem Jahre zu marktfähiger Größe heran. Die Japaner haben zur Förderung dieser Kultur eine Fischereistation eingerichtet, die an der Verbesserung der Methoden arbeitet.

Der Hafen von Anping, an dem die Straße endet, verdient wohl kaum diesen Namen. Es ist eine offene Reede, vor der flache, gefährliche Sandbänke liegen, die in günstigstem Falle von chinesischen Dschunken passiert werden kann, deren wir einige, mit ihrer lustigen



Die Salzfelder von Anping.

bunten Bemalung und den nie fehlenden beiden Augen, in den Kanälen vor Anker liegen sehen. Weit draußen vor der Sandbank war ein kleiner Frachtdampfer vor Anker gegangen. Bei schlechtem Wetter, und daran fehlt es ja im Formosa-Kanal nie, möchte ich allerdings keinem Schiff raten, diesem Hafen nahe zu kommen.

Dagegen sind die weit ausgedehnten flachen Bänke dieses Küstenstrichs zu ganz anderen Zwecken höchst brauchbar, nämlich zur Austernzucht und zur Salzgewinnung. Soweit das Auge reicht, erblicken wir von der Regierungsbarkasse aus, die uns durch das Labyrinth der fahrbaren Kanäle führt, die Austernplantagen. Hier steckt man Bambusstäbe in den Schlamm, in deren gespaltenes Ende

eine Austernschale eingeklemmt ist. Die mit der Flut aus dem Meer angetriebene junge Austernbrut setzt sich an diesen alten Schalen fest, und, von den mikroskopischen Lebewesen, die die Flut immer neu heranzführt, ernährt, wachsen die winzigen Schaltiere im Lauf eines Jahres zu einer schönen Auster heran. Weiter südlich benutzt man statt der Stäbe mit Schalen bewachsene Felstrümmer. Beim Durchfahren der Felder können wir die halbnackten chinesischen Fischer in flachen Booten oder auf Flößen beim Säen wie Ernten beobachten. Ohne jede Scheu treiben sich in der Nähe der Menschen Hunderte von weißen Reihern, gravitatisch durch den Schlamm watend, herum.

Die Salzfelder, die jetzt von dem japanischen Salzmonopol bewirtschaftet werden, stammen noch aus der Chinesenzeit und bedienen sich der gleichen einfachen Methoden, die man auch in Südeuropa sehen kann. Die Ausdehnung der Felder ist allerdings eine außerordentliche und ihre Ergiebigkeit eine sehr große, da die Tropensonne hier so gütig ist, an 240 Tagen im Jahr herab zu brennen und die notwendige Arbeit zu leisten. Das Seewasser wird in große viereckige Felder eingeleitet und dann durch die Sonnenwärme eine Woche lang verdunstet. Die Lauge wird dann in andere Felder gepumpt und nochmals eingedickt, und in einem dritten Feld kristallisiert dann das schneeweiße Salz aus. Das Pumpen geschieht natürlich nach altorientalischer Methode vermittels eines Tretrads, das ein Kuli mit den Füßen tritt. Zur Zeit unseres Besuchs verfügte das Monopol über einen ungeheuren Salzberg, der im vergangenen Jahr über das Bedürfnis hinaus gewonnen war. Ein Salzberg, unbeschützt im Freien ist ein Anblick, der auch nur an dieser heißen, regenarmen Küste denkbar ist. Erstaunlicherweise gibt es in der Nähe auch noch eine Fabrik, in der Salz durch Auskochen aus Seewasser in großen Mengen gewonnen wird. Man kann sich kaum vorstellen, daß ein solcher Prozeß sich rentieren kann; jedenfalls ist er nur unter Monopolbedingungen denkbar.

Schon zur Chinesenzeit begann sich der Handel nach China nach dem weiter südlich gelegenen Takao zu ziehen, dessen Hafen, weit entfernt davon, gut zu sein, immerhin im Vergleich mit der Sandbarre von Anping recht brauchbar erschien. Heute kann man wohl sagen, daß Takao die zukunftsreichste Stadt Formosas ist, wenn es gelingt, was technisch möglich ist, den Hafen zu einem modernen Hafen auszubauen. Denn das Hinterland von Takao ist das Hauptzuckergebiet des Landes, und außerdem ist Takao der natürliche Hafen für allen Überseeverkehr Formosas, mit Ausnahme Japans. Die heutige Japanerstadt von Takao liegt fast vollständig auf in neuester Zeit aufgeschüttetem Brackwassergebiet, eine Riesenunternehmung, die

der Privatinitiative zu verdanken ist. Dementsprechend gehört fast der ganze Grund und Boden der Stadt einem einzigen Unternehmer. Die Stadt liegt, von dem offenen Meer durch einen Bergzug, den Affenberg, getrennt, an einem Haff, das ziemlich genau eine verkleinerte Nachbildung unseres Kurischen Haffs darstellt. Durch eine lange und sehr schmale sandige Nehrung ist ein flacher Meerbusen abgetrennt, der nur durch eine ganz enge Durchfahrt mit dem Meer verbunden ist. Hier an ihrem nördlichen Ende verbreitert sich die Nehrung und erhebt sich zu einem hohen Felsen, dem Drachenkopf, der senkrecht nach dem offenen Meer und der Eingangsstraße abstürzt. Auf der Festlandseite der Straße erhebt sich ebenso steil,



Salzberg in Anping.

aber zu viel größerer Höhe, der Affenberg, an dessen steilen Hängen sich die Wasserleitungsanlagen der Stadt Takao finden.

Die eigentliche, auf dem Festland gelegene Stadt ist von den Japanern modern angelegt mit breiten Straßen, massiven Häusern und Arkaden mit Verkaufsläden. Sogar ein Kinotheater findet sich hier. Zur Zeit unserer Anwesenheit fand gerade ein Feuerwehrfest statt, das gerade so gut auch in einer deutschen Kleinstadt hätte stattfinden können! Ein Festplatz mit hohem Gerüst, an dem die Löschübung stattfinden sollte, Honoratioren in vorsintflutlichen Gehröcken und Zylindern, uniformierte Feuerwehrlaute, Triumphzug der Dampfspritze, alles war da, und nur die Bierbuden und Karussells fehlten zur Vervollständigung des Bildes.

Im Hafen bemerkt man bereits alle Zeichen einer beginnenden Entwicklung. Neue Docks und Lagerhäuser werden gebaut, und eine Reihe mittlerer Dampfer liegen bereits am Pier. Wenige Tage vor unserer Ankunft war zum erstenmal ein größerer Hapag-Frachter eingelaufen, und voller Stolz wird uns erzählt, daß der deutsche Kapitän es nicht für möglich gehalten habe, das große Schiff durch die enge Einfahrt in die Lagune zu bringen, daß es aber der japanische Lotse doch gekonnt habe. Wie dem auch sei, jedenfalls zeigt es, daß bis jetzt der Hafen für größere Schiffe noch nicht einwandfrei ist. Es soll jetzt durch Sprengungen die Einfahrt verbreitert werden, aber auch dann ist bei schlechtem Wetter eine Ein-



Das alte Chinesenfort in Takao.

fahrt kaum möglich, bevor große Wellenbrecheranlagen geschaffen worden sind. Geschieht dies, und wird die Lagune genügend ausgebaggert, so kann Takao einmal einer der besten Häfen der Gegend werden; die Japaner rechnen jedenfalls mit einer solchen Entwicklung.

Bei der Rundfahrt durch den Hafen bemerken wir am Lande, hinter Fikus und Palmen versteckt, eine bunte halbchinesische Kuppel, von einem Kreuz gekrönt. Hier haben die spanischen Dominikaner, nachdem sie zwei Jahrhunderte vorher von den Holländern vertrieben waren, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine große Mission eröffnet und sollen erfolgreiche Missionsarbeit leisten, die sonst hauptsächlich in den Händen der Presbyterianer in Tamsui liegt.

Auf der Nehrung am Fuße des Drachenbergs liegt die alte Chinesenstadt, richtiger ein Fischerdorf, das eine Art von chinesischem Santa Lucia darstellt, mit seinen engen steilen Gassen, Plätzen und Garhöfen und Wasserfront mit herumlungern den Nichtstuern. Durch steile, steingepflasterte Gassen steigt man zum Felsen empor und steht plötzlich vor einem verfallenen, aber keineswegs alten Tor, das in die zerstörte, von üppigem Grün überwucherte alte Chinesenfestung führt. Von deren Mauern zwischen spitzen Agaven und mannshohen korallenartigen Euphorbiaceen genießt man einen herrlichen Blick über Meer und Lagune und das Land bis zum fernen Zentralgebirge. Zu unseren Füßen, am Meeresstrand der Nehrung, fährt gerade eine Fischerflottille auf jenen merkwürdigsten aller seegehenden Fahrzeugen, den Karamaran, ein. Ungeheuer dicke Bambusstangen, die an beiden Enden etwas aufgebogen wurden, sind zu einem Floß zusammengebunden, in dessen Mitte an einem Pfahl ein Mattensegel schwebt. Vor dem Mast findet sich ein Kübel, in dem die eventuellen Passagiere vor nassen Füßen geschützt stehen. In tiefem Wasser wird ein Schwert, wie bei unseren Schwertjollen, niedergelassen. Für die flachen Lagunen und Sandbänke ist das natürlich ein ausgezeichnetes Beförderungsmittel; aber man sah die schwanken Fahrzeuge auch auf dem offenen Meer, soweit der Blick reichte. Die Chinesen sind ja schließlich die mutigsten Seefahrer, die man sich vorstellen kann. Schon bei ruhiger See ist eine Dschunke, die direkt gebaut zu sein scheint, um recht zu schaukeln, ein nicht jedermann zusagendes Fahrzeug. Wer aber einmal Dschunken im Taifun auf den Wellen tanzen gesehen hat, kann den chinesischen Seefahrern seinen Respekt nicht versagen.

Hier auf diesem Fort hatte sich so ziemlich der letzte Akt der japanischen Besetzung Formosas abgespielt. Trotz des Friedensschlusses von Schimonoseki, durch den Formosa an die Japaner abgetreten wurde, hatte man von Peking aus angezettelt, daß eine Republik Formosa ausgerufen wurde, die sich der japanischen Okkupation mit Gewalt widersetzte. Nachdem der Widerstand im Norden zusammengebrochen war, organisierte der „Präsident“ LIN an der Spitze seiner Truppen von der schwarzen Flagge den Widerstand im Süden. Er dauerte aber nicht lange, denn nach kurzem Bombardement durch die japanische Flotte wurden die Forts am Affenberg und Drachenkopf zum Schweigen gebracht und Takao ohne Widerstand besetzt. Heute ist das Fort verfallen und träumt unter einer Rasendecke von der Vergangenheit. Gegenüber aber, am Affenberg, sollen sich japanische Küstenbefestigungen finden, die wohl schuld daran sind, daß sich bei unserem Abschied von Takao herausstellte, daß der liebenswürdige Herr, der uns in seinem Motorboot überall herumgefahren hatte — der Polizeidirektor war.

6. Das Arigebirge (Arisan).

Im Norden der Provinz Tainan, direkt der höchsten Erhebung des zentralen Gebirgsstocks vorgelagert, steigt bis zu einer Höhe von nicht ganz 3000 m ein dicht bewaldetes Gebirge auf, der Arisan, auf dem ein großer Teil des Reichtums Formosas an Nutzholz konzentriert ist. Denn die Gipfel dieses Gebirges sind mit dichten Wäldern gigantischer Nadelbäume bedeckt, die an gewaltiger Größe einen Vergleich mit den kalifornischen Redwood aushalten und unter denen sich Arten befinden, die ein besonders



Straße im Japanerviertel von Kagi.

wertvolles Holz liefern. Die japanische Regierung hat deshalb schon bald nach der Besetzung dies von Eingeborenen des Tsoustammes bewohnte Gebiet durch eine kühne Gebirgsbahn erschlossen, die bis zu 2700 m Meereshöhe vordringt und die Holzabfuhr besorgt. Ein täglicher Zug nimmt auch ein Passagierwägelchen mit, um den Verkehr zu den verschiedenen im Gebirge entstandenen Ansiedlungen zu ermöglichen.

Der Ausgangspunkt dieser Bahn ist das nette Provinzstädtchen Kagi, das vor 20 Jahren von einem Erdbeben völlig zerstört und seitdem neu und sauber aufgebaut wurde. Die breiten Straßen, in denen sich die japanischen Geschäfte befinden, der große, schön angepflanzte Stadtpark, die laternenflankierte Straße, die zum

Shintoschrein führt und das vortreffliche japanische Gasthaus sind Zeugen von Ordnung und Wohlstand. Aber auch der malerische Schmutz fehlt nicht; man braucht nur um ein paar Ecken zu gehen, um in die waschechte Chinesenstadt zu kommen mit all ihren Düften, ihrer bienenstockartigen Emsigkeit und den nie ihre Anziehungskraft verlierenden Märkten und Garküchen, in denen von früh bis nachts der Duft gebratenen Fettes zum Himmel steigt. Hier war es, wo wir den Verlockungen einer köstlich goldgelb gebratenen fetten Ente nicht widerstehen konnten und sie uns ins japanische Hotel bringen ließen. Aber wir mußten unsere böse Lust



Floßkanal und Sägewerk in Kagi.

büßen, war sie doch so zäh, daß kein Messer, geschweige denn ein Zahn, der Fasern Herr werden konnte.

Kagi ist der Sitz einiger der glänzendsten Regierungsinstitute, die sich auf Formosa finden. Da ist vor allem eine landwirtschaftliche Schule für Formosa-Chinesen zu nennen, der wohl einmal eine wichtige Aufgabe bei der Entwicklung des Landes zukommen wird. Denn eines der großen Probleme ist es ja, den konservativen chinesischen Bauern moderne Anbau- und Düngungsmethoden beizubringen, um den Ertrag des Landes zu steigern. Hier werden nun 250 junge Chinesen in einem mehrjährigen Kurs in die Geheimnisse der landwirtschaftlichen Wissenschaft eingeweiht (natürlich nebenher auch japanisiert). Die Schule ist für ihre Zwecke ganz vor-

züglich eingerichtet; die jungen Leute wohnen zu je 20 in luftigen Sälen, die zur Hälfte aus einer Schlafestrate bestehen, zur Hälfte aus Arbeitsraum mit Schreibtischen. Vorzügliche Lehrsammlungen dienen dem Unterricht in allen landwirtschaftlichen Fächern. Stallungen mit ausländischen Rassetieren, wie Holsteiner Vieh und Berkshire-Säuen, dienen den praktischen Übungen, und große Versuchs- und Lehrfelder, in denen die Schüler praktisch arbeiten müssen, vervollständigen den Lehrgang. Ohne Zweifel werden die Absolventen dieser Anstalt gute Pioniere des Fortschritts unter ihren Landsleuten werden. Nur eines scheint noch zu fehlen: die



Holztransport am Arisan.

Chinesen, die von alters her eine ungeheure Hochachtung vor der Beamtenklasse haben, wollen alle Beamte werden, während es viel besser wäre, sie kehrten auf das Land zurück und gäben ihren Nachbarn ein gutes Beispiel fortschrittlicher Landwirtschaft.

Nicht weit von dieser Schule, deren Gebäude und Laboratorien viel besser im Stand sind, als man es von Alt-Japan gewohnt ist, findet sich auf einem großen, schön gelegenen Areal eine forstliche Versuchsanstalt, in der Akklimatisationsversuche mit allen nur denkbaren tropischen und subtropischen Bäumen gemacht werden, Teak und Gummi, Kaffee und Kakao, Zimt und Chinarinde, alles wird versucht, und es scheint, daß auch alles in diesem Klima gedeiht. Aber ich möchte glauben, daß es nötig sein wird, die Auf-

merksamkeit auf einige wenige Typen zu beschränken, die geeignet sind, in dem noch fast unerschlossenen Bergland zu gedeihen und hier neue Quellen des Wohlstands zu schaffen. Das gleiche gilt für die Tropenfrüchte, deren Studium eine landschaftlich prächtige und vortrefflich gehaltene Versuchsstation dient, in der alle nur denkbaren Tropenfrüchte gezogen werden. Auch hier wird die Beschrän-



Holzabfuhrbahn auf dem Gipfel des Arisan.

kung auf solche, die billige Massenproduktion erlauben, wie es jetzt schon Bananen und die verschiedenen Citrusarten sind, doch notwendig werden.

Der Stolz Kagis ist aber das moderne amerikanische Sägewerk des Staates, das die vom Arisan herabkommenden Baumriesen verarbeitet. Direkt vom Bahnhof wandern diese auf einen großen Lagerplatz, wo sie sortiert werden. Gewaltige Krane heben dann die ausgesuchten Stämme in einen Floßkanal, in dem sie von zwei

Männern mit Stangen zu dem laufenden Band befördert werden, das sie mit seinen Stahlhaken packt und in die Mühle hinauf befördert. Hier packen mächtige Stahlarme, von einem schwächtigen Chinesen mit ein paar kleinen Hebeln dirigiert, die Baumriesen, wälzen sie auf einen großen Schlitten, andere Arme rücken sie in die richtige Stellung zurecht, und dann fährt der Schlitten in die saussende Bandsäge, die in wenigen Minuten den Stamm aufgearbeitet hat. Die Bretter aber laufen auf dem rollenden Band weiter zur nächsten Bearbeitungsstelle, und so arbeitet alles fast ohne Menschenhilfe Hand in Hand. Natürlich ist dies nichts Besonderes und die übliche Arbeitsart aller modernen Werke; aber auf den Laien



Eingeborener vom Tsoustamm.

verfehlt der Anblick solcher glänzend ausgedachten technischen Einrichtungen nie seine Wirkung.

Nicht ohne eine gewisse Beklemmung besteigen wir früh beim Morgengrauen den höchst primitiven Personenwagen des Bergzugs. Denn der Gedanke, auf den schmalen niedrigen harten Bänkchen inmitten lieblich duftender Kulis zehn Stunden zu fahren, erschien nicht gerade verlockend. Aber unsere Befürchtungen erwiesen sich als grundlos; die wunderbar schöne Berglandschaft, die der Zug langsam erklimmt, das Leben und Treiben an den vielen Stationen und auch das Gehen und Kommen der Mitreisenden bot so viel Abwechslung, daß die lange Fahrt wie im Fluge verging.

Der Zug windet sich langsam die üppig bewachsenen Vorberge hinan, bis er in etwa 500 m Meereshöhe an die eigentlichen Berge herankommt, die er in ungezählten Spitzkehren, Tunnels, Kehr-

tunnels erklimmt. Immer neue überraschende Blicke bieten sich in die tiefen schluchtartigen Fellder, in denen noch Bananen wachsen und hie und da kleine Ansiedlungen liegen. Es ist noch nicht allzu lange her, daß das ganze Gebiet von Wilden bewohnt war, die sich aber jetzt weiter hinauf in die Berge gezogen haben. Sie sind aber seit langer Zeit keine Kopffjäger mehr, und zwar soll ihnen die grausige Sitte auf folgende Art abgewöhnt worden sein. Ein menschenfreundlicher Chinese namens GOSHO war zu ihnen gekommen, hatte unter ihnen gelebt und es durch seinen Edelmut fertig gebracht, daß sie ihm in allem gehorchten, sogar die Kopffjagd auf-



Eingeborene vom Tsoustamm im Arigebirge.

gaben. Als er schon Jahrzehnte unter ihnen gelebt hatte, trat im Stamm irgendein Ereignis ein, das die Erinnerung an die alte Sitte weckte, und sie gingen zu GOSHO und erklärten ihm, daß sie eine Kopffjagdexpedition veranstalten wollten. Vergebens suchte der Chinese es ihnen auszureden, sie verharrten bei ihrer Ansicht. Da sagte er ihnen, sie möchten am nächsten Tage bei Mondaufgang an eine bestimmte Stelle des Waldes gehen, dort würden sie einen weißgekleideten Mann treffen und der sei das richtige Opfer. Die Männer taten, wie ihnen geheißen, fanden richtig an der bezeichneten Stelle die weißgekleidete Gestalt, töteten sie und nahmen den Kopf. Da mußten sie mit Entsetzen sehen, daß sie GOSHO'S Kopf in der Hand hielten. Dies war aber ihre letzte Kopffjagd.

An einer Station in etwa 1000 m Höhe kaufen sich alle mitfahrenden Kulis in Bananenblätter eingewickelte Reisklöße, mit Schweinefleisch gefüllt (auf der Rückreise bestand die Füllung in getrocknetem Tintenfisch). Auch wir konnten nicht widerstehen, und dies Mahl, das ganze 8 Pfennige kostete, mundete vortrefflich und erwarb uns die Freundschaft aller der Kulis, die während der ganzen Fahrt kein Auge von uns wandten. Nun tritt allmählich der Zug in dichte Wälder einer kleinen Bambusart ein, die hier in etwa 1000 m Höhe alle Hänge bedecken und natürlich einen großen Wert darstellen. Das fingerdicke Rohr dient aber nicht nur zur Herstellung ungezählter Gebrauchsgegenstände, sondern aus diesen



Tsoumann mit Pflughölzern.

Wäldern werden auch große Mengen von Bambussprossen geerntet, die ja der Japaner als Gemüse sehr schätzt. Endlich wird auch hier viel Bambuspapier gewonnen, eine grobe Papierart, die der Chinese in Mengen zu Ehren der Götter verbrennt und deren Reste man in all den riesigen bronzenen Becken erblickt, die die Chinesentempel zieren. Schließlich hört auch die Region des Bambus auf, und es beginnen die ungenießbaren wilden Bergbananen. Dazwischen sind ganze Hänge bedeckt mit blühenden wilden Pflaumenbäumen, und in den Gemüsegärtchen der Haltestellen stehen hohe Erbsen in voller Blüte.

In etwa 1700 m Höhe erreichen wir einen schmalen Paß, der zwei üppige, tiefe Täler trennt, in denen viele Dörfer des Tsoustammes

liegen. Hier treffen wir auch zuerst einzelne Glieder des Stammes. Die Männer sehen ganz anders aus als in Muscha, haben scharfgebogene Nasen und ein wildes, trotziges Aussehen. Sie tragen eine Art von Hose von Wildleder, die aber nur die Vorderfront des Schenkels bedeckt. Das kurze Wams ist mit Muscheln und Knochenstückchen verziert, am Gürtel hängt das Schwert, dessen Scheide auf einer Seite offen ist, und den Kopf bedeckt eine hirschlederne Sturmhaube, in der zwei Federn stecken. Die Frauen tragen hübsche, buntgewebte Gewänder und einen Turban über einem geradezu hübsch zu nennenden Gesicht, das ganz hell erscheint; sie pudern sich nämlich, um einen hellen Teint vorzutäuschen.



Holzfällerdorf auf dem Arisan.

Der erste jüngere Mann, den wir hier trafen, zeigte außerordentliche Selbstbeherrschung, denn obwohl er sich sicher ebenso brennend für uns interessierte wie wir für ihn, gab er mit keiner Miene irgendwelche Neugier zu erkennen. Als wir aber auf der Rückfahrt wieder an der gleichen Stelle vorbeikamen, waren zufällig alle Männer des Dorfes versammelt, die große Haufen aus Maulbeerholz geschnittene Pflughölzer herbeischleppten, die sie an die Chinesen verkaufen. Sobald unser Freund unserer ansichtig wurde, machte er mit allen Zeichen der Begeisterung seine Kameraden (die wohl seine früheren Erzählungen über das gesehene Wunder nicht geglaubt hatten) auf uns aufmerksam, und solange wir anwesend waren, stierte die ganze Gesellschaft wie

fasziniert auf uns, ein Bild, das der anpürschende Photograph festzuhalten vermochte.

Bei dieser Gruppe von Eingeborenen, wie auch in Muscha, fiel mir auf, wie außerordentlich die Ähnlichkeit zwischen den Männern eines Dorfes ist, und zwar handelt es sich nicht um Stammesähnlichkeit, sondern direkt um Familienähnlichkeit. Es scheint mir dies ein schönes Beispiel für eine Erscheinung zu sein, die aus der Tier- und Pflanzenwelt bekannt ist. In ihren isolierten Bergdörfern leben diese Eingeborenen wohl seit Jahrhunderten in strenger Inzucht, deren Folge es ist, daß alle Individuen des Stammes einander immer

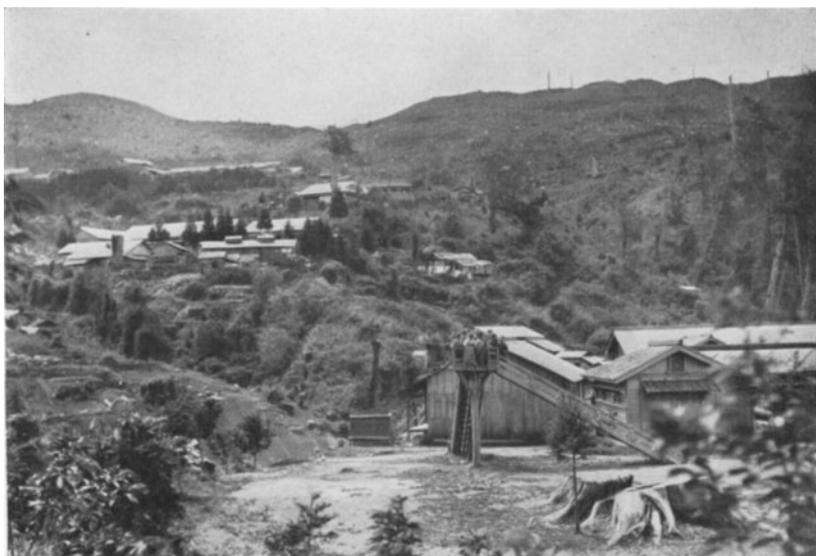


Gipfel des Arigebirges.

mehr gleichen. Ich konnte Photographien vergleichen, die vor 30 Jahren im gleichen Stamm aufgenommen waren; die Ähnlichkeit der Typen mit den heutigen ist geradezu verblüffend. Für den vererbungswissenschaftlich geschulten Anthropologen ergäbe sich hier ein interessantes Material.

Allmählich beginnen im Wald einzelne Nadelbäume sichtbar zu werden, und bald erscheint zur Linken jenseits eines tiefen Tals ein hoher Bergrücken, der mit wilden, senkrechten Schroffen ins Tal abfällt. Dies ist der 2700 m hohe Gipfel des Ari, auf den sich, in weitem Bogen das Tal umkreisend, die Bahn hinaufschleppt. Noch ein paar steile Spitzkehren und wir haben die Holzfällersiedlung Numanohira erreicht. An einem sich in weitem Kessel

herabsenkenden steilen Berghang liegen eine Reihe primitiver Holzhäuschen, in denen 50 Familien japanischer Holzfäller nebst den notwendigen Beamten, Forstleuten und den unvermeidlichen Polizisten leben. Für visitierende hohe Beamte hat die Regierung ein ganz gutes Gasthaus erbaut, dessen Stolz, zwei sogenannte europäische Räume, wir beziehen und gar nichts dagegen haben, wieder einmal in einem Bett zu schlafen. Das Unerwartetste aber, was wir antreffen, ist ein Billard; mitten im Gebiet der Wilden Formosas, in 2500 m Berghöhe, spiele ich die erste Billardpartie seit zwanzig Jahren, bekleidet mit einem wattierten Hotelkimono und kontrolliert von einem Hakkaboy.



Holzfällerdorf auf dem Arisan.

Die ganze Berglehne, an der die Siedlung liegt, ist vor einigen Jahren von einem ungeheuren Waldbrand heimgesucht worden und ist daher jetzt mit riesigen verkohlten Baumstümpfen bedeckt. Es müssen gewaltige Baumriesen gewesen sein, denn die in phantastischen Formen gen Himmel ragenden Wurzelstümpfe vermögen in ihrer ausgebrannten Höhlung oft ein ganzes Zimmer aufzunehmen. Um die unverletzten Bäume zu sehen, muß man jetzt ein Stück den Berg hinab- oder hinaufsteigen, wo herrliche Urwälder ihn bedecken, die aus den gewaltigen Stämmen der wichtigsten Sorten *Chamaecyparis obtusa* und *formosensis*, der graziösen *Cunninghamia*, der nur hier vorkommenden *Taiwania cryptome-rioides* und einigen weniger wichtigen Arten bestehen. Die Quan-

tität dieser Bäume, die alljährlich nach Japan geschafft wird, ist eine außerordentliche; dazwischen wird auch aufgeforstet, aber es ist schwer, sich ein Urteil darüber zu bilden, ob die Aufforstung genügend Ersatz schafft. Die Jahrtausende alten Riesenstämme kann sie natürlich keineswegs ersetzen. Sie sind wohl für immer dem Untergang geweiht; nur zwei der allergrößten Bäume sind für heilig erklärt, tragen den Strick mit den shintoistischen Emblemen und werden geschont.

Am nächsten Morgen fuhren wir, von Regenwolken eingehüllt, mit dem Holzzug nach einem höher gelegenen Camp, in dem gerade

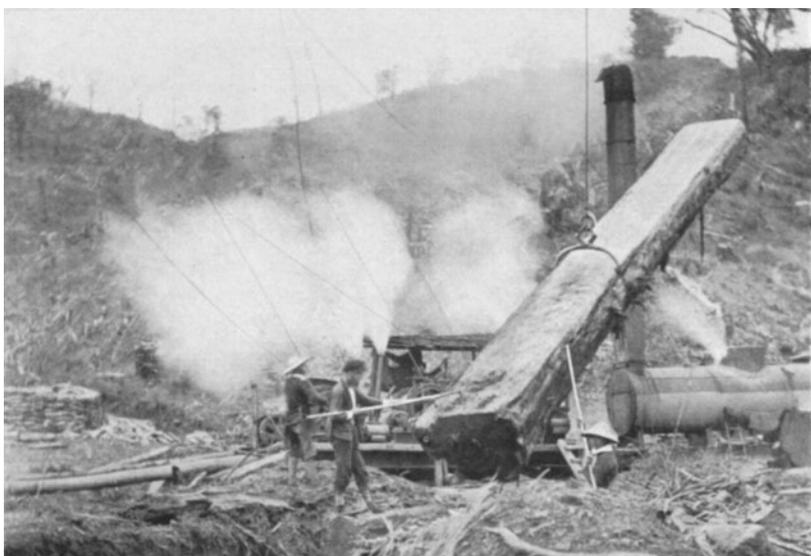


Shintoschrein auf dem Arisan.

gearbeitet wurde. Aber die Fäller zogen es vor, sei es wegen des Regens, sei es wegen der Neujahrswochen, zu feiern und so konnten wir nur wenig von der Arbeit sehen. Originell daran war vielleicht, daß als Mast für das Tragseil einer großen Förderanlage eine riesige abgestorbene *Chamaecyparis* diente. Von dem langen Warten — eine der Lieblingsbeschäftigungen des Orientalen — ermüdet und ziemlich durchgefroren, begrüßten wir es von Herzen, als einer der Waldarbeiter mit einem großen Stück Hirschfleisch ankam und es uns gastfreundlich am offenen Feuer briet. Als wir zurückmarschierten, hellte sich der Himmel allmählich auf, und wir konnten köstliche Blicke in die tiefen Täler, in denen weiße Wolken hochzogen, und über das Wolkenmeer, das über der fernen Ebene

lagerte, genießen. Ein unerhörtes Schauspiel aber bot am Abend der Sonnenuntergang. Plötzlich erstrahlten die Wolkenmassen, die die Täler füllten, in reinstem Türkisblau, in dem die Berggipfel als dunkle Inseln schwammen. Dann aber segelten goldglänzende Wolken majestätisch vorüber. Von all den köstlichen Sonnenuntergängen, die ich in tropischen Breiten schon bewundert hatte, war dieser der märchenhaft-unwahrscheinlichste.

Bei dem Abstieg am nächsten Tag konnten wir ein Bild sehen, das symbolisch erscheint für die merkwürdigen Verhältnisse des heutigen Formosa. An einer Wegbiegung trat hinter einem Felsen



Im Holzfällerkamp auf dem Arisan.

ein Eingeborener hervor, bewaffnet mit Schwert, Pfeil und Bogen, fragend, finster unter seiner Sturmhaube aus Hirschfell hervorblickend. Wenige Minuten darauf passieren wir eine fröhliche Gruppe von japanischen Schulkindern, die in aller Sicherheit durch den Urwald nach dem Schulhaus in Numanohira ziehen. Die neue Zeit ist aufgezogen, ohne daß die alte schon völlig verschwunden wäre.

Unser Abschied von Kagi, das wir um Mitternacht verließen, um im bequemen Schlafwagen nach Taihoku zurückzukehren, war mit einer kleinen harmlosen Episode verbunden, über die wir noch manchmal herzlich lachten. Am Abend entfernte sich unser vortrefflicher, liebenswürdiger und kenntnisreicher japanischer Reise-

marschall, den uns der Generalgouverneur gestellt hatte, und dessen Tätigkeit so viel zum Gelingen unserer Reise beigetragen hatte, für einige Stunden, „um einen alten Freund zu besuchen“. Als wir dann nachts auf den Bahnhof gingen, fanden sich zu unserem Erstaunen zum Abschied zwei hübsche Geishas auf dem



Der geschützte größte Baum auf dem Arisan.

Bahnsteig ein, die sich zu uns wie zu alten Bekannten gesellten und den üblichen Abschied feierten. Unser japanischer Freund machte das unschuldigste Gesicht von der Welt, als ob ihn die ganze Sache nichts angehe, und so mußten wir wohl glauben, daß hier ein Zufall oder eine Verwechslung vorlag. Ja, es gibt merkwürdige Zufälle!

7. Die japanische Verwaltung von Formosa.

In dem einzigen mir bekannten deutschen Reisebuch über Formosa (von ADOLF FISCHER), das wenige Jahre nach der japanischen Besetzung der Insel erschien, finden sich in der Einleitung die folgenden Sätze: „Die japanische Nation . . . glaubte, auch in Formosa in gleichem Tempo marschieren zu können und setzte Hoffnungen auf das neu erworbene, als übermäßig reich verschriene Inselland, die sich bisher keineswegs erfüllt haben. Heute ist kein Japaner im unklaren darüber, daß man viel besser daran getan hätte, eine höhere Kriegsentschädigung zu nehmen, als diesen unheilvollen Landzuwachs zu verlangen. China würde damals in eine solche Forderung zweifellos gerne gewilligt haben. Doch dies entsprach — es ist leicht begreiflich — keineswegs den ehrgeizigen erobersüchtigen Wünschen der damals das Staatsschiff lenkenden radikalen Partei usw.“ Ob diese pessimistischen Bemerkungen damals berechtigt waren, ist heute schwer zu sagen. Sicher aber ist, daß sie sich als falsch erwiesen. Denn heute ist Formosa vielleicht der wertvollste Besitz Japans, der nicht nur Hunderttausenden des überbevölkerten Mutterlandes Auswanderungsmöglichkeiten gibt, sondern auch sich finanziell völlig selbst erhält und dazu die ganze recht beträchtliche Zuckersteuer in den Staatssäckel des Mutterlandes abführt. Wenn man dazu noch nimmt, daß Formosa ungeheure Mengen von Reis, Zucker, Früchten in das Mutterland exportiert, so ergibt sich ohne weiteres der große Wert dieser Kolonie, die obendrein noch sehr entwicklungsfähig ist. Der objektive Beobachter, der durch Formosa reist und seine Vergangenheit kennt, kann nicht umhin, auf Schritt und Tritt das zu bewundern, was die Japaner hier geleistet haben. Man wird vielleicht meinen, daß dem unter den Auspizien der Regierung Reisenden Sand in die Augen gestreut wurde, aber man kann ja nicht die an Schönheit der Anlage alle Städte Alt-Japans übertreffenden Städte Formosas vortäuschen oder den ausgezeichneten Bahnverkehr, die modernen Krankenhäuser und Schulen und die Fülle von wissenschaftlichen Instituten und Versuchsstationen so wenig wie die großen Zuckerfabriken, Sägewerke, Tee- und Fruchtplantagen, die Straßen, Brücken, Flußregulierungen. Natürlich bleibt immer noch reichlich zu tun, vor allem in dem noch unerschlossenen Bergland, das durch Automobilstraßen der Kultur erschlossen werden muß. Und auch in der Erziehung der ansässigen Bevölkerung und der Modernisierung der Landwirtschaft ist noch viel zu leisten. Aber auf das schon Vollbrachte haben die Japaner und in erster Linie der Schöpfer des modernen Formosa, GOTO, allen Grund, stolz zu sein.

In der Hauptstadt Taihoku, wo alle Verwaltungszweige zentralisiert sind, hat man die beste Gelegenheit, in den Fortschritt der Insel Einblick zu nehmen, und so wollen wir zum Schluß noch einige der öffentlichen Anstalten besuchen. Von entscheidender Bedeutung für ein Land, das ja zum größten Teil von Angehörigen eines alten Kulturvolkes, Chinesen, bewohnt ist, ist das Unterrichtswesen. Für die etwa eine halbe Million Japaner, die Formosa bewohnen, ist natürlich ein Schulsystem eingerichtet, das genau dem des Mutterlandes entspricht, und wir sahen ja schon, daß selbst auf dem Gipfel des Arisan eine Volksschule für die Kinder der Holzfäller errichtet ist. Was die Eingeborenen betrifft, so hat man überall an der Grenze, wo Frieden herrscht, ebenfalls Schulen errichtet, die wir schon kennen lernten, die sicher mit der Zeit Gutes tun werden. Dagegen ist das Schulwesen für die Hauptmasse der Bevölkerung, die Chinesen, noch nicht völlig ausgebildet, vor allem fehlt für sie bis jetzt der Schulzwang. So kommt es, daß bis jetzt nur 44 vH der Knaben und 12 vH der Mädchen öffentliche Schulen besuchen. In der Hauptstadt beträgt der Satz etwa 70 und 30 vH, auf dem Land ist er natürlich entsprechend geringer als der Durchschnitt. In den größeren Städten finden sich jetzt aber überall Volksschulen und Mittelschulen für chinesische Knaben und Mädchen, in denen zwar die japanische Sprache im Mittelpunkt steht, aber auch chinesische Sprache und Schrift gelehrt wird und im übrigen der Lehrplan der entsprechenden japanischen Schulen durchgeführt wird. Einige der höheren japanischen Schulen sind auch Chinesen zugänglich, aber nur wenige vermögen die Eintrittsexamina zu bestehen. Eine Chinesenvolksschule, die wir besuchten, machte einen sehr guten Eindruck. Schon das luftige massive Gebäude mit seinen großen Spielplätzen übertraf jedes Schulgebäude, das ich in Japan gesehen habe. Von den Lehrern, die zu drei Vierteln Chinesen sind, werden hier 1900 Kinder unterrichtet. Der Unterricht findet bis auf die zwei Wochenstunden Chinesisch in japanischer Sprache statt, und die älteren Schüler sollen bereits untereinander japanisch sprechen. Da das japanische Volksschulwesen, das nach dem deutschen modelliert ist, zweifellos sehr gut ist, trägt eine solche Schule sicher viel zur Japanisierung der Bevölkerung bei.

Eine sehr große, gut besuchte Schule ist auch die höhere Töchterschule für Chinesinnen, die meist von Mädchen der höheren Stände besucht wird, von denen viele sich nach einem weiteren Seminarjahr zum Lehrberuf ausbilden. Zum Lehrplan gehört auch obligates Englisch, doch hatten wir keine Gelegenheit, den Erfolg zu sehen. Auch weibliche Handfertigkeiten spielen eine Rolle im Lehrplan. Handarbeiten verschiedenster westlicher Art werden sehr geschickt

ausgeführt und sollen bei den Chinesinnen sehr beliebt sein, und im Kochunterricht wird japanische, chinesische und europäische Küche gelehrt. Wer allerdings die „europäische“ Küche der Japaner kennt, wird gern darauf verzichten, die Erfolge dieses Unterrichts am eigenen Leib kennen zu lernen. Auch Sing- und Turnunterricht wird nach europäischem Muster gegeben, und Grammophonvorführungen erläutern die Merkwürdigkeiten des europäischen Gesangs, den übrigens Chinesen wie Japaner gern erlernen. Leider frönen hier auch die Japaner ihrer Neigung, höhere Schüler in Uniform zu stecken, und die armen Chinesinnen müssen eine Art



Im Botanischen Garten Taihoku.

von blauen Matrosenkleidern tragen, die die Japaner für schönen europäischen Stil halten. Diese gräßlich verschnittenen Gewänder entstellen die armen Mädchen in der greulichsten Weise, und wenn man Hunderte davon gesehen hat, freut man sich, zu der Seminar-klasse zu kommen, deren Schülerinnen die kleidsamen seidenen chinesischen Anzüge tragen.

Die Zahl der jungen Chinesen, die das japanische Gymnasium durchmachen, ist nicht sehr groß. Immerhin soll es bereits einige höhere Beamten unter den Chinesen geben. Dagegen widmen sich ziemlich viele der medizinischen Laufbahn als eine Art von Ärzten zweiter Klasse, die es auch noch in Japan gibt. Eine medizinische

Hochschule bildet junge Leute, die zur Universität nicht die nötige Vorbildung haben, zu praktischen Ärzten aus, einer Art von medizinischen Handwerkern, die aber sehr Gutes leisten sollen, besonders in der Praxis auf dem Land. Die Hochschule ist mit guten Laboratorien für die theoretisch-medizinischen Fächer ausgestattet und mit einem Krankenhaus verbunden. Als ich am Sektionssaal vorbeikam, sah ich ein großes Schild, auf dem in deutscher Sprache stand: „Heute 12 Uhr Sektion.“ Also auch hier beherrscht wie in Alt-Japan die deutsche Sprache den medizinischen Unterricht. Mit besonderem Stolz berichtete der Direktor der Anstalt, daß auch schon drei Eingeborene die Schule absolviert haben und jetzt an der Ostküste praktizieren und so geschickt seien, daß sie auch von den Japanern konsultiert werden.

Unweit der medizinischen Hochschule findet sich das riesengroße Krankenhaus, das als massiver Steinbau an Stelle des von Termiten zerstörten alten Holzhauses errichtet wurde und bereits wieder vergrößert wird. Die von Chinesen und Japanern gleichmäßig frequentierte Anstalt mit allen möglichen Abteilungen und durchaus moderner Einrichtung behandelt alljährlich eine außerordentliche Anzahl von Patienten und trägt sicher viel dazu bei, die abergläubigen Chinesen von ihrer berüchtigten Quacksalberei abzubringen. Alle Ärzte versichern übrigens, daß Formosa ein relativ gesundes Land sei; die Hauptkrankheit ist wohl die auf einige Bezirke beschränkte Malaria, die in der schlimmen Form des Schwarzwasserfiebers auftritt. Daneben sind häufig Wurmkrankheiten und in Gebirgsgegenden endemischer Kropf. Die bösartigen Tropenkrankheiten sollen aber ganz fehlen oder selten sein.

In der Verwaltung Formosas spielt natürlich die Entwicklung der Bodenschätze, vor allem der Landwirtschaft, eine große Rolle. Man muß es den Japanern lassen, daß sie früh eingesehen haben, daß hier ein Fortschritt nur auf wissenschaftlicher Basis möglich ist und dementsprechend eine große wissenschaftliche Organisation schufen, die heute in dem sogenannten Wissenschaftlichen Zentralinstitut in Taihoku konzentriert ist, dem alle die anderen über das Land zerstreuten Versuchsstationen unterstehen. Eine der wichtigsten Abteilungen ist die landwirtschaftliche, die über große Versuchsfelder und Spezialversuchsstationen für Reisbau, Zuckerrohr, Schädlingsbekämpfung, Fischerei verfügt, in denen tüchtige Spezialisten vorzügliche Arbeit leisten. Mit Vergnügen stellte ich überall fest, daß den Arbeitenden die neueste Fachliteratur zur Verfügung steht, und daß sie mit Laboratorien und Instrumentarium viel besser versorgt sind als vielfach ihre Kollegen in Japan. Ein wunderschöner botanischer Garten und Forstgarten, der den In-

stituten angegliedert ist, trägt außerdem zur Verschönerung der Stadt bei.

Die nächstwichtigste Abteilung ist wohl die hygienische, die schon große Leistungen zu verzeichnen hat. Man braucht nur an die ausgezeichneten Wasserleitungen der Städte zu erinnern, an Seuchenbekämpfung, Schlachthäuser und Märkte, Einrichtungen, die bei der unverbesserlichen Unreinlichkeit der Chinesen von entscheidender Bedeutung für das Land sind. Für den flüchtigen Besucher des Instituts am interessantesten ist aber wohl die Giftschlangenabteilung. Formosa wimmelt nämlich von vielen Arten



Im Botanischen Garten Taihoku.

von Giftschlangen, die bis in die Häuser der Hauptstadt dringen und unter denen sich einige besonders bösartige finden, vor allem Trimerosurus, Bungarus und Naja-Arten. Im Zentralinstitut sind alle diese Formen vorrätig und werden in bekannter Weise zur Serumherstellung benutzt. Da aber das Serum nur spezifisch für jede Art wirkt und in den meisten Fällen der Gebissene nicht weiß, welche Art ihn gebissen hat, ist die Behandlungsmethode ziemlich illusorisch. Ein universelles Serum aber existiert bis jetzt noch nicht.

Endlich hat die chemische Abteilung, in der auch ein Deutscher tätig ist, eine beträchtliche Bedeutung. Denn sowohl die Mineralschätze des Landes, Kohle, Petroleum, Gold, Silber, Schwefel, erfordern die Ausarbeitung neuer Methoden, sondern vor allem die

große Kampferindustrie mit etlichen Nebenprodukten macht die Suche nach neuen Verfahren und neuen Verwendungsmöglichkeiten der Nebenprodukte zu einer wirtschaftlich höchst wichtigen Arbeit.

Das führt nun zu den großen Staatsmonopolen, die den Eckpfeiler der Wirtschaft Formosas bilden und deren Verwaltung in dem Riesengebäude des Monopolbaues in Taihoku konzentriert ist, Kampfer, Tabak, Opium, Salz, Alkohol. Von diesen ist der Kampfer das wichtigste, da ja Formosa fast den ganzen natürlichen Kampfer der Welt erzeugt. Wir hörten schon, in wie primitiver Weise dieses wichtige Produkt im Gebirge von den Hakkas gewonnen wird. Alles Rohprodukt, ebenso wie das Kampferöl, strömt nun hier in Taihoku zusammen und wird in der Fabrik des Monopolbureaus umdestilliert und gereinigt. Der Prozeß scheint kein sehr idealer zu sein, und man ist jetzt dabei, ihn zu modernisieren. Die ganze Kampferindustrie, die in der Hauptsache nur durch den Bedarf der Zelluloidindustrie lebensfähig ist, hängt natürlich etwas in der Luft, da jederzeit eine neue chemische Erfindung das Naturprodukt überflüssig machen kann, wie es beim Indigo der Fall war. Man weiß dies auch und bereitet beizeiten neue Verwendungsmöglichkeiten vor. In Europa hat ohnehin schon längst der synthetische Kampfer den natürlichen verdrängt.

Ein sehr wichtiger Zweig der formosanischen Verwaltung ist das Opiummonopol. Die Formosa-Chinesen waren eingefleischte Opiumraucher, ein Laster, mit dem sich die japanische Regierung irgendwie abfinden mußte. Ein völliges Verbot war unmöglich. Es hätte zu Aufständen geführt und wäre auch angesichts der chinesischen Schmuggelmethoden nicht durchzuführen gewesen. So errichtete man ein Monopol und unterband jede Einfuhr, so daß alles auf der Insel verbrauchte Opium in der Monopolfabrik in Taihoku hergestellt wird. Für die Gewohnheitsraucher führte man ein Lizenzsystem ein. Jeder der Raucher besitzt eine Karte, auf die hin er ein bestimmtes Quantum Opium erhält. Junge Leute erhalten prinzipiell das Gift nicht, und so muß allmählich die Sitte aussterben. Tatsächlich ist es gelungen, in den letzten zwanzig Jahren auf diese Weise die Zahl der Raucher von etwa 200000 auf 20000 herabzudrücken. Wenn diese Angaben richtig sind, müßte die Zeit nicht fern sein, wo das Opium ganz von der Insel verschwindet. Heute gehört noch zu den Hauptsehenswürdigkeiten des Monopolamts ein dicker Chinese, dessen Beruf es ist, die verschiedenen Opiumsorten zu probieren. Sichtlich schadet ihm der Genuß des berüchtigten Giftes nicht allzusehr, denn er sieht durchaus gesund aus und ist gern bereit, auf einem großen chinesischen Ruhebett hingestreckt, dem Besucher ein Pfeifchen vorzurauchen. Zu den erheiternden

Episoden, die im Osten nie fehlen, gehörte es übrigens, daß in die Hinterwand des eingelegten chinesischen Bettes ein kitschiges Bild einer oberbayrischen Landschaft mit vor der Almhütte schuhplattelnenden Burschen eingelassen war, vom Besitzer jedenfalls als große Kostbarkeit geschätzt. Schuhplatteln und Opiumrauchen ist jedenfalls eine neue Zusammenstellung.

Am wenigsten erfolgreich von allen Monopolbureaus ist wohl die Tabakabteilung, wie überhaupt das japanische Tabakmonopol besonders schlecht arbeitet, abgesehen von seiner unerhört großen Leistung für den Staatssäckel. Von alters her bauen die Eingeborenen in den Bergen Formosas Tabak. Bei der Ähnlichkeit des Klimas mit dem von Kuba und teilweise den Philippinen müßte es möglich sein, auf Formosa einen vorzüglichen Tabak zu ziehen, mit dem man die japanische Regie versorgen könnte. Bis jetzt scheint das aber nicht gelungen zu sein. Das Monopol fabriziert hauptsächlich aus importierten Tabaken erträgliche Zigarren, die aber mehr kosten als anderwärts gute Havanna. So hat in Formosa, genau wie in Alt-Japan, der Zigarrenraucher schlechte Zeiten. Man versteht es nicht, daß die Regie hier nicht einsetzt und Besserung schafft.

Schließlich noch ein Wort über das Verhältnis der japanischen Herren zu der eingeborenen chinesischen Bevölkerung. Es scheint den Japanern bis zu einem gewissen Grad gelungen zu sein, das Vertrauen der Chinesen zu erwerben. Vielfach wohnen die Japaner der niederen Klassen mitten in den Chinesenvierteln, japanische Vorarbeiter arbeiten mit den chinesischen Arbeitern in den Fabriken, chinesische Polizisten dienen zusammen mit den japanischen in der Grenzpolizei, in den höheren Schulen sitzen beide Rassen zusammen, und gebildete Chinesen werden allmählich zu den Regierungsgeschäften herangezogen. Die junge Generation lernt die japanische Sprache benutzen, und der praktische Chinese sieht natürlich, daß es ihm im Schutz der zielbewußten japanischen Herrschaft besser geht als früher. Aber Blut ist dicker als Wasser. Sollte eines Tages China zu geordneten Zuständen zurückkehren, so wäre es sehr erstaunlich, wenn nicht auch in Formosa eine Unabhängigkeitsbewegung entstände. Vor einigen Jahren soll es tatsächlich schon einmal dazu gekommen sein und es gehen Gerüchte, daß die Bewegung mit 3000 Todesurteilen unterdrückt wurde. Das berühmte japanische Vertuschungssystem macht es schwer, Näheres zu erfahren. Augenblicklich verlangen fortschrittliche Chinesen, daß das autokratisch-bureaukratische Regierungssystem durch eines ersetzt werde, bei dem die chinesische Bevölkerung repräsentativen Anteil nehmen kann, ferner auch Vertretung im japanischen Parla-

ment. Das ist vielleicht undankbar, denn tatsächlich verdankt Formosa seine glänzende Entwicklung in erster Linie dem autokratischen System der Kolonialverwaltung, das es ermöglichte, daß kluge Gouverneure unbehindert das tun konnten, was dem Land zum besten gereichte. Trotzdem werden sich auf die Dauer diese Wünsche der Bevölkerung so wenig unterdrücken lassen, wie in Indien oder den holländischen Kolonien. Wenn sich aber die japanische Verwaltung weiterhin so geschickt zeigt wie bisher, wird sie auch diese Probleme friedlich zum besten des schönen Eilands lösen können.

Die Ryukyuinseln.



Okinawa, die Hauptinsel von Ryukyu.

Von der äußersten Südwestspitze Japans, der malerischen Bucht von Kagoshima, zieht sich in weitem, fast 1000 km langem Bogen eine Kette von Inseln und Inselchen gegen die Nordspitze von Formosa hin, die heute zum festen Bestand des japanischen Reiches gehört. Während die der Provinz Satsuma am nächsten gelegenen Inseln Tanegashima und Yakushima schon immer zu Japan gehörten, bildete die weitere Kette in älterer Zeit ein mehr oder weniger selbständiges Reich, das den Reisenden unter der chinesischen Bezeichnung Luchuinseln bekannt wurde, in japanischer Aussprache Ryukyu heißt. Auf fremde Reisende hat diese Inselkette nie eine große Anziehungskraft ausgeübt, liegt sie doch außerhalb des Kurses des Weltverkehrs in einer wegen ihrer Bösartigkeit berüchtigten See, durch den Mangel an guten Häfen auch vor den hier besonders heftig wütenden Taifunen wenig Schutz bietend. So ist bis zum heutigen Tag der Fremde auf diesen Inseln eine Seltenheit geblieben; nur auf der nördlichen großen Insel Oshima finden sich Missionare; auf dem eigentlichen Luchuarchipel aber kein einziger Weißer. So kann man denn auch die fremden Besucher der Insel fast einzeln aufzählen, von gelegentlichen Besuchen von Missionaren und Kaufleuten abgesehen. Im Jahre 1816 hielt sich der englische Kapitän BASIL HALL längere Zeit auf den Inseln auf und gab eine noch heute höchst lesenswerte Beschreibung. 1853 kam dann Commodore PERRY auf seiner Expedition zur Erzwungung der Eröffnung von Japan nach den Inseln und berichtete in seinem Tagebuch ausführlich darüber. Erst Ende des Jahrhunderts begannen dann einige Naturforscher und Philologen sich für die in beiden Richtungen hochinteressanten Eilande zu interessieren: die Deutschen, der Botaniker WARBURG und der Zoologe DÖDERLEIN, arbeiteten auf den Inseln, der Philologe CHAMBERLAIN studierte die Sprache und SIMON machte eingehende philologisch-ethnographische Studien¹⁾. Auch mich veranlaßten biologische Interessen, dies Grenzgebiet subtropischer und gemäßigter Lebensformen zu besuchen und gaben mir so Gelegenheit, abgesehen von meinen

¹⁾ CHAMBERLAIN, B. H., The Luchu Islands and their inhabitants. Geogr. J. 5. 1895. DÖDERLEIN, G., Die Liukiuisel Amami-Oshima. Verh. deutsch. Ges. Nat. Völkerk. Tokyo 3. 1881. HALL, B., Account of a voyage of discovery to the westcoast of Corea and the Great Loochoo islands. London 1818. Commodore PERRYS Tagebücher. SIMON, E., Beiträge zur Kenntnis der Ryukyuinseln. Leipzig 1914 (hier vollständige Literatur).

eigenen Problemen, das merkwürdige Land mit den nun im Schwinden begriffenen Überresten der uralten Kultur der Vorfahren des heutigen Japans kennen zu lernen.

1. Reise nach Okinawa.

Heute, wie schon seit Jahrhunderten, gehört die nördliche Inselgruppe mit dem großen Oshima verwaltungstechnisch zum Bezirk Kagoshima und ist so weitgehend japanisiert, daß sie nicht viel des Interessanten mehr bietet. Die südliche Gruppe aber, vor allem aus der Hauptinsel Okinawa bestehend, bildet einen eigenen Bezirk Okinawaken mit Regierungspräsident (Gouverneur) und Provinziallandrat. Mein Besuch galt nur dieser Hauptinsel. Denn die weiter abgelegenen Inseln, vor allem Yashima, sind wegen der schlechten Verbindungen nur zu erreichen, wenn man sehr viel Zeit zur Verfügung hat. Für den Ethnographen und Anthropologen wie auch für den Naturforscher dürften sie vom größten Interesse sein.

Okinawa ist nicht schwer zu erreichen, da die japanische Schifffahrtsgesellschaft Osaka Chosen Kaisha zwei Dampferlinien in regelmäßigem Verkehr unterhält, eine von Osaka in drei Tagen, eine von Kagoshima in zwei Tagen die Hauptinsel erreichend. Allerdings ist diese Zeitangabe nicht allzu genau zu nehmen. Denn die stürmische See, der die kleinen Schiffe nicht übermäßig gewachsen sind, sorgt während eines großen Teils des Jahres dafür, daß der Reisezeit einiges zugelegt wird. Und wer von einer Schiffsreise den Komfort des modernen Passagierdampfers erwartet, möge ohnedies lieber auf einen Versuch verzichten. Besonders auf der kürzeren Kagoshimastrecke verkehren nur sehr kleine, sehr schmutzige Schiffchen mit bescheidenster japanischer Verpflegung. Die, abgesehen von diesen kleinen Schönheitsfehlern, relativ gute Verbindung erklärt sich daraus, daß von Okinawa aus während der Saison viel Zucker nach Japan verschifft wird und ferner daraus, daß ein überaus reger Passagierverkehr von Zwischendeckspassagieren stattfindet. (Was ein japanisches Zwischendeck auf einem solchen Dampfer bedeutet, kann man sich übrigens kaum vorstellen, wenn man es nicht gesehen hat. Eine Zwischendecksreise über den Atlantischen Ozean, die ich früher einmal mitgemacht habe, erschien mir dagegen wie eine Luxusfahrt. Aber der Ostasiate, nicht nur der niedersten Stände, ist gegen dergleichen völlig gleichgültig, und das Maß von Schmutz, das er, ohne sich daran zu stoßen, erträgt, ist ganz außerordentlich groß. Das trifft auch für den Japaner zu, dessen vielgerühmte Reinlichkeit sich nur auf das tägliche Bad und sein eigenes Haus erstreckt und vor allem völlig

versagt, wenn es sich um westliche oder halbwestliche Einrichtungen handelt.) Dieser Passagierverkehr nun hat seine Ursache in der außerordentlich schlechten ökonomischen Lage der Insel, auf deren Ursache wir noch zurückkommen werden. Sie veranlaßt einmal zahllose junge Mädchen, ihre große traditionelle Handfertigkeit als Spinnerinnen und Weberinnen auszunutzen und als Saisonarbeiterinnen in die großen Webereien des japanischen Industriebezirks zu gehen. So kamen denn auch bei meiner Hinfahrt in Kobe Dutzende dieser bescheidenen, kleinen und unschönen Mädchen an Bord, um nach Ablauf ihres Kontrakts heimzukehren. Ihre nicht geringen Ersparnisse, sagte man mir, hatten sie schon immer laufend nach Hause geschickt. Die unternehmungslustigen jungen Männer aber wandern in großen Mengen nach Brasilien und den Hawaii-Inseln aus, wo sie hauptsächlich auf Zuckerrohrplantagen bei ihren bescheidenen Ansprüchen viel verdienen. Es sollen so dauernd etwa 10000 Mädchen auswärts arbeiten und ebensoviele Männer über See sein, die jährlich 1¹/₂ Millionen Yen an Ersparnissen nach Hause schicken. Die Auswanderer aber kommen in regelmäßigen Abständen mindestens zu Besuch in die alte Heimat, und so hatte auch unser Schiff eine ganze Kolonne aus Brasilien und Hawaii an Bord, die während der Fahrt halbnackt herumstrichen, kurz vor Erreichung der Inseln aber aus den Tiefen des Schiffsbauchs in prächtigen neuen europäischen Kleidern mit südamerikanischen Farbenharmonien erschienen. Einige davon brachten, wenigstens ihrer eigenen Angabe nach, viel Geld mit und wollten zu Hause bleiben. Andere, und das waren die netteren, hatten noch nichts erübrigt und gedachten wieder fortzufahren. Ein besonders frisch und offen aussehender, leidlich englisch sprechender Mann zeigte mir als seinen bisherigen Haupterfolg seine netten acht Kinder, die er einmal den Großeltern vorführen wollte. Die dazu gehörige Mutter, in billigen amerikanischen Kleidern, war allerdings ein katastrophaler Anblick. Besonders um meine Unterhaltung bemüht (unter gewaltigem und unaufhörlichem Spucken) erwiesen sich ein paar junge Leute aus Brasilien. Die Konversation, ihrerseits in einem Gemisch von Hafenportugiesisch und Japanisch, meinerseits einem Gemisch von Spanisch, Lateinisch und Japanisch geführt, muß köstlich geklungen haben, aber war durchaus erfolgreich. Als der Jüngling hörte, daß ich Deutscher sei, fragte er: „Wissen Sie schon, daß Deutschland einen Krieg hatte?“ (es war im März 1926), und auf meine Bejahung lauernd: „Wissen Sie auch, daß es ein Krieg zwischen Japan und Deutschland war und Japan gewonnen hat?“

Hier begegnete mir der in Anbetracht ihrer Geschichte immerhin doch bemerkenswerte japanische Patriotismus der Ryukyuaner zum

ersten Male. Später trat er mir öfters entgegen, wenn ich z. B. darauf aufmerksam gemacht wurde, ich möchte nicht von Ryukyu, sondern vom Regierungsbezirk Okinawa sprechen und auch nicht von Ryukyuanern, sondern einfach von Japanern. Der Grund ist natürlich der, daß der Japaner für sie die höhere Kulturstufe bedeutet, der sie gleichberechtigt anzugehören wünschen. Am deutlichsten trat das wohl zutage, als wir einmal das Haus eines wohlhabenden Shoyuhändlers¹⁾ besuchten, um alte Sarasagewänder, die die Familie aufbewahrte, zu besichtigen. Wir baten die Frauen, die schönen bunten Kleider anzuziehen und sie so photographieren zu dürfen. Die Frauen waren auch sofort dabei, als der hohe Herr des Hauses, der allerdings schon etwas Awamorischsnaps genossen hatte, auf das energischste es verbot, mit der Begründung, daß Leute, die die Photographie sähen, glauben könnten, sie liefen hier noch wie die Wilden in solchen Kleidern herum (die Gewänder waren aus schwerer gelber Seide in der Sarasatechnik mit Blumenmustern verziert; der moderne Kulturmensch, der solche Angst für seine Reputation hatte, war im wesentlichen mit ein paar gestrickten baumwollenen Unterhosen bekleidet). Schon diese kleinen Episoden zeigen, daß das alte Ryukyu, „der Spiegel Altjapans“ (SIMON), im Verschwinden begriffen ist. Die nivellierende Wirkung des japanischen Nationalstaats und der den Markt überschwemmenden Industrie werden dafür sorgen, daß in wenigen Jahrzehnten Ryukyu nicht mehr von Süd-japan zu unterscheiden sein wird. Heute ist aber noch genug des Charakteristischen da, das den Besucher erfreut, wenn das Schiff durch die unglaublich enge und gefährliche Einfahrt in den bescheidenen Hafen der Hauptstadt Nafa (Nawa) eingelaufen ist.

2. Geschichte.

Das, was die von der Natur mit anmutiger Landschaft und üppiger subtropischer Vegetation ausgestatteten Inseln für den Kenner Japans so interessant macht, ist die Tatsache, daß sich hier von uralter Zeit her noch anthropologisch wie kulturell die Wurzeln des jetzigen Japan erhalten haben. Zuverlässige Kenntnisse vom Ursprung dieses Völkchens besitzen wir nicht. Wenn ich die anthropologischen und ethnographischen Tatsachen in großen Zusammenhängen zu betrachten suche, so komme ich etwa zur folgenden Vorstellung. In der vorgeschichtlichen Zeit waren diese Inseln ebenso wie die japanischen von dem Urvolk bewohnt, dessen letzte Reste, die Ainus, heute noch im nördlichsten Japan erhalten sind. DÖDER-

¹⁾ Shoyu = Bohnensauce.

LEIN bemerkte schon die ainuartige Körperbehaarung vieler Ryukyuaner, die ich auch bestätigen kann, und CHAMBERLAIN wie SIMON wiesen auf sprachliche und ethnographische Reste aus der Ainuzeit hin. Etwa zur Zeit des KONFUZIUS¹⁾ wurde nun diese Urbevölkerung durch eine südliche Einwanderung verdrängt, den Ahnen des heutigen japanischen Volkes. Dies waren malaiische Stämme, aber nicht die von den südlichen Inseln kommenden „Wilden“, die Formosa okkupierten, sondern, wie ich aus verschiedenen Gründen glaube, die Stämme, die damals ganz Südchina bewohnten, deren letzte Reste heute als Miaotse noch erhalten sind, und die von den vordringenden Chinesen aus ihren Wohnsitzen vertrieben wurden. Diese kamen nach Ryukyu, Südkorea und SüdJapan. Hier in Japan vermischten sie sich mit Ainus und mongolisch-tungusischen Einwanderern, so zu der merkwürdigen Mischung der japanischen Nation führend. In Südkorea wie auch auf den Ryukyu-Inseln scheinen sie sich, abgesehen von ein wenig Ainubemischung, relativ rein erhalten zu haben. Natürlich kamen später noch mongolische Einmischungen von Nordkorea und China aus hinzu; im großen ganzen dürften aber die Ryukyuaner denkbar weitgehend uns die erste japanische Bevölkerung, das Yamatovolk, demonstrieren, und dies erklärt natürlich, warum hier in der insulären Abgeschlossenheit sich so viele uralte Kulturzüge erhalten haben, die die Vorfahren der jetzigen Japaner besessen haben müssen.

Diese älteste Geschichte der Inseln, wie auch die Japans, kann aber nur erschlossen werden, sie steht keineswegs auf sicheren Füßen; und das gilt für Ryukyu noch weit bis in die historische Zeit hinein. Wer sich für die halb oder ganz mythologische Geschichte der Insel interessiert, nehme, wenn er kann, die eingeborenen oder japanischen Darstellungen, aus denen der alte SIEBOLD bereits Auszüge mitgeteilt hat. Wir lesen da, ganz wie in der japanischen Geschichte, von Götterpaaren, die auf die Erde herabstiegen und ein Herrschergeschlecht erzeugten, von einer Herrscherfamilie, die 17000 Jahre regierte, von der Tochter eines Drachen, die Königin wurde. Aber auch in der frühen geschichtlichen Zeit sind die Berichte nicht ganz klar, da die chinesischen Annalen, aus denen sie stammen, Formosa als Luchu bezeichneten. Die nördlichen Inseln standen wohl schon im 7. Jahrhundert in einem Tributverhältnis zu Japan, während die eigentlichen Luchus regelmäßigen Verkehr mit China hatten. Diese Beziehungen sind zwar authentisch erst seit der Zeit der Mongolendynastie (Ende des 13. Jahr-

¹⁾ 6. Jahrh. vor Christi.

hunderts) bekannt. Es steht aber durch die einheimischen Annalen fest, daß zur Zeit der Sung-Dynastie (11.—13. Jahrhundert) das Königsschloß in Schuri auf Okinawa abbrannte. Gerade während meiner Anwesenheit machte dort Herr KAMAKURA Ausgrabungen, und ich sah selbst die Mengen von Scherben der edelsten Sungseladongefäße, die sich fanden, also in der Sungzeit von China gekommen sein mußten.

In diese Zeit fällt auch eine Geschichte, die Abenteuer des Tametomo, von denen kein Mensch weiß, ob sie Wahrheit oder Dichtung sind, die aber dem Herzen eines jeden Japaners teuer ist, da Japans größter Romanschriftsteller BAKIN sie in einer berühmten Novelle verherrlicht hat. Weniger bekannt ist, daß der große



Strandbild bei Nago, im Hintergrund der Katsuoake.

Maler und Holzschneider HOKUSAI, wohl angeregt durch BAKIN, für den er viel illustrierte, Holzschnitte von Ryukyu fertigte, ohne je dort gewesen zu sein. Dieser TAMETOMO, aus der MINAMOTO-Familie, hatte in den Kämpfen mit der TAIRA-Familie, die eine wichtige Rolle in der japanischen Geschichte jener Zeit spielen, außer Landes fliehen müssen und kam nach den Ryu Kyu-Inseln. Hier heiratete er die Schwester des Fürsten, die ihm den künftigen Herrscher SHUNTEN gebar. Nach einer Version kehrte er später allein nach Japan zurück, nach einer anderen beging er Selbstmord. Jedenfalls kann man heute noch eine reizend gelegene, von Felsen umrahmte kleine Bucht, den Wartehafen Machiminato, sehen, wo der Held auf seine Frau gewartet haben soll; und im mittleren Teil der Insel, bei Unten, wo er nach der Überlieferung

zuerst gelandet ist, hat man auf einem fichtenbestandenen Hügel, von dem man weit über die Halbinsel und vorgelagerten Inseln blickt, ein Denkmal zu seiner Ehre errichtet, ein geschmackloses Steinmonument offiziell japanischen Stils, dessen Inschrift (nach der japanischen Sitte, Inschriften von Denkmälern von berühmten Männern malen zu lassen) vom Sieger von Tsushima, Admiral TOGO, geschrieben ist, d. h. nach seiner Originalhandschrift in chinesischen Zeichen eingemeißelt ist. Daß die Wahl hier gerade auf TOGO fiel, ist wohl kein Zufall. Denn das Denkmal für den vielleicht gar nicht existierenden Helden soll doch wohl dokumentieren, daß Japan sich als uralten rechtmäßigen Besitzer der Inseln betrachtet, die es in Wirklichkeit erst 700 Jahre später in die Hand bekam.



Alte Mauern, Kiefern und Zykas bei Itoman.

TAMETOMOS Sohn, SHUNTEN, ist wohl der erste historische Herrscher der Inseln, die nach allerlei inneren Kämpfen und Zerfall in mehrere Reiche schließlich unter dem König SHOSHIN zu Anfang des 16. Jahrhunderts vereinigt wurden. Damit beginnt die seitdem ununterbrochene Dynastie der SHO und die eigentliche historische Zeit der Inseln.

Im 14. Jahrhundert stellten sich dann intime Beziehungen zu China her, chinesische Schrift und der Konfuzianismus kam nach den Inseln, junge Ryukyuaner wurden zur Erziehung nach China gesandt, regelmäßige Gesandtschaften gingen hin und her, und Tribut wurde gezahlt, bei der Gelegenheit aber auch lebhafter Handel getrieben. 1438 wurde dem König SHOHASHI offiziell der Titel SHO, der Ehrwürdige, von den chinesischen Kaisern verliehen,

und noch heute tragen die Nachkommen der Königsfamilie den Namen SHO. Der Höhepunkt des Wohlstands des Inselreichs wurde endlich im Anfang des 16. Jahrhunderts unter König SHOSHIN erreicht, der einen glanzvollen Hof führte. Handelsschiffe fuhren bis nach Südostasien und vermittelten auch den Handel zwischen Japan und China.

Diese Herrlichkeit dauerte aber nicht lange. Ende des 16. Jahrhunderts führte der Taiko HIDEYOSHI¹⁾ seine berüchtigte Expedition nach Korea aus, die nach völliger Verwüstung des Landes mit einem Fiasko und seinem Tod endigte. Vorher hatte er den König von Luchu aufgefordert, seine Beziehungen zu China einzustellen.

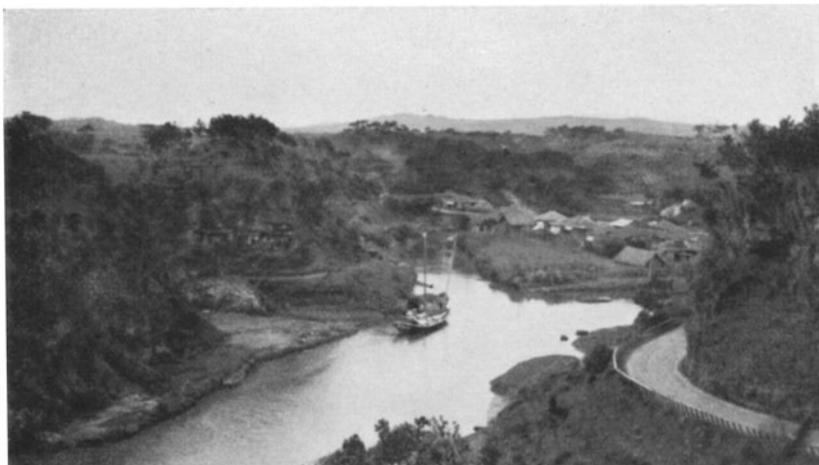


Mauer mit Fikusbaum in Nawa.

Dieser aber hatte sogar China gewarnt und den Handelsverkehr mit Japan abgebrochen. Nach HIDEYOSHIS Tod bekriegte daher der Fürst von Satsuma, der ja als nächster Nachbar und großer Herrscher der Geschädigte war, Luchu, eroberte die Hauptstadt und brachte den König SHONEI gefangen nach Japan an den Hof des SHOGUN IYEWASU, des Begründers des Tokugawa-shogunats. Nach zweijähriger Gefangenschaft wurde er freigelassen, mußte aber auf die nördlichen Inseln verzichten und von nun an Japan Tribut zahlen und einen japanischen Gesandten dauernd beherbergen. So zahlte von jetzt ab Luchu Tribut an

¹⁾ Taiko = Reichsverweser, Marschall.

China und Japan, hatte die Kontrolleure von beiden auf dem Hals sitzen und fühlte sich sichtlich ganz wohl dabei. Der Handel ging jetzt rege nach Japan, besonders zu den mächtigen und handels-tüchtigen Fürsten SHIMAZU von Satsuma; die geistigen Verbindungen der höheren Kreise tendierten aber mehr nach China, der großen geistigen Mutter des Ostens. Alles in allem scheint es Luchu in den folgenden Jahrhunderten sehr gut gegangen zu sein. Das Land entwickelte eine komplizierte Zivilverwaltung nach chinesischem Muster, hatte aber kein Militär und auch keine Waffen. Der Adel beherrschte das Bauernvolk, aber sichtlich in sehr milder Form, und eingeborene wie eingeführte Künste blühten. Die inneren Neigungen aber gingen mehr nach China als Japan, wohl wegen des



Flußlandschaft bei Katena auf Okinawa.

friedfertigen Charakters der Bevölkerung, die die prunkvollen chinesischen Gesandten, die in Lusthäusern Verse schrieben, den anmaßenden japanischen Militärs vorzogen. Noch im japanisch-chinesischen Krieg schrieb der König SHO einen Ergebenheitsbrief an den Kaiser von China. Er hatte aber die Zeichen der Zeit nicht richtig verstanden, und so kam das Ende, die Annexion durch Japan. CHAMBERLAIN schildert sie folgendermaßen: „Japan, von den westlichen Mächten aus seiner langen Absperrung herausgezwungen, nahm mit einzigartiger Voraussicht die DARWINSche Taktik des Mimikryschutzes an. Es wurde selbst zu einer westlichen Macht oder wenigstens eine ausgezeichnete Nachahmung einer. Und da, wie wir wissen, eine der Methoden, wie westliche

Mächte ihre überlegene Zivilisation zeigen, die ist, Land zu annektieren und nichts als völlige Unterwerfung der Annektierten zu dulden, so wurde 1872 den Gesandten von Luchu, die gekommen waren, dem Mikado zu gratulieren, mitgeteilt, daß von jetzt ab das Kaiserliche Auswärtige Amt Luchu regieren werde und daß der König sich als ein Glied des japanischen Adels betrachten solle.“ Die Beziehungen zu China wurden abgebrochen und schließlich der König als „Gast“ der japanischen Regierung nach Tokyo gebracht, wo er als Marquis SHO lebte und sein Enkel noch lebt. Nur die Mitglieder der anderen Linien der SHO-Familie durften als Barone SHO in Okinawa bleiben.



Flußlandschaft bei Katena.

Damit endet die Luchu-Geschichte. Zu CHAMBERLAINS Zeit (Ende des 19. Jahrhunderts) gab es eine Unabhängigkeitspartei, kein Wahlrecht und keine Militärdienstpflicht. Heute aber ist Okinawa jedem anderen japanischen Bezirk völlig gleichgestellt, und die Bewohner betrachten sich als Japaner, was sie ja schließlich in letzter Linie auch wirklich sind.

3. Landschaft und Vegetation.

„Hingeworfenes Tauende“ ist etwa die Bedeutung des Namens der Insel Okinawa und er gibt ganz gut die lange buchtige Gestalt des Eilandes wieder, wie es vom Meer aus erscheint. Von Japan her

kommend, fährt man einen halben Tag der Küste entlang, da der Haupthafenplatz Nawa fast an der Südspitze gelegen ist und so kann man vom Schiff aus beobachten, daß der Norden ganz von steilen, kammartigen Bergzügen durchsetzt ist, die allerdings kaum über 400 m Höhe erreichen. Da, wo etwa in der Mitte der Insel (s. Karte) die große Halbinsel nach Westen vorspringt, findet sich die höchste Erhebung, der Katsuotake, und etwas weiter südlich, ebenfalls auf einer Halbinsel vorspringend, der kuppelförmige Onnatake. Dieser nördliche Inselteil besteht vorwiegend aus alten Sedimentgesteinen und ist nördlich von der großen Halbinsel nur noch spärlich bewohnt und sehr arm. Ich selbst konnte in der mir zur Verfügung stehenden Zeit nicht weiter nördlich vordringen, als bis zu dem kleinen

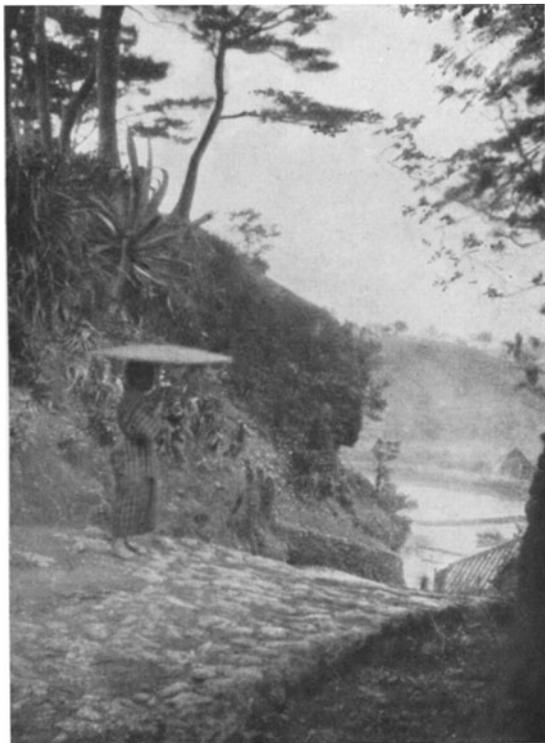


-Blick über die Bucht von Unten.

Hafen Unten im Norden der großen Halbinsel. Der südliche Teil der Insel besteht aber fast ausschließlich aus einem alten Korallenriff, das der Landschaft ihren besonderen Charakter verleiht. Hügeliges, in breite Täler und Tälchen gegliedertes Gelände, aus dem allerorts die ausgewitterten Kliffs der Korallenbänke herausragen und mit ihren blendend weißen oder grauen Zacken scharfe Silhouetten gegen den Himmel schaffen. Das Fehlen des vulkanischen Charakters läßt diese Landschaft ganz anders wirken als die eigentlich japanische Landschaft, die so oft einen heroischen Hintergrund hinter die Lieblichkeit der kultivierten Ebenen und Täler stellt. Dies fällt hier im Süden von Okinawa völlig weg, der vielleicht, wenn ein Vergleich gebraucht werden soll, ein wenig an die französische Provence erinnert. Aber

auch der gebirgige Mittelteil der Insel ist mehr lieblich als groß, trotz der Steilheit seiner Berge und der Tiefe der Schluchten.

Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die Vegetation, die in ihrem Gemisch südlicher und nördlicher Bestandteile unter Überwiegen der ersteren einen gar eigentümlichen Eindruck macht. Drei Charakterbäume treten auf Wanderungen und Fahrten über die Insel in den Vordergrund. Der eine ist eine richtige Kiefer, die alle



Bergweg bei Katana.

Höhen der Insel schmückt und eine besondere einheimische Art bildet. In ihrer äußeren Erscheinung gleicht sie viel mehr der norddeutschen Föhre als der japanischen Kiefer, deren bizarre Formen, oft durch des Gärtners Kunst verstärkt, einen der Hauptbestandteile japanischer Landschaft, Gartenkunst wie Malerei, darstellt. Eigenartig wird aber das Bild für das nordische Auge, wenn das Kieferngehölz durchsetzt ist mit der anderen Charakterpflanze, der *Cycas revoluta*, jenem höchst ehrwürdigen und dem Botaniker für das Verständnis der Entwicklung der Pflanzenwelt so wichtigen

Überbleibsel aus grauer Vorzeit, die dem Laien als palmenähnlich erscheint und deren harte Wedel noch bei uns unter dem falschen Namen Palmwedel den Totenkränzen die feierliche, kalte Wirkung verleihen (früher wurden tatsächlich von Okinawa aus diese Zykaswedel reichlich nach Deutschland verschifft). Diese Zykas ist nun überall über die ganze Insel verbreitet und erstreckt sich noch bis zur Südspitze Japans, wo das natürliche Vorkommen seine Grenze hat. Aber als Gartenpflanze, auch in Gestalt der entzückenden Zwergbäumchen, spielt sie noch in Japan eine große Rolle. Für die Bewohner von Luchu ist allerdings die Zykas mehr als eine botanische Merkwürdigkeit. Der wie eine dicke Schlange gewundene Stamm bedeutet für sie nämlich die eiserne Ration in Hungersnotzeiten. Denn das Innere des Stammes birgt ein stärkehaltiges Mark, aus dem durch Zerreiben und Reinigen eine Art von Sago gewonnen wird, auf den die Bevölkerung in Notzeiten stets zurückgriff und der der armen Bevölkerung des nördlichen Berglandes auch in normalen Zeiten als Nahrung dienen soll.

Die dritte, aus südlichen Ländern eingeführte Charakterpflanze gehört allerdings weniger der freien Natur als den Wohnstätten der Menschen an. Es sind die gewaltigen Fikusbäume, die hier wie in Südostasien in Dörfern und Hainen stehen und mit ihren phantastischen Stämmen und bizarren Luftwurzeln so recht zum Bild der heißen Zonen Asiens gehören.

Die gebirgigen Teile in der Mitte und wohl auch im Norden der Insel sind dicht mit Wald bestanden, den man wohl als Urwald bezeichnen kann, da außer Köhlern und Holzfällern wohl selten jemand in ihn eindringt. Dichte Bestände von Kiefern wechseln ab mit immergrünen Eichen und anderen subtropischen Bäumen, wie wilden Zitrusarten, die zum Teil eine nicht sehr bedeutende ökonomische Bedeutung haben. Anders ist es auf den nördlichen Inseln des Archipels Oshima und Yakushima, die berühmte Wälder edelster Holzarten enthalten.

4. Das Reisen auf der Insel.

Durch diese freundlichen Landschaften kann man heute ziemlich bequem reisen, denn das reichliche Vorhandensein von Sandstein und Korallenkalk hat es den Bewohnern schon von alters her ermöglicht, gute Verkehrsstraßen zu bauen, was man von dem eigentlichen Japan heute noch nicht sagen kann. An verschiedenen Stellen der Insel finden sich noch, meist von der alten Hauptstadt Schuri ausstrahlend, die alten weißen harten Korallenstraßen, auf beiden Seiten mit hohen Kiefern bepflanzt und so an

die berühmte Tokaido-Straße Alt-Japans erinnernd, von wo jedenfalls das Vorbild stammt. Auf den wichtigsten Verbindungswegen sind diese Straßen jetzt genügend verbreitert, um einen Automobilverkehr (wenigstens für Nichtnervenschwache) zu ermöglichen. Tatsächlich gibt es jetzt schon 35 Fordwagen auf der Insel, alle vom ältesten Modell, und von den eingeborenen Chauffeuren fürchterlich zusammengefahren. Was sie leisten, ist erstaunlich. In der Regel werden in den Zweisitzer acht Personen geladen und dazu unglaubliche Gepäckmengen auf den Seiten und dem Kühlerkasten festgebunden. So geht es in wilder Fahrt die steilen gewundenen Straßen über die halbe Insel weg. Ein Vergnügen ist eine solche Fahrt, besonders für den langbeinigen Europäer, gerade nicht. Aber



Die Pferdebahn in Itoman.

sie führt zum Ziel. Außerdem gibt es noch einen einzigen großen Wagen, der dem Gouverneur gehört und durch dessen Liebeshüchlichkeit auch mir öfters zur Verfügung stand. Trotzdem zog ich die rappeligen Fords vor, und zwar aus einem sehr merkwürdigen Grunde. Der große Wagen erscheint der ganzen Jugend der Insel sichtlich als etwas besonders Schönes und Bewundernswertes, und das kommt darin zum Ausdruck, daß der allgemeine Wunsch besteht, ihn zu berühren. Wenn man durch ein Dorf fährt, stürzen nun die in phantastischen Zahlen herumlungernden Knirpse mit Halloh auf den Wagen und versuchen die Räder zu berühren, ohne eine Ahnung von Gefahr. So schwebte ich immer in Todesängsten, wir möchten ein Kind oder gleich eine Schar überfahren und war daher sehr zufrieden, als der Chauffeur erklärte, wir könnten den

Wagen nicht mehr haben, weil er ihn für den bevorstehenden Besuch eines kaiserlichen Prinzen reinigen müsse (was er auch sehr nötig hatte; Autos gehören zu den westlichen Einrichtungen, denen gegenüber der Japaner den Begriff der Reinlichkeit nicht kennt).

Eine etwas populärere Reismethode ist der gute alte Pferdeomnibus. Er ist so niedrig, daß der Europäer unter seinem Dach kaum aufrecht sitzen kann, die Seitenbänke sind einander so nahe, daß der Europäer nur sitzen kann, d. h. seine Knie unterbringen kann, wenn er vier Plätze belegt, und das Ein- und Aussteigen durch die für ein Kind zu schmale Tür erfordert akrobatische Künste. Trotzdem hat diese wohl von Japan eingeführte Beförderungsmethode — vor dem Krieg bin ich auch in abgelegenen Teilen Japans noch so gereist — sichtlich den Beifall der Bevölkerung; denn früh und abends folgt auf den Landstraßen Wagen auf Wagen, dagegen scheint die noch zur Zeit CHAMBERLAINS hauptsächliche Reismethode, das Reiten auf den flinken Ponys, ganz zu verschwinden. Nur dreimal begegnete ich einem Reiter und stellte mit Vergnügen fest, daß er noch den schönen pantoffelförmigen Steigbügel der alten japanischen Ritter benutzte.

Die Modernisierung des Verkehrs geht aber noch weiter: Es gibt eine Eisenbahn, d. h. ein Ding, das sich mit Dampfkraft bewegt und auf Schienen läuft, womit allerdings die Ähnlichkeit mit dem, was wir gewöhnlich eine Eisenbahn nennen, erschöpft ist. (Für Unkundige sei hinzugefügt, daß im eigentlichen Japan das Eisenbahnwesen glänzend ist.) Wir wollen aber zur Entschuldigung doch anführen, daß das Bimmelbähnchen für die Beförderung von Zucker und Zuckerrohr gebaut ist und nur aus Gnade auch Menschen befördert. Wenn diesen dann, bei der wöchentlich einmal wenigstens vorkommenden Entgleisung (auf einer Strecke von vielleicht 30 km) etwas zustößt, so haben sie es sich selbst zuzuschreiben. Eine dreimalige Reise mit dieser Einrichtung deckte jedenfalls alle meine Bedürfnisse. Der Wahrheit die Ehre zu geben, muß aber zugefügt werden, daß es in der Hauptstadt Naha und zwischen dieser und Schuri eine richtige normale elektrische Straßenbahn gibt.

Während der alte Tragstuhl, die Sänfte, in der Frauen und Fürsten zu reisen pflegen, völlig verschwunden ist (in Japan begegnet man dem Kago noch im Gebirge), gibt es noch ein Relikt aus ziemlich neuer Zeit, das uns schnell vergessenden Westländern schon der Urzeit anzugehören scheint, nämlich eine richtige Pferdebahn, die Nawa mit der südlichen Fischerstadt Itoman verbindet. Das Witzblattbild, auf dem der Pferdebahnwagen vorn hochklappt, wenn hinten jemand einsteigt, erlebt hier seine fröhliche Auferstehung, und eine mehrstündige Fahrt in diesem Wagen ersetzt sicher mehrere Wochen Heilgymnastik.

5. Wirtschaft und Nahrung.

Eine Wanderung oder Fahrt durch die liebliche Landschaft, besonders des nicht gebirgigen Südteils der Insel, zeigt uns ein dicht bevölkertes Agrarland, in dem jeder Fußbreit des fruchtbaren Bodens angebaut ist. Das nahezu über das ganze Jahr weg gleichmäßig warme Klima, die reiche Luftfeuchtigkeit und starke Besonnung erlauben es, eine große Menge subtropischer und tropischer Pflanzen zu ziehen, aber auch solche gemäßigter Klimate, die meistens in 2 Jahren drei Ernten geben. Zwei Gewächse sind es, von denen im wesentlichen die Existenz der Bevölkerung abhängt, Zuckerrohr und süße Kartoffel, und diese beherrschen denn auch meistens das Landschaftsbild. Die süße Kartoffel (bekanntlich keine Kartoffel, sondern die verdickte Wurzel einer windenartigen Pflanze) ist für den Ryukyuaner das, was die Kartoffel und das Brot für den Norddeutschen oder der Reis für andere Ostasiaten ist, die tägliche Grundnahrung, neben der alles andere nur Zusatzspeise ist. Wohl jede Familie auf dem Lande — und außer der Hafenstadt Nawa gibt es so ziemlich nur „Land“, da die Bewohner der anderen kleinen Städte mindestens nebenher auch Landwirtschaft treiben — baut die süßen Kartoffeln für den Hausbedarf. Diese wichtige Frucht ist, wie so vieles andere, von einem Einheimischen des 17. Jahrhunderts(?), dessen Grab man in Nawa noch zeigt, eingeführt, aus China gekommen und hat sich unter dem Namen Satsumaimo (imo = Kartoffel) von Ryukyu aus SüdJapan erobert. Auf Ryukyu kommt sie in unzähligen Sorten vor, die sich durch verschiedenen Grad der Süßigkeit, Größe usw. auszeichnen, und sie werden stets gekocht wie unsere Kartoffeln in der Schale genossen. So wie unsere Bauernkinder auf den Dorfstraßen mit einer Brotstulle in der Hand herumstehen, so hier die Kinder mit einer langen roten, wie eine tote Ratte aussehenden süßen Kartoffel. Das tägliche Quantum eines Erwachsenen soll 5—10 Pfund sein, was eine recht gute Leistung darstellt. Dem europäischen Reisenden, der in den japanischen Gasthöfen tagaus, tagein große Schüsseln trockenen Reises verzehrt, ist jedenfalls ein ländliches Mahl dieser Feldfrüchte eine sehr angenehme Abwechslung. In neuerer Zeit bürgert sich aber bei der Bevölkerung, besonders der städtischen, unter japanischem Einfluß der Reisgenuß sehr ein; und das zum Nachteil der ohnehin prekären ökonomischen Lage des Landes, da nur ein kleiner Bruchteil in oft dicht am Meeresstrand gelegenen Sumpffeldern erzeugt wird, das meiste aber importiert werden muß.

Die andere Hauptfrucht, das Zuckerrohr, stellt, wie in Formosa, das hauptsächlichste Exportprodukt dar, wenn es auch nur etwa

10 vH der formosanischen Produktion erreicht. Die allgemeine Situation für den Zucker ist aber hier ganz anders als in Formosa. Dort beherrschen die großen Zuckerfabriken das von armen chinesischen Bauern kultivierte Land, und der Betrieb wird immer mehr und mehr zu der intensiven Wirtschaft des Großbetriebs. In Ryukyu aber handelt es sich um einen kleinen und kleinsten Bauernbetrieb. Große Zuckerplantagen sieht man kaum, sondern überall eingesprengte Felder von bescheidener Ausdehnung, auf denen dann auch das Rohr lange nicht so glänzend steht wie in Formosa.

Dieser kleinbäuerlichen Anbaumethode entspricht denn auch die seit Urzeiten unverändert gebliebene Verwertungsmethode. Es



Primitive Zuckerfabrik in Okinawa.

haben sich zwar ein paar unternehmende Zuckerfabriken auf der Insel niedergelassen, die mit den Methoden moderner Technik das Rohr verarbeiten. Ihre Existenz ist aber eine sehr unsichere, da sie nicht eine bestimmte Ernte kontrollieren, sondern von den Bauern aufkaufen müssen. Ist der Zuckerpreis niedrig, dann geht es; steht er aber hoch, dann verarbeiten die Bauern das Rohr selbst. Wo sich solche Fabriken finden, z. B. bei Catena, ist das Land, wie in Formosa, von Feldbahngleisen durchzogen, auf denen die hoch bepackten Wägelchen mit dem Rohr zur Fabrik rollen. Während aber in Formosa der Büffel oder der chinesische Kuli das Zugtier ist, wird hier alle Arbeit mit den netten Ponys verrichtet, die auf den Inseln eine so große Rolle spielen.

Wie gesagt, sind diese Fabriken eine Ausnahme. In der Regel verarbeitet ein jeder Bauer sein eigenes Rohr in der allerprimitivsten Weise. Gleich bei den Feldern sind offene Scheunen aus Korallenkalk oder auch nur Matten errichtet, in denen sich in primitiven Lehmöfen die Siederei befindet. Außen arbeitet ein von Pferden, manchmal auch von kleinen schwarzen koreanischen Stieren gedrehter Göpel, der das Rohr, das auf Pferderücken beigeschleppt wird, zerkleinert; dann wandert es in die Kessel und durch einfaches Auslaugen und Eindampfen wird ein häßlicher schwarzer Zucker gewonnen. Dieses Produkt hat natürlich keinen sehr hohen Preis und wird meist nach Japan exportiert, wo es zur Herstellung



Sau auf Okinawa.

billiger Süßigkeiten dient, von denen die japanische Jugend unglaubliche Mengen von früh bis spät vertilgt. Als Kuriosum sei erwähnt, daß die Zuckerfabriken ihr natürlich weißes Produkt zum Schluß noch einmal gelblich bis braun färben. Der Grund ist der, daß der nicht weiße Zucker von Ryukyu in Japan geringere Steuer zahlt als das weiße Produkt. Da kaum anzunehmen ist, daß die gerissenen japanischen Steuerbeamten den Trick, der uns ganz offen in der Fabrik gezeigt wurde, nicht kennen, so liegt wohl eine stillschweigende Vereinbarung im Interesse der sonst nicht konkurrenzfähigen armen Inseln vor.

Immerhin ist heute schon die bäuerliche Zuckerproduktion wie überhaupt der gesamte Feldbau in einer wesentlich besseren Lage

als vor nicht langer Zeit (bis 1896), als in Ryukyu noch ein äußerst merkwürdiges kommunistisches Besitzsystem bestand, das sogar jetzt noch auf einer der kleinen Inseln in Schwung sein soll. Es bestand darin, daß das ganze Land Besitz der Gemeinden war; es wurde von den Ortsältesten nach uralten Vorschriften in gleich große (unter Berücksichtigung der Lage) Parzellen eingeteilt, und jedes Individuum, Mann, Frau und Kind erhielt eine Parzelle. Große Familien hatten also entsprechend mehr Parzellen; Töchter, die heirateten, nahmen ihre Parzelle mit in die Ehe. Alle 6 Jahre aber wurde neu verteilt, so daß jeder ein anderes Stück Land bekam und niemand sich auf die Dauer über ungerechte Verteilung



Schweinetransport in Nawa. Das Pony mit Nasenklemme.

beklagen konnte. Die Folge davon war, daß der nur an das Nächste denkende Bauer in den letzten Jahren nichts mehr für sein Land tat, so daß das Land immer mehr in der Ertragsfähigkeit sank. Privateigentum gab es damals nur insofern, als neu urbar gemachtes oder am Meer aufgefülltes Land dem gehörte, der diese Arbeit geleistet hatte. Bei Aufhebung dieses Systems durch die japanische Regierung wurde das Land an die Familien nach Kopfbzahl verteilt, und es soll sich auch seitdem kaum Großbesitz gebildet haben. Das Land leidet aber jetzt noch an den Folgen dieses alten Systems.

Neben den genannten spielen andere Bodenfrüchte keine wichtige Rolle. Außer Reis sieht man, wie in Japan, noch Gerste, Taro und viele Gemüse. Letztere mögen allerdings einmal später helfen,

den Wohlstand des Landes zu bessern. Denn durch das günstige Klima ist Ryukyu imstande, schon im Winter Frühgemüse zu produzieren, das in den vielen Luxusgaststätten der japanischen Großstädte guten Markt finden wird. Man hat mit solchem Export auch schon angefangen, und der Dampfer, der uns nach Japan zurückbrachte, hatte alle Decks mit Ballen voll Kohl gefüllt; ob das dauernde Salzwasserbad durch die Sturzwellen allerdings die Qualität des Frühlkohls verbesserte, weiß ich nicht.

Zweifelloos könnte im Interesse der armen Bevölkerung, die vorzügliche Ackerbauer sind, und deren patriarchalisches System sich gut zur Produktion von Spezialitäten eignet, etwas getan werden. Noch gibt es keinen Obstbau, der in diesem Klima und Boden vorzüglich gelingen müßte. Merkwürdigerweise fehlt auch fast vollständig der Tee in einem Land, in dem mehr Tee getrunken wird, als sonstwo auf der Welt. Japaner und Chinesen sind ja große Tee-trinker, und ich dachte immer, daß ihre Leistungen nicht überboten werden können. Aber die Ryukyuaner sind ihnen überlegen. Denn hier trinkt das ganze Volk, groß und klein, arm und reich, von früh bis abends unaufhörlich Tee. Kein Beamter arbeitet, ohne ständig Tee zu trinken — nicht häufig, wie in Japan und China, sondern ununterbrochen —, der Bauer auf dem Feld und der Arbeiter bei jeder Arbeit trinken Tee. Es scheint mir, daß das irgendwie mit dem Klima zu tun hat, vielleicht den in der Luft herumfliegenden mikroskopischen Kalknadeln der Korallen, denn ich selbst, der ich gewöhnlich selbst zu den Mahlzeiten nichts trinke, hatte das gleiche unersättliche Trinkbedürfnis und schwang die Teetasse von früh bis nachts. Die Einheimischen schätzen dabei nicht besonders den grünen japanischen Tee, sondern ziehen den duftenden chinesischen Blütentee der Provinz Fukien vor, der in der Tat köstlich ist. Es erscheint kaum glaublich, daß wir im Gebirge bei Nago in einer einsamen Köhlerhütte von dem allein dort hausenden Jungen mit köstlichem chinesischem Blütentee bewirtet wurden, dessen Einfuhr in ein Land, das mühelos seinen Bedarf selbst pflanzen könnte, natürlich höchst unökonomisch ist.

Die Japaner haben zahlreiche landwirtschaftliche Versuchstationen und Schulen errichtet. In einer solchen war ich zur feierlichen Abschlußfeier eingeladen und konnte mich von dem guten Geist, der in der Schule herrschte, überzeugen. Aber das Unglück ist, daß hier wie in Japan ein Junge, der eine solche Schule durchmacht, niemals nachher in die landwirtschaftliche Praxis geht und das Gelernte zur Hebung seines Landes verwertet. Er strebt vielmehr ausschließlich danach, Beamter oder Lehrer zu werden und das Heer des halbakademischen Proletariats zu vermehren, an dem

Japan krank; teils als Folge des großen Bildungshungers der Bevölkerung, teils aber auch infolge der Vorstellung, daß der Besitz eines Ranges in der Beamtenkaste, sei es auch eines niedrigen, etwas höchst Erstrebenswertes sei.

Ist die süße Kartoffel die Charakterpflanze der ryukyuanischen Wirtschaft, so ist das Schwein das Charaktertier; jenes komische schwarze, langgestreckte, hohlrückige und hängebauchige, chinesische Schwein, dem auch unsere Schweinezucht (durch Kreuzung



Schweinekofen mit Zubehör in einer Brauerei in Schuri.

im 18. Jahrhundert) ihr Wichtigstes, den Fettwuchs, verdankt. Auch hier zeigt Ryukyu das Überwiegen des chinesischen Einflusses, denn Haustierte und Fleischgenuß sind ja in Japan erst Einführungen neuesten Datums. Die Rolle des Schweins in der Wirtschaft von Ryukyu ist eine außerordentliche. Es gibt keine noch so ärmliche Hütte, aber auch keinen Palast ohne Schweinekofen. Zu einer jeden besseren Mahlzeit gehören mehrere Schweinefleischgerichte, und selbst der einfache Mann bereitet seine saure Bohnensuppe, die er täglich zu den süßen Kartoffeln ißt, mit etwas Speck zu.

Zu allen festlichen Gelegenheiten wird aber ein Schwein geschlachtet und das eingesalzene Fleisch allmählich verbraucht.

Es ist klar, daß ein so wichtiges Tier entsprechend gut behandelt wird, und so mutet man den edlen Tieren nie zu, zu Fuße zu gehen. Das liebliche europäische Bild des Bauern, der sein Schwein zu Markte treibt, existiert hier nicht. Ein großes Schwein wird zu einem Bündel zusammengebunden und an einer Tragstange hängend auf den Schultern zweier Männer transportiert. Kleine Schweinchen werden zusammengeschnürt auf den Rücken gelegt, mit einer Schicht Zuckerrohrblätter bedeckt und so je eines an jedes Ende einer Tragstange gehängt und von einem Mann auf der Schulter getragen. Ferkelchen aber reisen von Frauen in einem flachen Korb auf dem Kopfe getragen. Mehrere Schweine, die zusammen transportiert werden sollen, werden zusammengeschnürt auf die langen zweirädrigen Satsumakarren gelegt und vom Pony in die Stadt gezogen. Ein zu Fuß gehendes Schwein gibt es also nicht.

Mit dem Markttag ist nun aber die Rolle des grunzenden Borstentiers nicht erschöpft. Sein Dasein hat noch eine andere höchst merkwürdige Bedeutung und die hängt zusammen mit etwas, wovon der Reisende in fernen Ländern trotz seiner Wichtigkeit gewöhnlich nicht spricht. Um es kurz zu machen, es handelt sich um den Ort, den der Kaiser zu Fuß aufsucht, und seine Erwähnung möge damit entschuldigt werden, daß hier in Ryukyu damit eine landwirtschaftliche, eine volkshygienische, eine kunstgeschichtliche und eine ethnographische Bedeutung verbunden sind.

Um mit der letzten zu beginnen, so ist die ursprüngliche Form, in der malaiische Rassen das vorliegende Problem zu lösen pflegten, die, daß in ihrer Pfahlbauwohnung über dem Wasser ein Loch im Boden angebracht wurde. In diesem Punkte wie im gesamten Hausbau haben die Japaner die Sitten des malaiischen Bestandteils ihrer Vorfahren übernommen, und im alten Japan fand sich noch die Einrichtung über dem Wasser (es scheint sogar noch neuerdings Anhänger des malaiischen Systems zu geben, denn auf dem Prunkdampfer, der mich nach Ryukyu brachte, fand sich in der 1. Klasse die malaiische Einrichtung hinten am Heck des Schiffes, direkt über der Schraube angebracht, eine Einrichtung, die bei Sturm vom Besucher akrobatische Leistungen erforderte). Später lernte man dann den Wert menschlicher Exkreme als Düngemittel kennen und fing den kostbaren Stoff bei sonst unveränderter Einrichtung in Gruben auf. Wie jeder Japanreisende weiß, der im Frühjahr einmal durch das Land wanderte oder der selbst in den Straßen der Hauptstadt gezwungen war, hinter einer Kolonne der mit Kübeln beladenen Ochsenkarren (dem Kanalisationsersatz)

zu marschieren, ist dies bis zum heutigen Tag die Düngemethode geblieben.

Ob es ein Mangel an malaiischem Blut ist oder der Einfluß der chinesischen Kultur, jedenfalls kennen die Ryukyuaner diese Düngemethode nicht. Ihre Kanalisationsmethode ist deshalb auch eine andere, und die Rolle der Kübel wird von dem Schwein übernommen. Hoch und niedrig müssen sich in den Schweinestall begeben, wo neben dem Kofen ein unbedecktes Plätzchen im Freien



Bündel getrockneter Seeschlangen im Kramladen (links oben).

ihrer harrt, und durch ein gemauertes Loch, das sich in eine Rinne fortsetzt, gelangen die Verdauungsendprodukte, die ja viel unausgenutztes Nährmaterial enthalten, zu den Schweinen, um nochmals ausgenutzt zu werden. Als die guten Leute auf dem Lande für japanische Beamte Häuser bauen mußten und auch einen japanischen Benjo konstruieren sollten, erklärten sie das für eine unerhörte — Schweinerei! Andere Länder, andere Sitten!

So folgt denn aus dieser Methode der Schweinezucht, daß die Felder mit Bohnenkuchen, dem wertvollen Ausfuhrprodukt der

Mandschurei und mit Rinder- und Ziegenderung gedüngt werden müssen. Es folgt aber auch daraus die sehr wichtige Tatsache, daß es im Gegensatz zu Japan kaum Typhus gibt, dessen Erreger ja dort mit dem Dung auf die Gemüse gelangt. Weniger naheliegend aber ist die kunstgeschichtliche Seite dieser Angelegenheit. Im alten China, zur Zeit der Han-Dynastie (die ersten Jahrhunderte vor und nach Christus) legte man den Toten ins Grab Nachbildungen von Häusern, Herden, Gerätschaften und dabei auch von den sichtlich sehr wichtigen Schweinekokon. Diese aber haben sehr oft einen häuschenartigen Anbau, der durch ein Loch mit dem Kokon verbunden ist. Die Herren Kunstgelehrten haben dies für einen Kornspeicher erklärt und allerlei über seine Form spekuliert. Eine Wanderung durch Ryukyu möchte sie vielleicht eines besseren belehren.

Von einer so vielseitigen Bedeutung wie das Schwein sind die übrigen Haustiere nicht. Rinder werden hauptsächlich zum Export und als Arbeitstiere im Norden gezüchtet. Aus Mangel an Weide werden sie mit Zuckerrohrabfällen und auch süßen Kartoffeln gefüttert. In auffallend großer Zahl findet sich außerdem eine untergesetzte Ziege, deren Milch getrunken wird und deren Fleisch als Kräftigungsmittel für Kranke gilt.

Da wir nun gerade bei der Ernährung sind, so sei ein gar merkwürdiges Gericht erwähnt, das hier auf den Inseln zu Hause ist, nämlich Giftschlangen. Die Inseln beherbergen einmal die sehr gefürchtete Habu (*Trimerosurus*), eine recht große, furchtbar giftige Schlange, die außerdem sehr aggressiv und deren Gift tödlich ist. Noch vor gar nicht sehr langer Zeit war sie so häufig, daß man ihr in den Gärten der Stadt begegnete. Durch die Maßnahmen der japanischen Regierung, nämlich Kopfprämien und Einführung des Schlangen fressenden Mungo, hat ihre Zahl so abgenommen, daß Schlangenbisse relativ selten geworden sind. In der Hauptstadt findet sich ein Institut, in dem ständig aus den Drüsen von etwa 100 Habus, denen wöchentlich das Gift ausgepreßt wird, das kristallinische Gift gewonnen wird, aus dem man in Tokyo ein Serum bereitet, das rechtzeitig Behandelte immer rettet. Dieses Serum findet sich stets in allen größeren Orten der Insel. Die Habu aber gilt bei den Einheimischen als besonderer Leckerbissen, dem auch Heilkräfte innewohnen. Sie ist aber jetzt selten auf dem Markte. (Auch in Alt-Japan werden in der Provinz Shinshu Schlangen gegessen, aber keine Giftschlangen.)

Eine andere sehr beliebte Giftschlange ist die giftige Seeschlange *Laticauda semifasciata*, Lt., erabu unagi (Aal von der Insel Erabu) genannt. Diese scheint in Massen gefangen zu werden und wird für den Gebrauch getrocknet. Überall sieht man auf den Märkten und

in Lebensmittelgeschäften die Bündel dieser eklig aussehenden schwarzen Stöcke hängen. Zur Zubereitung werden Stücke eingeweicht und zusammen mit fettem Schweinefleisch zu einem Ragout gekocht, das ich mir auch vorsetzen ließ. Das Ragout ist gut, wenn man die Schlangenstücke stehen läßt. Denn diese schmecken etwa so, wie ich mir altes Sohlenleder vorstelle. Es gelang mir übrigens nicht festzustellen, ob dies Gericht nur als gesund gilt oder ob es auch den Einheimischen gut schmeckt. Letzteres sollte man wohl erwarten, denn ich habe den Eindruck, daß die Insulaner trotz ihrer Armut große Feinschmecker sind. In ihrer Küche haben sie sich mehr der fetten und raffinierten chinesischen Küche ohne deren Exzentrizitäten (Schwalbennester, Haifischflossen, faule Eier) angeschlossen und ein großes Festessen in Nawa oder Shuri ist gar nicht zu verachten. Die Speisenfolge eines solchen, durch die ich mich auch durcharbeiten mußte, war: Ragout von Eiern, Pilzen, Schweinefleisch, Gemüse und Seequallen; Suppe mit Pilzen und geschnittenen Schweinedärmen; Hühnersuppe mit gekochtem Speck und Seeschlange; gekochte Schweinerippen mit Miso (Bohnenstreber) und Schwarzwurzeln; Tofu (Bohnenquark) mit Erdnüssen versetzt; Schweinefleisch mit Tofuresten, Nostokalgen, Pilzen und Fischpudding; Spinat mit Gommasamen; Taro (eine Wurzel) verzuckert; Schweinsohren und Schweineleber mit Senf; gebackene Fische; Gemüsereis mit Suppe und Schweinefleisch. Es spricht übrigens für die Leistungsfähigkeit der kleinen Leute, daß am Schluß dieses bescheidenen Imbisses einer der Teilnehmer noch zwei große Schüsseln des letzten ausgiebigen Ganges vertilgte.

Daß Leute, die so viel fettes Schweinefleisch verzehren, auch etwas dazu trinken müssen, ist klar. Tatsächlich gibt es in Ryukyu ein Nationalgetränk, das die gleiche Rolle im Leben der Nation spielt, wie das Bier in Bayern; der Awamori. (Der Name bedeutet Schaumüberlaufen; das kommt daher, daß die alte Methode, den Alkoholgehalt zu bestimmen, die war, daß der Schnaps über Beutelchen mit gerösteter Hirse gegossen wird. An dem Maß des sich bildenden Schaums schätzte man den Alkoholgrad.) Dieser Awamori ist ein Reisschnaps, der aber dem japanischen Sake sehr unähnlich ist und auch nicht dem chinesischen Samschu entspricht. Er ist sehr stark, wird aber meist verdünnt getrunken, und zwar nicht warm wie Sake, sondern kalt. Der Geschmack hat etwas Merkwürdiges, gleichzeitig Faszinierendes und Abstoßendes (gewöhnlich siegt die erstere Wirkung). Die Bereitung des Awamori ist eine der wichtigsten Hauptindustrien der Insel, die traditionell in gewissen Familien getrieben wird. Der Hauptsitz ist in der alten Königsstadt Schuri (auch in anderen Beziehungen das München von Ryukyu), wo

ein ganzes Stadtviertel an jedem Haus den ominösen Schornstein zeigt. Eine solche Brauerei ist herzlich primitiv, muß aber ein gutes Geschäft sein, da die zugehörigen Wohnhäuser zu den schönsten gehören, die wir auf der Insel sahen. In einem Raume der Brauerei wird der importierte Bruchreis, der allein der Awamoribrennerei dient, eingeweicht. Dann kommt er, auf Matten ausgebreitet, in einen niederen warmen Raum, wo ihm der besondere Pilz zugesetzt wird, der die Reisstärke verzuckert. Dann wird er mit Hefe in großen irdenen Krügen mit Wasser zur Vergärung angesetzt. Die Krüge stehen in Reih und Glied unter einem Mattendach, das den Raum kühl halten soll. Ist die Gärung fertig, dann folgt eine Destillation in etwas moderneren Apparaten. Frisch bereiteter Awamori hat noch kein sehr feines Aroma, das aber mit dem Alter sich verbessert. So spielt alter Awamori die gleiche Rolle wie alter Wein bei uns, nur daß in dem langsam lebenden Osten der Begriff Alter etwas verschieden ist. Hundertjähriges Getränk wurde uns als einigermaßen alt geschenkt; im Hause der SHO, der Nachkommen des alten Königsgeschlechts, aber kredenzte man uns 300jährigen Awamori, allerdings aus fingerhutgroßen Schälchen und mit Betonung der Weihe des Augenblicks.

6. Wohnung.

Zeigt sich nahezu in allen Lebensgewohnheiten der Ryukyuaner der gleichzeitige Einfluß japanischer und chinesischer Sitte und dazu noch die Reste aus uralter Vorzeit, so trifft dies auch für die Wohnweise zu. Natürlich spielt bei dieser auch das Klima eine Rolle. Aber wie wenig dieses bei Völkern, die ihre Wohnsitze gewechselt haben, entscheidend ist, zeigt ja das Beispiel der Japaner, die im kältesten Norden des Landes in ihren undichten unheizbaren Häusern leben, deren Bauweise sie wohl von ihren malaiischen Altvordern übernommen haben. Wenn man von den in der Hauptstadt zu findenden rein japanischen Häusern und der neuesten Einführung aus Japan, nämlich dem Bunkahaus, absieht (Bunkahaus = Kulturhaus, wie der köstliche japanische Ausdruck für eine barbarische Form europäisch-amerikanischen Baustils lautet), so gibt es im wesentlichen nur zwei Haustypen, die man als die Hütte und das Haus bezeichnen kann. Die Hütte beherbergt so ziemlich die ganze Agrar- und Fischerbevölkerung und unterscheidet sich nur sehr wenig von einer malaiischen Hütte. Auf einem Pfahlrost steht ein Holzgestell, das mit einem Strohdach gedeckt ist. Die Wände bestehen in einfacheren Gebäuden aus geflochtenen Matten, in besseren Hütten aus Holz oder Lehm oder auch aus aufeinander geschichteten Korallenblöcken. Der rohe Bretterboden ist günstigenfalls

mit dünnen Strohmatte gedeckt. Im Hintergrund findet sich eine offene Feuerstelle und der nie fehlende Ahnenaltar (siehe später). Etwas größere Üppigkeit verrät sich in einer Zweiteilung des Raumes. Im merkwürdigsten Gegensatz zu diesem erbärmlichen Haus steht oft seine Einzäunung mit gewaltigen Mauern, die einen Palast beschützen könnten. Oft findet sich allerdings die aus großen Korallenblöcken getürmte Mauer nur nach der Straße zu, und das Eingangstor besteht einfach in einer Unterbrechung der Mauer. Hinter dieser Unterbrechung steht dann nochmals eine kurze Mauer, bei armen Hütten nur durch eine aufgehängte Matte ersetzt, die den Blick in den Hof verwehrt. Man geht wohl in der Annahme nicht



Tor eines besseren Hauses in Nawa mit Geistermauer.

fehl, daß dies die alte chinesische Geistermauer ist, die den bösen Geistern den Eingang ins Haus verwehrt, deren berühmtestes Beispiel die mit köstlichen Majoliken der Ming-Zeit bedeckte Mauer im Peking Winterpalast ist. Um die Wohnhütte herum aber liegen die primitiven Fruchtspeicher, Ställe für Pferd und Rindvieh, d. h. Holzgestelle mit einem Strohdach und der aus Korallenblöcken gemauerte Schweinekojen. Im Anschluß an die Frontmauer schließt häufig eine dicke Bambushecke das Grundstück ein, auf dem noch einige Bananen, ein paar blühende Hibiskussträucher und oft auch ein gewaltiger, knorriger Fikusbaum stehen mag. Wenn, wie häufig, die Mauern noch Agaven und Kakteen tragen, so wird man mir glauben, daß eine solche Gruppe von Gehöften ein überaus maleschisches Bild ergeben.

Die besseren Häuser, deren es auf dem Lande nur wenige gibt, die man vielmehr am charakteristischsten und unverfälschtesten in der alten Königsstadt Schuri findet, sollen den Stil Alt-Japans in der Kamakuraperiode (12. Jahrhundert) bewahrt haben (nach Angaben japanischer Kenner). Das oft sehr stattliche Haus hat immer nur ein Stockwerk und in diesem immer nur zwei Räume, ein Schlafzimmer und ein Empfangszimmer. Die Häuser verschiedener Qualität unterscheiden sich nur durch die Größe der Räume und die Kostbarkeit des verwendeten Holzes. Die schönsten Häuser fand ich bei Awamoribrauern (abgesehen von der Königsfamilie), mit denen sich nur einzelne alte Häuser ehemaliger kleiner Fürstenfamilien, in

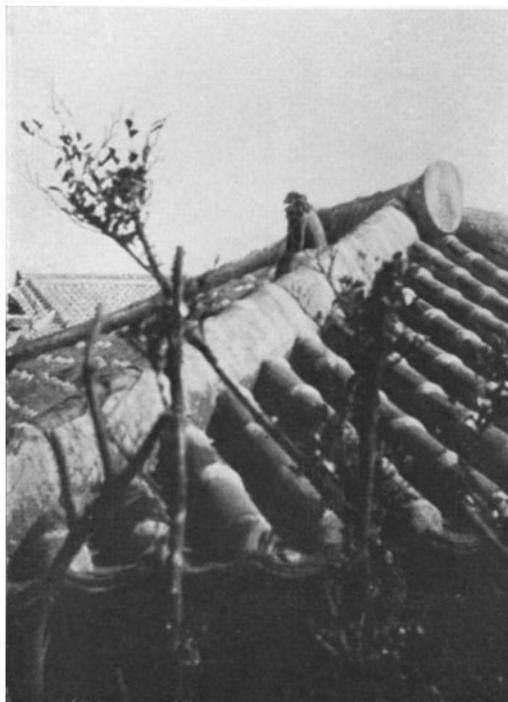


Vorgärtchen eines Brauers in Schuri.

denen wir empfangen wurden, vergleichen konnten. Das weit vorspringende Dach wird von hölzernen Säulen getragen, so um die Zimmer herum eine sehr breite luftige Galerie bedeckend. Die Zimmer sind mit japanischen Tatami (Strohmatratzen) belegt, was wohl eine neuere Einführung ist. Im Gegensatz zu Japan waren aber diese auch in besseren Häusern schmutzig. Der Hintergrund des Empfangsraumes ist ähnlich wie im japanischen Haus erhaben und durch eine Säule in zwei Teile geteilt. Die eine Hälfte ist wie im japanischen Haus, die Tokonoma, die Nische, in der ein Rollbild hängt und eine Blumenvase steht, die andere Hälfte aber, die in Japan von Schränkchen und Etageren eingenommen ist, enthält hier stets den Ahnenaltar, den wir später bei Besprechung der Religion be-

schreiben wollen. Nur einmal, in dem sehr ehrwürdigen Haus des ehemaligen Fürsten URAZOE UDON sah ich den Ahnenaltar fast die ganze Hinterwand des Zimmers einnehmen und für gewöhnlich durch ein paar Schiebetüren abgeschlossen.

In besseren Häusern findet sich vor dem Haus ein Gärtchen, dessen Anlage auch ein Zwischending zwischen japanischem und chinesischem Gartenstil darstellt. Nach der Straße zu findet sich aber die unentbehrliche Riesenmauer. Der Eingang ist dann ein



Dachkonstruktion in Nawa mit Dachreiter.

altjapanisches Tor mit Dach, durch das man nun wieder zur Geistermauer kommt. Diese ist aber manchmal von einem Tor durchbrochen, das von Pfosten eingefasst ist, die oft nach Art der schintoistischen Torii gefügt sind. Dies Tor wird aber nur bei feierlichsten Gelegenheiten benutzt, und ich mußte es als große Ehre betrachten, als es in einem Hause in Itoman für mich geöffnet wurde. Der gewöhnliche Eingang ist vielmehr immer links von der Geistermauer, in besseren Häusern auch durch ein besonderes Tor. Hinter diesem altjapanischen Wohnhaus liegen dann die Wirtschaftsgebäude, die meist in chinesischem Stil gehalten sind und nach

chinesischer Sitte auf eine Reihe von gemauerten Höfen verteilt sind, die dem Besucher den Einblick in das Privatleben der Familie verschließen.

Eine besondere Bemerkung verdienen die Dächer von Ryukyu, die mir trotz allgemeiner Ähnlichkeit mit dem japanischen und chinesischen Dach von ihnen verschieden zu sein scheinen. Abgesehen von den ärmlichen Strohdächern der Bauernbevölkerung, die bei Taifun durch übergeworfene Netze vor dem Davonfliegen geschützt werden müssen, sind die Ziegeldächer Ryukyus ganz unglaublich massiv. Der First und die Rippen des Daches sind mit großen Hohlziegeln gedeckt, die mit Erde und Mörtel ausgefüllt sind,



Mit Zykaswedeln gedecktes Haus bei Unten. Vorn eine primitive Geistermauer.

und alle Ziegel sind durch eine dicke Zementschicht verbunden. In Kagoshima kann man zwar auch etwas Ähnliches sehen, aber lange nicht solche gewaltige Massivität des Daches, die in keinem Verhältnis zu dem darunter geschützten Hause steht. Man geht wohl nicht fehl, den Taifun für diese Dachkonstruktion verantwortlich zu machen, die das typische Taifunbild Japans, die durch die Luft wirbelnden Dachziegel, unmöglich macht.

Noch eine Besonderheit besitzt das Ryukyudach alter Häuser in einer ungewöhnlichen Art von Dachreitern, die ich sonst nirgends in Ostasien gesehen habe. In China ist ja bekanntlich der Dachreiter, Drachen, Untiere, Ritter und Heilige darstellend, in alter Zeit etwas ganz Gewöhnliches gewesen und viele dieser glasierten Figuren sind große hochgeschätzte Kunstwerke. Sie sitzen, wie ihr Name besagt, stets auf dem First oder den Rippen des Daches, oft in ganzen

Prozessionen. Der Ryukyudachreiter ist aber stets nur in der Einzahl vorhanden. Er stellt immer einen Fohund (Shishi, Löwe) dar, bald sitzend, bald liegend, bald auch nur als Kopf dargestellt und findet sich in der Mitte des Daches unterhalb des Firstes auf einer Seite und bellt als treuer Beschützer von hier aus die bösen Geister an.

Daß in dem Lande der Taifune ein gutes Dach über dem Kopfe wichtig ist, versteht sich von selbst. Daß aber der Steuerfiskus den Schutz des Hauses für einen Luxus hält, ist erstaunlich. Besitzer von Ziegeldächern müssen nämlich eine höhere Steuer zahlen, als Besitzer von Strohdächern, weshalb in ländlichen Bezirken das Ziegeldach kaum vorkommt. Dafür findet man, vielleicht als Methode der Steuerflucht, den vorspringenden Rand des Daches mit schweren Ziegeln gedeckt, gleichzeitig aber den First mit Stroh. Eine ganz neue Erfindung hatte aber ein Bauer in Unten im Norden gemacht, der sichtlich, als er sein Haus baute, kein Stroh hatte. So deckte er das Dach mit dem Schmuck der Totenkränze, den Zykaswedeln und erzielte zweifellos einen einzigartigen Effekt.

7. Gräber und Totengebräuche.

Schon vom Meere aus, wenn das Schiff sich der Küste von Okinawa nähert, erblickt man allenthalben an den Hängen der Korallenriffs weiße gemauerte Behausungen von eigenartiger Form. Das sind die letzten Ruhestätten der Toten, die überall auf den Inseln das Landschaftsbild beherrschen und eine der eigenartigsten Merkwürdigkeiten der Insel darstellen, denen kaum etwas Ähnliches anderwärts zur Seite zu stellen ist. Dem Ryukyuaner ist es wichtiger, wie er nach dem Tode wohnt als während des Lebens, und so baut er sich, wenn er zu Geld kommt, zunächst einmal ein schönes Grab. Wir fragten einmal einen Steinmetz, der gerade an einem Grab mittlerer Qualität arbeitete, nach den Kosten und er gab 7000 Yen, fast 15000 Mark an, eine Summe, die für ein so armes Land, in dem es nicht einen einzigen wirklich reichen Mann gibt, als ungeheuerlich bezeichnet werden muß. Natürlich ist die Sorge für die Toten ein Teil des Ahnenkults und sowohl von China als auch den malaiischen Vorfahren übernommen. Aber die Sitten, zu denen sie hier führte, sind höchst eigenartige. Das Merkwürdige dabei ist aber, daß es trotzdem den Gräbern gegenüber keine Pietät gibt. Wie oft sahen wir Kinder auf den Gräbern herumturnen oder Erwachsene ihre Wäsche aufhängen. Leute die Geld brauchen und ein gutes Grab besitzen, verkaufen es an einen Glücklicheren und bringen ihre Urnen zu einer einfacheren Grabstätte.



Klippe mit Gräberfeld bei Nawa.

Die Begräbnisbräuche sind nach dem Bericht der Einheimischen die: die Leiche wird bekleidet und mit zugedektem Gesicht in einen einfachen Holzsarg gelegt und ihr mitgegeben ein Fujo genanntes Brokatbeutelchen mit Tabak, eine Düte (chindenbukuro) mit den abgeschnittenen Nägeln, ein Weinschälchen und ein Teeschälchen.



Graburnen (hinten) und Nachtgeschirre (links vorn) in Nawa.



Grottengräber bei Nawa.

Das Begräbnis soll meist ohne jeden Priester stattfinden. Der einzige Zug, den ich sah, war aber, wohl unter japanischem Einfluß, von buddhistischen Priestern geleitet, und zeigte als einzige Besonderheit, daß alle Frauen Kopf und Oberkörper in einer Art von Säcken verhüllt hatten. Der Sarg wird in die gemauerte Grabkammer geschoben und daneben die Holzpantoffeln des Verstorbenen gestellt



Gräber vom Haustypus in Nawa.

Letzteres dürfte aber auch eine neuere Sitte sein, da man früher barfuß ging. Nun bleibt der Sarg nach einigen Angaben ein Jahr, nach anderen bis zum Tode des nächsten Familienmitgliedes in der Grabkammer, dann wird er wieder herausgenommen und die nach der Verwesung übriggebliebenen Knochen in großer Zeremonie auf einem besonders vorgesehenen Platz von den Angehörigen mit Awamori gewaschen. Die gereinigten Gebeine kommen dann in eine tönernerne Urne, die von Ehepaaren zusammen in eine größere, von unverheirateten in eine kleinere. Im Hintergrund der Grabkammer finden sich gemauerte Stufen, auf denen die Urnen der Familie in genauer Reihen-



Vornehmes Schildkrötengrab bei Nawa.

folge niedergestellt und mit kleinen Zetteln bezeichnet werden. Diese Urnen kann man allorts in den Töpferläden zum Verkauf stehen sehen. Die einfachsten sind nichts anderes wie rohe unglasierte Töpfe, bessere tragen rohe Reliefverzierungen. Die vornehmsten haben eine Art von Hausform, sind sehr bunt, unter Vorherrschen von Blau, glasiert und reichlich mit Ornamenten von Fohunden, Drachen und ähnlichem in wilden Mustern schlechtesten chinesischen Stils versehen. Die Abbildung zeigt übrigens auch wieder die merkwürdige Pietätslosigkeit, denn die Schalen, die die Urnen umgeben, sind — Nachtgeschirre, ein in Japan unbekanntes Gerät, das aber im Lande der Schweinekofen wohl von Nutzen sein mag.

Die jetzige Art der Grabstätten scheint allerdings nicht so alten Ursprungs zu sein, wie man glaubt. Nach SIMON ist die auffallendste

Form relativ spät von Fukien eingeführt. Nach japanischen Quellen (Professor ITO) soll ursprünglich die Leiche auf Bäumen der Verwesung überlassen worden sein, später in einem Sarge mit späterer Bestattung der Knochen. Beide Methoden sollen noch auf entlegeneren Inseln vorkommen. Später wurde dann zur Bestattung eine natürliche Höhle gewählt, die sich reichlich in den Korallenfelsen finden. Tatsächlich findet man jetzt noch viele solche Höhlen-



Schildkrötengrab älteren Stils bei Nawa.

gräber. Die merkwürdigsten finden sich an einem Felsen über dem Meer bei Unten. Als SIMON sie besuchte, enthielten sie alte hölzerne hausartige Bauten, zur Aufnahme der Knochen, die diesem Forscher ethnographisch sehr bedeutungsvoll zu sein schienen. Bei meinem Besuch war davon keine Spur mehr vorhanden, die Knochen lagen frei in der Höhle. Hier haben wir ein Beispiel nicht nur der Pietätlosigkeit gegen Gräber, sondern auch der Verständnislosigkeit für die wichtigsten Altertümer des Landes, die mir noch öfters begegnete. Es ist zu fürchten, daß davon nichts mehr da sein wird, wenn das Interesse an der eigenen Vergangenheit einmal er-

wachen sollte. Einiges wurde gerade während meiner Anwesenheit von einem jungen japanischen Künstler aufgenommen und gerettet. Einige Stücke werden in der Regierungsbibliothek in Nawa herzlich schlecht aufbewahrt, und für einiges sorgt der kunstsinige Leiter der Industrieschule in Schuri. Aber da das Volk sichtlich auf dem gleichen Standpunkt steht wie die Japaner während der Restaurationszeit, nämlich Verachtung der eigenen Vergangenheit, so wird die Erkenntnis in einem Lande, in dem es ohnehin nicht allzuviel an künstlerischen Werten gibt, wohl zu spät kommen.

Um nun wieder zu den Gräbern zurückzukehren, so findet man sie jetzt im wesentlichen in drei Typen. Der altertümlichste ist der



Königsgrab in Schuri vom äußeren Hof gesehen.

Yokoanatyp. Er besteht in einem ummauerten Stollen, der horizontal in einen Hügelabhang eingetrieben ist und vorn durch Mauerwerk mit einer relativ großen Tür geschlossen ist. Diesem Typ gehören die einfacheren neueren Gräber an und die meisten sehr alten, vor allem das in Schuri befindliche Grab der älteren Königsfamilie, die vor den SHO regierte. Dies malerische Plätzchen, ein steiler mit üppiger Vegetation bedeckter Hang, zu dem man zwischen ärmlichen Hütten hindurch gelangt, ist völlig verwahrlost. Ein uralter Steinsarg mit schwerem Steindeckel wurde in früheren Zeiten einmal von der neuen Dynastie aus der Grabkammer geworfen und liegt jetzt in der Nähe herum. Das Grab selbst hat sich ein Privatmann angeeignet. Der zweite Typ wird Yakatatyp genannt und hat Hausform. Eine gemauerte Front ist von einem schweren,

oft gegen einen Hügel gelehnten, Steindach überdeckt. Zu der eigentlichen Grabkammer führt ein Mauersystem, das wir gleich besprechen werden. Der dritte besonders auffallende Typ, der oft der Landschaft ihr Gepräge gibt, ist der Kikotyp mit dem sogenannten Schildkrötendach. Das Dach der gemauerten Kammer ist hufeisenförmig gestaltet und kuppelig gewölbt, oft dabei eine sehr große Fläche einnehmend. Außen ist die Kuppel von einer niederen und oft auch von einer zweiten höheren Mauer umrahmt und gegen die



Linke Hälfte des Königsgrabs in Schuri.

Front zu und an den Mauerabsätzen finden sich bei reichen Gräbern kurze Säulen. Die äußere Mauer der Kuppel geht dann an der Front in eine jederseits lang sich erstreckende Einfassungsmauer über, die im rechten Winkel zu der von der Einzäunung frei gelassenen Eingangspforte führt. Hinter ihr aber steht, wie in den Häusern, die Geistermauer, manchmal frei, manchmal an den rechten Mauer-schenkel angelehnt. In dem eingezäunten Vorderraum findet das Knochenwaschen statt, eine vordere Grabkammer nimmt den Sarg auf und die hintere die Knochenurne.

Sehr merkwürdig ist die Erklärung, die die Einheimischen der Grabform und besonders dem Schildkrötendach geben. Sie sagen, die zugrundeliegende Idee sei, daß der Verstorbene wieder in den Mutterschoß, dem er entstammte, zurückkehre. So sei das Grab eine Darstellung des Mutterleibs — das Schildkrötendach die Bauchfläche und die langen Seitenmauern die Beine. Daß dies wirklich der ursprüngliche Gedanke gewesen sei, erscheint mir aber recht unwahrscheinlich. Da nach SIMON in den ältesten Begräbnisstätten Särge in Hausform gefunden wurden, so dürfte wohl auch das gemauerte Grab eine Hausnachbildung sein. Die, wohl von Obszönität nicht ganz freie, Erklärung dürfte aber dadurch entstanden sein,



Rechte Hälfte des Königsgrabs in Schuri.

daß der Anblick solcher Grabanlage, von einem Hügel herab gesehen, der Phantasie ein solches Bild suggerierte. Freudianer werden hieran sicher ihre Freude haben.

Das prunkvollste Grab, das die Insel birgt, ist natürlich das der Königsfamilie SHO in der alten Hauptstadt Schuri. Es steht fest, daß diese Anlage von dem zweiten König des Geschlechts aus dem 15. Jahrhundert stammt. Eine große halbkreisförmige Fläche, hinten gegen eine Hügelwand mit überragenden Korallenriffs gelehnt, ist durch eine Quermauer in zwei Hälften geteilt. In dem ersten Hofe wurde in Todesfällen ein Haus errichtet, in dem die Trauernden 40 Tage wohnten. Die Hinterwand des zweiten Hofes wird von den Grabgewölben so abgeschlossen, wie das antike Amphitheater von

der Bühne. Der düstere fast schmucklose Bau ist aus gewaltigen Korallenquadern gefügt und lehnt sich links direkt an das Kliff. Er besteht aus drei Häusern, von links nach rechts an Größe abnehmend und von schweren Steindächern gedeckt, die aber im Stil der Holzarchitektur gehalten sind. Der einzige Schmuck sind zwei roh gehauene Fabelwesen auf den Dächern, ein paar Löwen an der Front und ein mit Reliefs geziertes Geländer vor den Eingängen. Die mittlere Halle dient zur Aufnahme der Särge; links im Hofe findet



Straße in Nawa.

sich eine gemauerte Stätte mit einem Brandherd, wo die Knochenwaschung stattfand; die Beisetzung der Gebeine erfolgte dann für die Könige im linken, die Königinnen im rechten Mausoleum, dessen Türen aber jetzt seit der Japanisierung vermauert sind. Woher eine derartig merkwürdige Grabanlage stammt, ist schwer zu sagen, da sie weder in Japan noch in China vorkommt (eine wissenschaftliche Erörterung ist von SIMON gegeben; nach CHAMBERLAIN soll die Begräbnismethode in Mausoleen während der Ming-Zeit von China gekommen sein).

8. Die Städte Nawa und Schuri.

Kehren wir nun von den Wohnstätten der Toten, die allerdings überall gegenwärtig sind, da sie meist auf dem eigenen Grund der Familie errichtet sind, zu denen der Lebenden zurück. In dem reinen Agrarland wohnen die Menschen vielfach in einzelnen Gehöften und kleinen Dörfern. Die kleinen Städte wie Nago und Ito-man sind auch nichts als große Dörfer, bestenfalls unterschieden durch den Besitz höherer Schulen und Verwaltungsgebäude, deren grauenhafter Stil — japanisch-europäische Mischung — eine un-



Alte Brücke in Nawa.

liebsame Zugabe zu dem malerischen Dorfbild gibt. Von eigentlichen Städten gibt es nur die Hauptstadt Nawa und die reizende verschlafene alte Königsstadt Schuri. Als Hauptsitz des Handels und der Verwaltung des ganzen Archipels ist Nawa mit seinen 60 000 Einwohnern eine recht geschäftige Stadt. In ihrem schlechten Hafen gibt es einen recht regen Schiffsverkehr und zahllose zweirädrige Karren, von Ponys gezogen, die mit einer hölzernen Nasenklammer gelenkt werden, befördern die Güter von und zu den Schiffen. Da ein großer Teil der Beamten sowie die Leiter von Banken, Verkehrsmitteln und größerer Firmen Japaner sind, gibt es eine Menge rein japanischer Häuser, so daß die Stadt kein reines Ryukyubild zeigt. Es fehlt ihr aber nicht an malerischen Partien: So die ehemalige Faktorei der chinesischen Kaufleute, die mitten im Hafen auf einem

Felsen liegt und heute ein Teehaus beherbergt; oder die Ruinen eines alten Forts am Hafeneingang, das im Mittelalter dem Schutze gegen japanische Seeräuber diente; oder das quer durch die Stadt ziehende Brackwasserästuarium eines Flusses, in dem sich dem Meere zu auf hohen Stelzenwurzeln stehende Mangroven finden; seine Seitenkanäle durchziehen vielfach die Stadt und sorgen dafür, daß es zur Zeit der Ebbe nicht an üblen Gerüchen fehlt und außerdem dafür, daß das ganze Jahr hindurch Schlafen ohne Mos-



Aus dem alten Schuri.

kitonetz unmöglich ist. Wie in allen östlichen und südlichen Hafenstädten ist natürlich ein Hauptanziehungspunkt für den Reisenden der Markt, wo sich das Volkstreiben am reinsten entfaltet. Was verkauft wird, ist allerdings weniger interessant. Es fehlt die bunte Üppigkeit der Gemüse und Früchte, die etwa in Java oder Singapore das Herumschlendern auf den Märkten zu einem immer erneuten staunenden Genuß machen. Es fehlen die lustigen Gar Küchen mit ihren tausenden brodelnden Merkwürdigkeiten, die die südchinesischen Märkte so anziehend machen. Auch der Fischmarkt

ist recht ärmlich, da weder die Artenzahl noch auch die Qualität von Fischen und anderem Seegetier den Vergleich mit japanischen Märkten aushalten kann. Und auch alle sonstigen Gebrauchsartikel, die feilgeboten werden, sind von der billigsten und charakterlosesten Sorte. Hier wie auch in der überwältigendsten Mehrzahl der Läden sieht man nur billige japanische Massenprodukte, die ja nur verschlechterte Kopien europäischer Massenwaren sind. Die wenigen Sehenswürdigkeiten, die es sonst noch gibt, ein paar altertümliche



Gäßchen in Schuri.

Brücken und wenig bemerkenswerte Tempel (siehe später) sind schnell abgetan. Von dem europäischen Gouverneurspalast mit anstoßendem Parlamentsgebäude und Bibliothek, die einen fichtenbestandenen Korallenhügel zieren, schweigt man besser; die westliche Architektur des modernen Japans ist wohl das traurigste Beispiel dafür, was entsteht, wenn ein Volk seine eigene künstlerische Tradition aufgibt und dafür unverstandenes Fremde aufnimmt. Das trifft ebenso für die Außenarchitektur wie die Innenräume zu. Was sich in solchen Palästen an offiziellen Innenräumen findet — und

das gilt auch für Häuser europäischen Stils vieler vornehmer Japaner im Mutterland — möchte selbst den berühmten Rentier Nudelmeier zum Erröten bringen.

Ganz anders aber ist das Bild der mit Nawa durch eine schöne Landstraße und eine elektrische Straßenbahn verbundenen alten Königsstadt Schuri, einem der malerischsten Orte, die ich auf meinen mannigfachen Reisen besucht habe, gleich köstlich durch ihre Lage, durch ihre unberührte Altertümlichkeit und die aristokratische Verschlafenheit.

Schuri liegt etwa eine Wegstunde von Nawa entfernt auf einer die ganze Landschaft beherrschenden Korallenklippe oder richtiger



Straße in Schuri mit alter Brücke.

einer Gruppe von Klippen mit dazwischen liegenden Tälern. So gehen die Straßen der ziemlich ausgedehnten Gartenstadt bergauf und bergab, an jeder Biegung neue unerwartete Ausblicke bietend. Bald schweift der Blick über üppig kultivierte Felder mit eingestreuten Ansiedelungen zur Westküste, deren Linie sich vom stahlblauen Meer abhebt und verstärkt wird durch die weiße Brandung, die auf den vorgelagerten Riffen steht. Dann wieder blickt man in enge Tälchen, durch die ein Bach fließt, überschattet von Bananen, Fikus und Fächerpalmen. Oder man blickt nach einer gegenüberliegenden Hügelkette, an deren Hang sich weiß in der Sonne glitzernd die merkwürdigen Formen der Schildkrötengräber abheben, während der Kamm der Klippe von Kiefern bedeckt ist, deren düstere Silhouette

gar nicht so recht in die üppige südliche Landschaft paßt. Nicht minder anmutig als die Ausblicke über das Land sind aber auch die Vistas der nächsten Umgebung. Die engen oft steilen Straßen sind sauber mit Korallenblöcken gepflastert und außerhalb der Innenstadt meist von hohen Mauern flankiert, auf denen Agaven, Kaktus, Hibiskus und vielerlei immergrüne Pflanzen wachsen, so daß man oft glauben könnte, in Sizilien oder der sorrentinischen Halbinsel zu sein. Gelegentlich trifft man auch einen malerischen Gebetsplatz, von ein paar Fikusbäumen überschattet, oder ein altes Tor, durch das man in einen üppigen Gemüse- und Fruchtgarten blickt. Oder in einer Nische steht ein gemauerter Ziehbrunnen, ein gar wichtiges



Straße in Schuri.

Ding in dem wasserarmen Korallenstein, der die Bewohner zwingt, hauptsächlich Regenwasser zu benutzen, und wie bei uns in alten Zeiten ein beliebter Punkt des Meinungs austauschs wasserholender Frauen. (In einem Punkte sind diese übrigens immer einer Meinung, nämlich im Davonlaufen vor der photographischen Kamera.) Es ist ein unerschöpflicher Genuß, im strahlenden Frühlingssonnenschein durch diese Gassen und Gäßchen zu steigen, gelegentlich in ein Haus oder Werkstatt der freundlichen Bewohner einzutreten, die den neugierigen Fremden wie einen lieben Gast aufnehmen und mit Tee bewirten und alle Fragen mit Ruhe und vornehmer Liebenswürdigkeit beantworten. So erstaunt man sich auch gar nicht zu hören, daß in dieser ganzen Stadt kein Gasthaus oder Speisestätte besteht; wie in uralten Zeiten ist der Reisende auf die Gastfreundschaft der Bewohner angewiesen.

Den höchsten Hügel der Stadt krönt die Hauptsehenswürdigkeit, die alte Königsburg der SHO-Familie, die wohl schon auf ein Jahrtausend zurückblickt, deren jetzige Anlagen aber hauptsächlich aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammen. An der breiten Auffahrtsstraße, bevor man in den eigentlichen Schloßpark, jetzt eine Art botanischen Gartens, kommt, steht zur linken der ehemalige Kronprinzenpalast, der noch heute den in Japan lebenden Nachkommen des letzten Königs gehört. Durch die Liebenswürdigkeit eines mir



Straße in Schuri.

bekanntes Gliedes dieser Familie war mein Besuch angemeldet, und ich konnte nicht nur das Haus und die noch vorhandenen Kunstschätze besichtigen, sondern auch die Gastfreundschaft eines in Schuri lebenden Familienmitgliedes, des Barons SHO YUN, genießen. Der Palast, in den man durch ein schönes altes Tor gelangt, hinter dem allenthalben alte Diener halb scheu, halb neugierig vorspitzen, unterscheidet sich nur durch seine Größe und die Kostbarkeit der Hölzer von anderen Ryukyuhäusern. Im ersten Hof, der ein hübsches Gärtchen mit schönen alten Steinlaternen einnimmt, steht

das Empfangsgebäude, das in dem halb japanischen halb chinesischen Stil der besseren Häuser gehalten ist und völlig von den die hinteren Höfe einnehmenden Wohn- und Wirtschaftsgebäuden getrennt ist. Der Hauptsaal, in dem das aus einer gewaltigen Blütenlese einheimischer Gerichte bestehende Mahl auf köstlichem chinesischem Geschirr und befeuchtet mit 300jährigem Awamori serviert wurde, ist ein großes japanisches Zimmer mit japanischen Tatami (Strohmatratzen) belegt, aber viel höher, mit schönen Holzgetäfelten



Straße in Schuri.

Wänden versehen und mit einer ungewöhnlich großen Tokonoma (Schmucknische) geziert. In den kleineren Nebenräumen war eine nicht große, aber schöne Sammlung alter Ryukyukunst ausgestellt, bei der das gänzliche Fehlen von Waffen auffiel, die bei einer ähnlichen Sammlung in Japan im Vordergrund ständen. Tatsächlich benutzten die Insulaner seit Jahrhunderten keine Waffen. Sie waren wohl das friedlichste Volk des Ostens.

Baron SHO, ein aristokratischer alter Herr von ganz unjapanischem Aussehen obwohl japanisch gekleidet, wohnt in der Nähe dieses Pa-



Brunnen in Schuri.

lastes in einer der lieblichsten Besitzungen, die man sich denken kann. Ein schöner großer Garten, der den Hang eines Hügels bedeckt, ist durch Mauern, Steilhänge, Gebüsch in eine ganze Anzahl Einzelgärten geteilt, deren jeder sein besonderes Gepräge durch kleine Teiche, Palmengruppen, große Bäume, alte Steinlaternen



Eingangstor des Shopalastes in Nawa.

erhält. In mehreren Teilen stehen kleine japanische Häuser erlesensten Stils und mit alten Kunstwerken gefüllt. Das Haupthaus im Ryukyustil, aber mit einem Zimmer, in dem ein herrliches Ming-Gemälde sicherlich bekümmert auf europäische Rohrstühle herablickt, steht am höchsten Punkt zwischen herrlichen alten Bäumen und enthält auch viele Kunstwerke einheimischer wie chinesischer Herkunft, die bereitwilligst gezeigt und erklärt wurden. Die äußeren



Baron SHO in seinem Garten in Schuri.

Teile des Gartens dienen aber der Hauptliebhaberei des alten Herrn, der Blumenzucht. In diesem herrlichen Klima gedeihen ja die Pflanzen aller Weltteile, von denen Garten und Gewächshäuser eine reiche Auswahl bergen. Das Prunkstück aber ist die riesige einheimische Lilie, deren Zwiebeln er zum Austausch mit fremden Gewächsen benutzt. Nur mit Bedauern konnten wir uns von dem vornehmen Idyll trennen, in dessen lieblicher Weltabgeschiedenheit die Stunden eines sonnigen Frühlingsnachmittags nur zu schnell vergangen waren.



Burgtor in Schuri.

Der höchste Hügel, der das sonnige Schuri überragt, ist von den Resten der alten Königsburg gekrönt, zu der die breite Hauptstraße der Stadt hinaufführt. Die recht große Anlage stammt wohl schon aus uralter Zeit. In ihrer jetzigen Form aber, wie schon gesagt, aus dem 14. bis 16. Jahrhundert. Man nähert sich dem Schloß auf einer



Im Vorhof der Burg von Schuri.

geraden, breiten Wegstrecke, auf der in alten Zeiten Pferderennen stattfanden und die mit einer chinesischen Ehrenpforte abschließt, die anfangs des 16. Jahrhunderts in rein chinesischem Stil errichtet wurde. Hat man sie durchschritten, so passiert man links einen schönen Garten, zu dem ein merkwürdiges altertümliches Steintor führt und den mit uralten Bäumen bestandenen Hang, an dessen Fuß ein Lotosteich liegt, der sich bis zur Stadt hinzieht und in alten Zeiten festlichen Wasserpartien zu Ehren der chinesischen Gesandten diente.

Bald darauf steht man vor dem mächtigen Haupttor im äußeren Mauerkranz, das, wie die meiste Architektur, ein Gemisch chine-



Front des alten Palastes in Schuri.

sischen Stils mit etwas Uraltem, Einheimischem zeigt. Zu Seiten des Tores zu Füßen der mächtigen Mauer sitzen zwei steinerne Löwen in bestem chinesischem Ming-Stil, die vielleicht die bedeutendsten Kunstwerke darstellen, die sich auf der Insel erhalten haben. Hat man das Tor durchschritten, so steigt man zwischen äußerem und innerem Mauerkranz zu dem inneren Tor empor, dem eine Terrasse vorgelagert ist, die in alter Zeit ein, natürlich chinesisches, Observatorium trug, dessen Hauptinstrumente eine Wasseruhr und eine Sonnenuhr, letztere noch erhalten, waren. Bei diesem Tor ist eine Quelle gefaßt, die als die beste der Stadt gilt, und nahebei sind Steintafeln aufgestellt, auf denen die chinesischen Gesandten ihre Schriftzüge in wundervoll geformten und gemeißelten Charakteren verewigt haben. Am ehemaligen vorderen Schloßhof vorbei, den

jetzt ein schauerlich häßliches japanisches Schulgebäude ziert, aus dem die Jugend herbeieilt, den Fremden zu bewundern, gelangt man in den Haupthof, dessen Hintergrund der eigentliche Palast einnimmt. Das jetzige Gebäude ist nicht sehr alt, da einmal der Palast mehrfach abbrannte und sodann nach Angabe der Einheimischen die Sitte bestand, das Gebäude alle 40 Jahre abzureißen und neu zu bauen (ähnlich wie bei den shintoistischen Nationalheiligtümern der Japaner). Der Neubau soll aber immer genau den



Eingang des alten Palastes in Schuri.

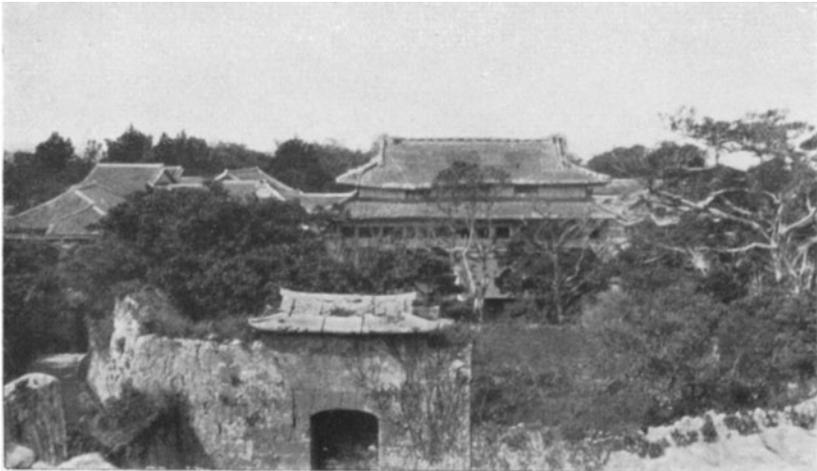
alten Bau kopiert haben. Der jetzige Bau ist etwa 90 Jahre alt und fürchterlich baufällig. Tatsächlich hatten die ihre Vergangenheit mißachtenden Insulaner kürzlich beschlossen, ihn einfach niederzureißen, und nur das Eingreifen eines zufällig anwesenden japanischen Architekten rettete das Bauwerk. Ihm gelang es auch, die japanische Regierung zu bewegen, die nötigen Summen für die Restaurierung zu bewilligen.

Das breite chinesische Gebäude mit dem doppelten Dach und dem japanischen Torvorbau hat sehr schöne Proportionen und wirkt



Rückansicht des alten Palastes in Schuri.

mit seinen Säulen, rohen Brettverschalungen und dem Gemisch kunstvoller Arbeit und roher Zimmerung sehr eigenartig. Der künstlerische Schmuck besteht in zwei sehr merkwürdigen Drachensäulen am Fuße der Freitreppe, reicher Schnitzerei in der Wölbung des Vordaches, einem geschnitzten Steingeländer der Terrasse und zwei gewaltigen tönernen Drachen, die den Dachfirst abschließen und von einem berühmten Töpfer des 18. Jahrhunderts stammen sollen. Im Innern ist dieser Palast durch die zahllosen, engstehen-



Blick über die Palastgebäude von Schuri.

den Tragsäulen in viele ganz kleine Gemächer gegliedert, von denen eines durch Reste prunkvoller Säulenbemalung als Thronsaal erscheint. Die eigentliche Wohnung der Königsfamilie befand sich in einer Gebäudereihe, die hinter diesem Palast liegt. Sie bietet kaum etwas Interessantes, geschweige denn Königliches; das einzige Bemerkenswerte ist eine kleine, intime, sonst nicht zugängliche, auf hohem Söller liegende Gartenterrasse mit Resten geschmückter Steingeländer, von der man einen herrlichen Blick nach fernen Hügeln und Tälern genießt.

Im rechten Winkel zum Hauptgebäude schließen sich im Schloßhof jederseits zwei Seitenflügel an. Der südliche geschmackvoll in



Alter Ziehbrunnen im Schloß von Schuri.

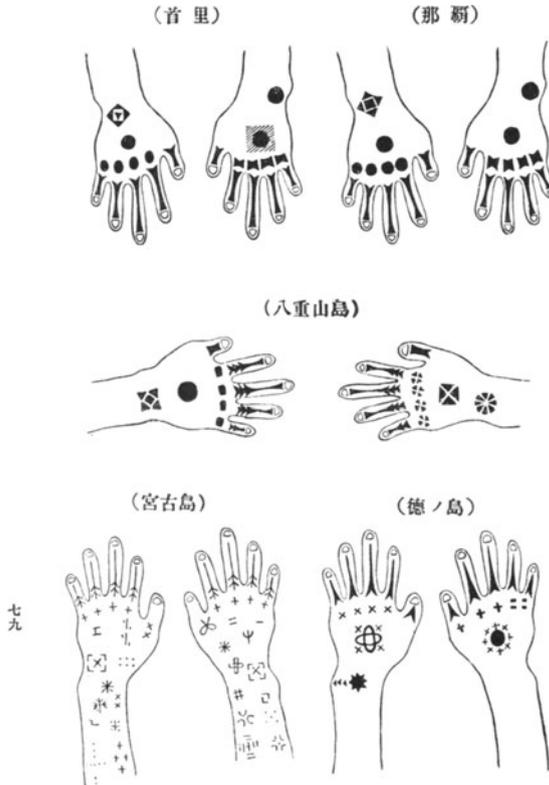
chinesischem Stil gebaute diente dem chinesischen Gesandten als Wohnsitz, der nördliche japanische dem Gesandten des Fürsten SHIMAZU von Satsuma. Wie sich der König bei dieser doppelten Beaufsichtigung gefühlt hat, kann man sich leicht vorstellen. Heute sind diese Gebäude von einer lokalen Industrieschule eingenommen, in der jungen Mädchen Weberei und andere einheimische Kunstfertigkeiten gelehrt werden. Die netten bescheidenen kleinen Dinger, die nach japanischer Sitte eine fürchterliche Sorte sogenannter europäischer Kleider tragen müssen und geschäftig in den gefährlichen baufälligen Obergeschossen herumgehen, da wo noch vor zwei Generationen die königlichen Konkubinen herrschten, sind zweifellos ein Symbol der neuen Zeit, in der für aristokratische Idyllen weniger und weniger Platz verbleibt.

Hinter dem Palast dehnen sich noch verwilderte Gärten aus mit verfallenen Mauern und merkwürdig geformten Toren mit Steindächern im Stil der Holzarchitektur. Am äußersten Ende aber wird die ganze Anlage überragt von einer hohen Bastion, von der man nach Westen zu die Schloßanlage überblickt, nach Osten aber den Blick weit über die Insel schweifen lassen kann bis zur Brandung der Ostküste und einer tiefen Bucht, die als gelegentlicher Hafen für japanische Kriegsschiffe dient. Zu Füßen der dichtbewachsenen Mauer aber dehnt sich der häßlichste Stadtteil von Schuri aus, in dem schwarze Schornsteine aus unzähligen Awamoribrauereien aufragen und wie ein häßliches Geschwür den Rücken der lieblichen Königsstadt verunstalten.

9. Die Bevölkerung.

Alle Besucher des Archipels stimmen darin überein, daß die Bewohner sich durch besondere Freundlichkeit und Sanftmut auszeichnen, und auch meine Erfahrungen sind die gleichen. Kenner sagen allerdings, daß die Sanftmut ein Ende nimmt, wenn die Politik beginnt. Seit einiger Zeit erfreuen sich ja die Insulaner, die seit Jahrhunderten unter der wohlwollenden Despotie ihrer Könige und Fürsten und der etwas weniger wohlwollenden der Fürsten von Satsuma gelebt hatten, des allgemeinen Wahlrechts und ähnlicher Erfindungen der Neuzeit, und dies hat unter die friedlichen Leute den Fluch der Politik gebracht. Da die Männer mit Ausnahme der Ackerbauer nach guter alter Sitte wenig arbeiten und um so mehr Zeit beim Awamori verschwatzen, so haben sie reichlich Zeit, sich mit politischen Streitfragen zu erhitzen, und sie sollen davon reichlich Gebrauch machen. Da aber im ganzen die Zeiten schwer geworden sind, so verschwindet wohl auch der traditionelle Müßiggang der Männer. Immerhin sieht man noch mehr schwer arbeitende Frauen als Männer. Auf der Landstraße kommt auf einen Lasten tragenden Mann sicher ein Dutzend oder mehr Frauen. Übrigens sieht man dies auch in Kagoshima, im äußersten Südwesten Japans, wo sich noch mancherlei Altertümliches erhalten hat. In Kagoshima tragen aber die Frauen nach östlicher Kuliweise die Lasten an den Enden der wippenden Bambusstange auf der Schulter. In Ryukyu aber ist der Kopf dieser Tätigkeit vorbehalten. Auf der Unterlage eines geflochtenen Strohkissens ruhen manchmal ganz erstaunliche Lasten. Etwa ein großer Korb mit einer Anzahl der 10—20 Pfund schweren Riesenrettiche oder einer Ladung Ferkelchen oder wie ich einmal sah, ein ganzer Schrank. Nach dem lustigen Schwatzen zu schließen, scheint aber die gewohnte Last nicht allzu sehr zu drücken.

Mit dem Vordringen japanischer Sitten wird aber wohl diese, wie so viele andere Sitten, verschwinden. Denn schon heute ist vieles verschwunden, was CHAMBERLAIN noch vor 30 Jahren sah. Das trifft in erster Linie für die Männer zu. In alter Zeit trugen Jünglinge und Männer (wie auch in Japan) ein Zöpfchen, das auf Ryukyu in einen ganz besondersartigen Knoten geknüpft wurde, der von einem oder zwei Haarpfählen durchbohrt war. Diese Pfeile aber



Verschiedene Arten der Tätowierung auf den Ryukyuinseln.

hatten eine besondere Wichtigkeit, denn sie waren Rangabzeichen und goldene, halbgoldene, silberne und Messingpfeile waren in der überaus streng gehandhabten Kasteneinteilung Insignien des Standes. Heute findet man nur noch auf entlegenen Dörfern alte Männer, die die Haartracht der Vorväter beibehalten haben. Leider weigerten sie sich immer, sich photographieren zu lassen, und eine überraschende Aufnahme wurde durch das mich umringende Volk stets vereitelt. Alle anderen Männer aber tragen die Haare geschoren

wie die Japaner und auch meist japanische Tracht oder die unglaublichen Kombinationen europäisch-japanischer Kleidung, an denen man sich selbst in Japans Hauptstadt erfreuen kann, z. B. Sporthosen, Socken mit Sockenhaltern, japanische Sandalen und eine Unterjacke mit Leibbinde über der Hose; sogar die überwältigende Kombination von Zugstiefeln, Unterhose, Gehrock und steifem Hut sah ich einmal.

Wesentlich konservativer sind wie auch in Japan die Frauen, die in der großen Mehrzahl noch ihre alten Gewänder und Haartracht zeigen. Die Kleidung ähnelt außerordentlich den altertümlichen Gewändern, die im japanischen Nospiel getragen werden: Weite



Markt in Itoman.

formlose Mäntel, die vorn mit ein paar Häfteln geschlossen sind oder einfach mit der Hand zugehalten werden. Wenn sie am Oberkörper offen stehen, so stört das die Ryukyuanerin ebenso wenig wie ihre japanische Schwester aus niederem Stande. Diese Gewänder sind heutzutage immer indigoblau und wirken dadurch recht tristlos eintönig. In alter Zeit muß das Bild auf der Insel wesentlich lustiger ausgesehen haben, als die bunten Blumenstoffe getragen wurden, von denen wir später hören werden. Im Sommer gibt es allerdings heute noch helle Gewänder, die aus Bananenfasern ganz leicht gewebt sind.

Die Haartracht der Frauen ist wie in alter Zeit der pyramidenförmige Knoten, durch den der Pfeil gesteckt ist. Dieser nicht ge-

flochtene glatte und öglänzende Knoten ist einfach gewunden und sitzt ganz locker mitten auf dem Kopfe, so daß er oft auf die Seite rutscht, was recht komisch aussieht. Der Haarpfeil, der wie ein großer Ohrlöffel aussieht, steckt immer so, daß die Spitze nach oben zeigt. Da es keine Standesunterschiede mehr gibt, so trägt fast alles silberne Pfeile von beträchtlichem Gewicht; aber auch Messing und Aluminium kann man sehen. In alter Zeit gab es für festliche Gelegenheiten riesengroße Pfeile aus abwechselnden Stücken dunklen und hellen Schildpatts. Ein solcher, der mir geschenkt wurde, hat ein solches Gewicht, daß kaum vorstellbar ist, wie der Knoten ihn tragen könnte.

Gelegentlich sieht man übrigens ethnographisch interessante



Im Städtchen Itoman; rechts der japanische Bürgermeister.

Abweichungen von dem oben beschriebenen. Einmal findet man im Gebirge, daß die Frauen nicht auf dem Kopfe tragen, sondern auf dem Rücken in einer Art Rucksack, der mit einem Band über die Stirn getragen wird, eine Tragweise, die ich mir bei den schweren Lasten, die ich so schleppen sah, grauenhaft vorstelle. SIMON, der dies auch sah, macht darauf aufmerksam, daß dies eine Sitte der Ainus ist, die sich also hier, wie so vieles andere, von der Urzeit her erhalten hat. Eine andere solche Merkwürdigkeit ist, daß öfters Frauen einen dem japanischen Obi ähnlichen Gürtel tragen, der aber seine Schleife vorn hat. Dies war in ganz alter Zeit auch in Japan der Fall, später aber wurde dies zum Privileg der Kurtisanen, während die Dame den Obi hinten bindet.

Eine der im Verschwinden begriffenen Volkssitten ist das Tätowieren der Frauenhände, das jetzt von der japanischen Regierung verboten wurde. Alte Frauen sind aber stets noch tätowiert. Die merkwürdigen Muster sind auf den verschiedenen Inseln verschieden und oft für die beiden Hände verschieden. Die Einheimischen selbst geben für diese Sitte zwei Erklärungen. Eine besagt, daß in alter Zeit einmal eine berühmte Weberin nach Japan gebracht wurde, und um zu verhindern, daß man sie dort behalte, habe man sie durch Tätowieren verunstaltet. Eine andere Version besagt, die Frauen hätten dies selbst erfunden, um zu verhindern, daß



Die Schuljugend im Norden von Okinawa erblickt den ersten Europäer.

sie den chinesischen Botschaften als Konkubinen übergeben würden. Diese Anekdoten sind natürlich höchst unwahrscheinlich, da sowohl Malaien wie Japaner und Ainus sich tätowieren. Allerdings kommt dort die Handtätowierung nicht vor, da die Malaiinnen auf Formosa das Gesicht tätowieren. Im alten Japan aber tätowierten sich nur Männer, und zwar an allen exponierten Körperstellen. Ganz ist diese Sitte auch heute noch nicht in Japan verschwunden. Das köstlichste Beispiel, das ich sah, war ein Kuli, der in der Sommerhitze nur mit Schambinde bekleidet arbeitete und auf seinen beiden Hinterbacken die grinsenden Gesichter der Glücksgötter Hotei und Daigoku mit plastischer Benutzung der natürlichen Wölbung eingegraben hatte. Es gibt allerlei Hypothesen über den Ursprung der merkwürdigen Handtätowierung, die aber alle unbewiesen sind.

Besonders nett ist in abgelegenen Teilen der Insel die naive Neugier dem nie gesehenen Europäer gegenüber, die aber nie frech oder aufdringlich ist. Man muß allerdings nicht bis zu den Ryu Kyu-Inseln fahren, um zu erleben, daß die Bevölkerung sich so benimmt. Schon ein wenig abseits der großen Straße kann man das selbst heute noch in Japan erleben. In Ise, dem großen Nationalheiligtum Japans, wurden wir einmal von wallfahrenden Bauern so umdrängt, daß überhaupt kein Ausweg mehr offen blieb und meine Frau es sich gefallen lassen mußte, daß die Pilger ihre Kleider abtasteten und untersuchten. Bei solchen Gelegenheiten sind Japaner zwar



Der erste Europäer in einem Dorf bei Unten.

auch immer freundlich, aber sie zeigen doch oft recht deutlich, daß sie die Situation so auffassen, daß sie, das Kulturvolk, sich über merkwürdige und höchst komische Wilde amüsiert. Freunden, die auf einer Bootfahrt auf einer abgelegenen Insel der japanischen Inlandsee landeten, ist es doch begegnet, daß sie von der neugierigen Bevölkerung sozusagen körperlich untersucht wurden, und dann hörten sie, daß einer zum andern sagte: „Sie sind wirklich wie Menschen beschaffen.“

Das freundliche Interesse der Ryukyuaner war niemals von dieser aufdringlichen Art. Die Schuljugend natürlich kam auf den Schlachtruf „Ein Fremder“ immer mit Begeisterung herbeigestürzt und starrte mich mit offenem Mund an. Erwachsene beobachteten mich immer nur, wenn sie sich unbemerkt glaubten und wandten

schnell den Blick ab, wenn ich hinschaute. Besonders die Frauen, die sich bei solchen Gelegenheiten in Japan halbtot lachen wollen, wandten sich immer würdevoll ab, so bald man sie anschaute. In ihrem Innern müssen sie sich allerdings doch nicht ganz klar darüber sein, ob der Fremde ein richtiger Mensch ist. Denn in dem kleinen Dorfgasthaus in Nago setzte sich die Wirtin, als ich in das wie immer offene Bad ging, mit einer Handarbeit gegenüber und beobachtete



Auf der Dorfstraße in Nago.

mich verstohlen. In einem Lande, in dem die Geschlechter unbekleidet gemeinsam baden, konnte das nur bedeuten, daß sie erwartete, daß der Fremde irgendwie nicht wie andere Menschen geformt sei.

Die unerschöpflichste Freude aber bereitete ich dem jungen Burschen, der in diesem Gasthof die Stelle der in Japan üblichen Nesan (Dienstmädchen) vertrat. Nach japanischer Sitte saß er während der Mahlzeiten im Zimmer und verwandte dabei keinen Blick von mir. Er war von rein malaiischem Typ und hatte große offene Augen, die vor Erstaunen noch weit aufgerissen waren. Jede Miene und Bewegung studierte er. Als ich aber zum ersten Male eine

Zigarre, ein Ding, von dessen Existenz er noch nichts gehört hatte und dessen japanische Bezeichnung er sogar nicht kannte, aus der Tasche zog und in den Mund steckte, stieg seine begeisterte Erwartung auf den Höhepunkt. Als ich das Zündholz anzündete und zur Zigarre führte, gingen Wellen von Bestürzung und Erwartung über sein Gesicht, und als dann das vermeintliche Stück Holz genau wie eine Zigarette qualmte, verklärten sich seine Mienen vor dem wunderbaren Erlebnis. Und da gibt es Kulturmenschen, die nicht wissen, wie man ihnen eine Freude machen kann!



Dorfstraße in der Nähe von Unten.

Eine Merkwürdigkeit sollte übrigens nicht unerwähnt bleiben. Wie in Japan rufen auch in Okinawa die Kinder beim Anblick eines Fremden *Gwaikokujin* oder *ijin san*, ein Fremder! Einmal aber riefen in einem Dorfe die Kinder *oranda*, ein Holländer. Ich glaube nicht, daß es außerhalb dieser konservativen Insel in Japan noch einen Ort gibt, in dem die Erinnerung an jene alten Zeiten noch lebendig ist, in denen die Holländer die einzigen Fremden waren, die in ihrer Faktorei in Nagasaki als halbe Gefangene geduldet wurden.

Wir erwähnten schon, daß in alter Zeit die Männer nichts arbeiteten und sich einem behaglichen Genießerdasein widmeten, in dem der einheimische Wein, der *Awamori*, eine beträchtliche Rolle spielte. Wo aber Wein und Gesang ist, fehlt gewöhnlich auch das dritte im Bunde nicht. Tatsächlich spielte dies und spielt noch eine

sehr beträchtliche Rolle. Das zu diesem Zweck entwickelte System des Hetärentums ist sehr merkwürdig und noch merkwürdiger die öffentliche Rolle, die es spielt. Während in Japan die Joroquartiere immerhin etwas abgelegen sind und von besseren Leuten mehr als notwendiges Übel betrachtet werden, ist das dem Yoshiwara von Tokyo entsprechende Tsujiquartier von Nawa ein ge-



Festzug der Tsujimädchen in Nawa.

wöhnliches Stadtviertel, das nicht weiter von der übrigen Stadt abgegrenzt ist. Hier leben bei einer Bevölkerung von 60000 Menschen 3—4000 Mädchen. Dies Quartier dient aber nicht nur seinem eigentlichen Zweck, sondern stellt gleichzeitig das Geselligkeitsviertel dar. Die Häuser von Tsuji sind nämlich gleichzeitig die besseren Speisehäuser, vertreten also auch die Teehäuser Japans. Diese Vereinigung zweier getrennter Institutionen, zeigt sich auch darin, daß die Tsujimädchen gleichzeitig die japanische Geisha vertreten, also als

Sängerinnen und Tänzerinnen die Gäste unterhalten. Einladungen finden somit in Nawa im Tsujiquartier statt und das war zum Beispiel auch mit einem Diner der Fall, das uns der Gouverneur gab. Zur Ehre Okinawas muß aber gesagt werden, daß es unmöglich gewesen wäre, dies zu bemerken, wenn es mir nicht nachträglich gesagt worden wäre. Nach den Mitteilungen der Einheimischen ist



Tanz im Festzug der Tsujimädchen.

das System auch hier nicht so grausam wie in Japan, wo ja die Mädchen von ihren Eltern verkauft werden und dann wie Sklaven dem Unternehmer dienen müssen, ohne Hoffnung auf Freiheit. Die entsetzlichste Frucht trug ja dieses System bei dem großen Brand von Tokyo, als die Yoshiwaramädchen, um sie an der Flucht zu verhindern, von den Besitzern der Häuser eingeschlossen waren und zu Hunderten das Opfer des Flammenmeers wurden. Auch nach Tsuji werden die Mädchen verkauft, erhalten aber nach nicht allzulanger

Zeit ihre Freiheit wieder, die sie allerdings nur dazu benutzen, als selbständige Kurtisane weiterzuleben und selbst Mädchen zu kaufen. Sind sie beliebt, so werden sie, ohne ihr Quartier zu verlassen, Mattressen reicher Männer, was aber nicht etwa hindert, daß sie für Dinergesellschaften, die im betreffenden Haus stattfinden, servieren und tanzen. Von den japanischen Kaufleuten, die auf



Festzug der Tsujimädchen.

Geschäftsreisen die Insel besuchen, wird gesagt, daß sie in den Tsujihäusern wie im Hotel absteigen und dabei besser und billiger fahren als im richtigen Hotel.

Die Rolle, die dies Quartier in aller Öffentlichkeit im Volksleben spielt, geht daraus hervor, daß es sogar an den alten Ehegebräuchen beteiligt ist. Denn nach alter Sitte kehrt nach der Hochzeitsfeier die junge Frau wieder in ihr Elternhaus für einige Tage zurück, der Mann begibt sich so lange in das Tsujiquartier, wie man sagt, damit

sich die Frau von Anfang an die Eifersucht abgewöhne. SIMON hat wohl Recht, wenn er in dieser sonderbaren Sitte einen Rest aus uralter Zeit sieht, als noch Vielweiberei herrschte und die Frauen in ihrer Familie blieben und dort nur gelegentlich den Besuch ihres Mannes empfangen. Es gibt noch andere Gebräuche und Erzählungen, die auf solche Zustände hindeuten. So heißt es von der süd-



Tsujimädchen mit Steckenpferden im Festzug.

lichen Insel Yonakunishima, daß beim Nahen eines Schiffes die Frauen ihre Sandalen an den Strand stellen und den Seemann, der dann hineinschlüpfte, in das Haus der Besitzerin nehmen.

Noch in einem anderen Punkt zeigt sich die Popularität der Tsujiquartiere. Hier findet nämlich am 20. des chinesischen Januars das Hauptfest des Landes statt, von dem es heißt, daß sein Ausfallen den Zorn der Götter hervorriefe. Früher fand das Fest nachts statt, jetzt bei Tage. Es beginnt mit einem Gottesdienst vor einem



Alte Darstellung des Tanziehfestes in Nawa.

Phallustempel, der sich im Bezirk findet. Das Tsujiquartier ist in zwei Teile geteilt, deren jedes einen weiblichen Bürgermeister und Rat hat (einer der vielen Reste des Matriarchats die sich in Ryukyu finden). Von beiden Seiten bewegt sich dann ein Festzug von Tausenden von Mädchen, die Tänze vorführen, im Wettbewerb der beiden Züge. Die Mädchen tragen die altertümliche Kurtisanentracht mit großen Hüten und tragen vielfach Steckenpferde. Auch ein Shishi (Löwe) wird im Zuge mitgeführt. Leider habe ich dieses merkwürdige Fest nicht gesehen, aber ein paar Photographien, die ich erhielt, zeigen wenigstens seine Popularität.

Da gerade von Festen die Rede ist, so seien auch die beiden anderen Volksfeste erwähnt, die in alter Zeit regelmäßig stattfanden, jetzt aber im Verschwinden begriffen sind. (Ich berichte nach einheimischen Augenzeugen.) Das größte Landesfest war das große Tauziehen, das vor einigen Jahren wohl zum allerletztenmal stattfand. An diesem Wettbewerb beteiligte sich die ganze männliche Bevölkerung. Beim letzten Fest in Nawa zogen im ganzen 10000 Männer, einschließlich des Gouverneurs, am Tau. Das Tau ist aus Stroh geflochten und war das letztmal 200 m lang und $1\frac{1}{2}$ m dick. An dieser ungeheueren Wurst sind Seitentaue befestigt, an denen die Ziehenden anpacken, die nach einigen Minuten immer von frischen Kräften abgelöst werden. Beim letzten Fest begann das Ziehen um 11 Uhr nachts, und erst um 5 Uhr früh siegte endlich eine Seite. Vor Beginn des Wettkampfes findet ein großer Umzug statt, in dem jedes Stadtquartier durch einen Standartenträger vertreten war. Die Standarten waren oft 7 m hoch und trugen schwere Laternen an der Spitze, so daß die stärksten Männer nach 100 Schritt abgelöst werden mußten. Der Träger war von einer mit Knüppeln bewaffneten Leibgarde von 20 Mann umgeben und von 30 Trommlern und 50 Fackelträgern gefolgt. Durch die Freundlichkeit der alten Fürstenfamilie URAZOE ODOH war es mir möglich, ein in ihrem Besitz befindliches Gemälde zu sehen, das dieses Fest vor etwa 150 Jahren darstellt und von dem bekanntesten Maler des Landes SHINJIKU IZUMIKAWA gemalt ist. In Anbetracht der Größe und des Figurenreichtums des Bildes gibt die Photographie es nur unvollkommen wieder. Die gedrehte Schlange, die sich im Vordergrund quer über das Bild zieht, ist das Tau. Vor und hinter ihm bewegt sich die Prozession mit ihren Standarten und Riesenlaternen, den Trommlern mit den Handtrommeln (vorne) und auch eine Gruppe von Tsujimädchen. Auf zwei Balustraden sitzen als Zuschauer japanische Generäle in Ritterrüstung, im Hintergrund chinesische und japanische Gesandtschaften. Den Hintergrund bilden die Dächer von Nawa und der Hafen mit Dschunken.

Ein drittes jetzt verschwindendes Fest war das alte chinesische Drachenbootfest am 4. des fünften Monats, bei dem ein Bootsrennen zwischen den drei Städten stattfand, aus denen ursprünglich Nawa bestand. Ein Boot war schwarz und stellte Korea dar, das andere gelb für China und das dritte blau für Japan, so die drei Kulturquellen des Landes symbolisierend. Jedes Boot war mit 37 Ruderern bemannt, einem Steuermann und vier Glockenschlägern, die den „Schlag“ gaben. Ich fand aber kein altes Bild dieses Festes.

10. Kunst und Kunstgewerbe.

So wie die alten Volksfeste verschwinden, so sind wohl auch alle einheimischen Künste dem Untergang geweiht, und ein späterer Besucher wird vielleicht nur noch Japanisches vorfinden. Schon jetzt muß man sich Mühe geben, noch etwas von den alten Kunstübungen zu sehen, die allerdings auch größtenteils nicht einheimischen Ursprungs sind. Das Glück wollte es, daß während meines Aufenthalts einheimisches Theater gespielt wurde, das sich nicht lange mehr vor den Lichtspielen wird halten können. Das sieht man schon an dem Theatergebäude, das wohl die armseligste und gefährlichste Bude war, in der ich je einer Vorstellung beigewohnt habe. Ein wackliges und verfallenes Holzhaus mit einem Parterre und einer Galerie, wo man auf schmutzigen Matten am Boden hockt; die Besucher zum größten Teil aus Frauen und Kindern bestehend, letztere sich nicht scheuend, auch während des Spiels auf die Bühne zu klettern und sich die Sache von Nahem anzusehen; Bühnendekoration und Kostüme das ärmste vom armen und das Orchester aus einer Shamisen und Trommel bestehend. Trotzdem aber war die Aufführung keineswegs schmierenhaft, sondern zeigte deutlich den letzten Rest einer sicher einmal großen Kunst.

Natürlich findet man sowohl Anklänge an das chinesische wie an das japanische Theater, aber Stücke wie Spielweise sind doch recht verschieden. Es wurden hintereinander eine große Zahl von Stücken gegeben. Die Schauspieler — natürlich die weiblichen Rollen von Männern gespielt — sprechen nicht in dem gekünstelten Ton der japanischen Mimen und kennen auch nicht den schrillen Fistelgesang des chinesischen Künstlers. Außerdem fehlt auch die Begleitung durch den Sänger, der auf der japanischen Bühne den Chor darstellt. Es wird nach Opernart mit natürlicher Stimme gesungen, und zwar in einer Melodik, die viel mehr an unser Volkslied erinnert als an japanischen oder chinesischen Gesang. Sie schien mir allerdings auch stark an die Musik des javanischen Gamelang anzuklingen. Charakteristisch ist, daß in einem Dialog die Verszeile eine

bestimmte Melodie hat, die für jede Zeile immer und immer wieder wiederholt wird. Wie im japanischen Theater führte von Zeit zu Zeit einer oder mehrere der Spieler an Höhepunkten der Handlung einen pantomimischen Tanz auf, der zum Teil hervorragend gut war. Auch hier ist der Stil von dem japanischen verschieden; es fehlt das Übertriebene der großen Pose, die der japanische Schauspieler zu einer großen Kunst entwickelt hat. Dafür kommen die wunderbaren Arm- und Handbewegungen vor, die eine jede Vorführung der bescheidensten Straßentänzerin in Java zu einem Erlebnis machen. Gelegentlich fällt dann der Schauspieler in die langsame Gemessenheit des japanischen Nospieles, das wohl aus der gleichen uralten Quelle seinen Stil schöpfte.

Der Inhalt der Stücke dürfte meist einheimischen Legenden entnommen sein. So handelte eines von einem bösen Fürsten, der einen Beamten nach Yashima verbannt, weil er seine Frau für sich haben will. Der Verbannte wird nach rührendem Abschied in ein Boot gebracht und landet in der nächsten Szene mit den Häschern auf der Insel. Als er an Land geht, trifft er einen Greis, dem er seine Geschichte erzählt. Danach gibt dieser sich den Häschern zu erkennen, die entsetzt davonlaufen. Der Greis kehrt aber mit dem Beamten nach Okinawa zurück und begibt sich zum Fürsten, der entsetzt seinen eigenen Vater erkennt, der sich nach jener Insel zurückgezogen hatte. Bis dahin verlief das Stück wie eine Oper. Die nun folgende Anklagerede des Alten wird aber getanzt, und zwar wunderbar voll getanzt. Der Sohn bereut und gibt dem Beamten seine Frau wieder.

Ein anderes Stück war ein Gespensterstück. Ein junger Mann hatte eine Geliebte im Tsujiquartier. Eines Tages kam er dahinter, daß sie, die noch seine nächtlichen Besuche empfing, tatsächlich inzwischen gestorben war, daß er also ihr Gespenst geliebt hatte. Entsetzt geht er zum Priester und bittet um Hilfe. Der Priester verspricht ihm diese, während die jungen Priester sich fürchten, was in allerlei komischen Szenen ausgeführt wird, bei denen die Priester nicht sehr gut wegkommen. Der Priester geht dann mit dem jungen Mann zum Grab des Mädchens und exorziert. Plötzlich erscheint sie als Teufel mit einem großen Hammer und führt einen wunderbaren Gespenstertanz auf. Schließlich vertreibt sie der Priester durch Gebet.

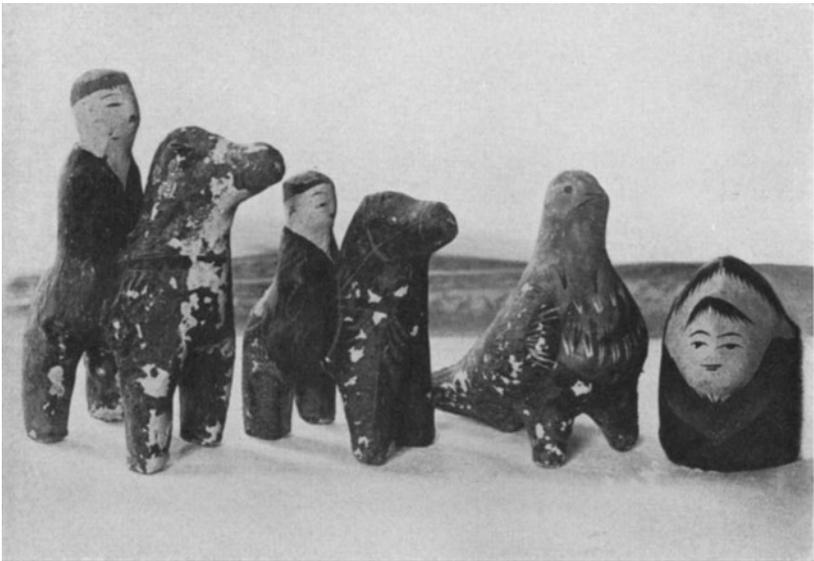
Wie gesagt, dürfte dieses Theater, dem seit dem Ende der einheimischen Königsfamilie ebenso wie allen bodenständigen Künsten der Rückhalt fehlt, zum Aussterben bestimmt sein. Nicht anders dürfte es den anderen darstellenden Künsten gehen, von denen mir noch der Kunsttanz begegnete, der hier an Stelle der Geishas in

Japan von den Mädchen des Tsujiviertels ausgeübt wird. (Das soll natürlich nicht heißen, daß andere Frauen nicht tanzen. Auch in Japan erlernen junge Mädchen der besten Kreise den japanischen Kunstdanz, und wer wie ich Gelegenheit hatte, solchen Tanzauführungen beizuwohnen, weiß, daß hier die Berufstänzerin an Grazie und Charme bei Ausführung der sehr schwierigen pantomimischen Tänze noch übertroffen wird.) Viele der Tänze, die man in Nawa sieht, sind schon mehr oder minder japanisch und wohl auch von japanischen Geishas gelernt. Aber es kommen auch noch einheimische Tänze vor, die genau wie auf dem Theater einen deutlich malaiischen Einschlag haben, andererseits wieder von der immer sich wiederholenden Zeile einer nicht häßlichen Melodie nach Mongolenart begleitet werden. Als besonders merkwürdig fiel mir ein Tanz mit Kastagnetten auf, zwei gewölbten Bambusstückchen, die an Daumen und Hand befestigt gegeneinander geklappt werden. Solche Kastagnetten sollen im 16. Jahrhundert auch bei japanischen Hoftänzen benutzt worden sein, sind aber seitdem verschwunden. Wie in so Vielem hat auch hier Ryukyu die alte Sitte bewahrt.

Auch vom einheimischen Kunsthandwerk läßt sich mit gutem Gewissen sagen, daß es auf dem Aussterbeetat steht. Man kann das Land durchwandern, ohne überhaupt etwas von seiner Existenz zu bemerken, mit Ausnahme der Weberei der einheimischen Kasuri genannten Kleiderstoffe. Diese meist baumwollenen (auf Oshima auch seidenen) Stoffe sind einmal durch so sorgfältige Webart ausgezeichnet, daß sie als fast unzerstörbar gelten. In allen Städten und Dörfern trifft man auf die mehr oder weniger kleinen Werkstätten, die dies Material herstellen. Oft arbeiten hier die Frauen und jungen Mädchen mit den primitivsten Handwebestühlen; manchmal trifft man aber auch einfache mechanische Stühle mit Fußantrieb, diese dann schon zu kleinen Fabrikbetrieben vereinigt. Außer durch die Webart ist der Kasuri noch durch die Färbung mit vegetabilischen Farben ausgezeichnet, und zwar stets blau und gelb bis braun. Die blaue Farbe ist ein Indigo, der nicht von der indischen Indigopflanze, sondern einer Wolfsmilchart stammt. Das Braun entstammt der Wurzel eines überall im Gebirge heimischen immergrünen Baumes. Merkwürdigerweise wird das gefärbte Garn zum Beizen in den Schlamm der Reisfelder eingegraben, und die entstandene Farbe richtet sich nach der Zeit, die das Garn hier verbringt. Es ist begreiflich, daß die so gefertigten Gewebe recht teuer sind, was sie aber durch ihre Dauerhaftigkeit wieder gutmachen.

Wie gesagt, wird noch viel Kasuri getragen, und es wird wohl noch eine Zeitlang dauern, bis die billigen japanischen Baumwollfabrikate das einheimische Produkt verdrängt haben. Nahezu voll-

ständig ist ihnen dies aber bereits bei dem interessantesten Webereiprodukt gelungen, dem sogenannten Blumentuch (japanisch mit einem unbekanntem Fremdwort Sarasa genannt, auf Ryukyu Katatsuki, Gemustertes, geheißen, chinesisches In Ka Fu gedrucktes Blumentuch). In alter Zeit war dies Blumentuch die allgemeine Kleidung der Bevölkerung, und zwar trugen vornehme Leute große Blumenmuster und das niedere Volk kleine Muster. Viele der gelbseidenen, oder auch baumwollenen oder Bananentuchgewänder, die ich sah, waren sehr schön und wirkten recht prunkvoll. Noch schöner finde ich allerdings die kleinen Muster der einfachen Kleider,



Knabenfestfiguren in Nawa.

die oft von außerordentlicher Zartheit sind. Große und kleine Sarasamuster erinnern außerordentlich an Javabatik, und tatsächlich ist die Sarasafärberei auch eine Abart des Batikens. Das zum Abdecken des Musters beim Batiken verwandte Wachs wird hier ersetzt durch eine dick aufgetragene weiße Paste von Klebreisstärke, Kalk und Reisschalen. Das Muster wird immer mit Papierschablonen, die den bekannten japanischen Schablonen ähneln, aufgetragen, und manche ganz große Muster werden mit freier Hand gemalt. Die Farbe des Grundes wird wie beim Batiken nach Abdecken des Musters durchgefärbt. Die Muster aber werden, wenn sie mehrfarbig sind, nach Abdeckung des Grundes mit dem Pinsel aufgetragen.

Wie gesagt, ist diese mühsame Handarbeit im Verschwinden begriffen. In Shuri gibt es nur noch eine kleine Werkstatt, in der ein alter Mann ganz allein arbeitet und auf das freundlichste die Technik und seine Schablonen demonstrierte. Er macht aber nur recht unschöne Muster und arbeitet nur auf Bestellung, hauptsächlich Einschlagetücher. In Nawa gibt es noch zwei oder drei Werk-



Alte Lackarbeiten von Okinawa.

stätten, deren Produkte noch häßlicher sind. Hier konnte ich aber alte Färbereimuster erwerben, die wohl bald das einzige sein werden, was von der Kunstgattung noch übrig ist.

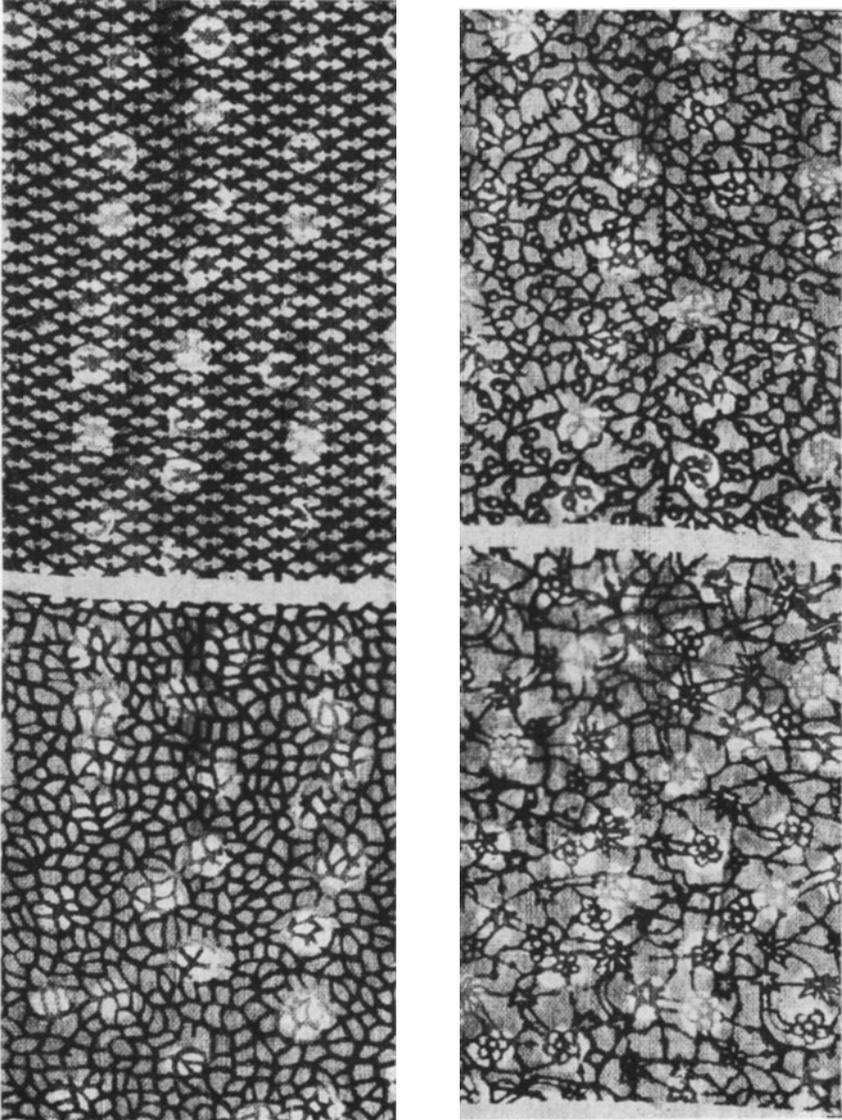
Ganz traurig ist die Entwicklung, die die einst sehr bedeutende keramische Kunst genommen hat. Den Sammlern östlicher Keramik ist es wahrscheinlich kaum bekannt, daß es auf Ryukyu eine blühende Töpferkunst gab, die im 17. und 18. Jahrhundert einen

außerordentlichen Hochstand erreichte. In alter Zeit dürfte das Land wohl von China aus mit glasierter Töpferei versorgt worden sein, vor allem mit Seladonware, die sich auch jetzt noch gelegentlich findet. Die einheimische Töpferei beschränkte sich aber auf



Alte Lackarbeiten von Okinawa.

rohe unglasierte Stücke, die keinerlei künstlerisches Interesse bieten. Die höhere Töpferkunst kam erst Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts auf die Inseln und zwar auf dem gleichen Wege, auf dem sie nach Japan kam. SHIMAZU, Fürst von Satsuma, der im Gefolge des HIDEYOSHI an dem berühmten Feldzug nach Korea teilnahm, brachte von dort Töpfermeister mit, die er in Satsuma und Umgebung ansiedelte und die die Begründer der japanischen



Kleinmusterige Sarastoffe, etwa 1800.



Sarasamuster um 1850.

Töpferei wurden. Solche Koreaner kamen auch nach Ryukyu und lehrten hier die Kunst, die unter königlichem Schutz und der Kontrolle eines besonderen Amtes gedieh. Bis zur Regierung des Königs SHOTEI (1669) rechnet man diese erste Periode der Töpferkunst, die in jeder Beziehung koreanisch erscheint. Mitte des 17. Jahrhunderts wurde ein Japaner HIRATA NORIMICHI nach China geschickt und brachte von dort neue Glasurmethode mit. Später (dritte Periode seit 1700) bestand ein reger Austausch mit Satsuma, so daß sich nun Stile und Methoden Chinas, Koreas und Satsumas mischten. Aus dieser letzten Periode stammen hauptsächlich Gefäße mit bunten Bemalungen nach Art unseres Bauerngeschirrs, während die älteren Perioden prachtvolle einfarbige Glasuren lieferten, die mit alten koreanischen Stücken, ja sogar mit Sungkeramik an Schönheit wetteiferten. Heute ist dies aber alles verschwunden. Die massenhaft hergestellten modernen keramischen Erzeugnisse sind in Form und Farbe vollendet häßlich und suchen durch auffallende Manieriertheiten darüber wegzutäuschen, daß die Töpferkunst tot ist und nur eine kitschige Andenkenindustrie für den japanischen Markt noch lebt.

Eine weitere Kunst, die als Industrie noch blühend, als Kunst aber verloren ist, ist die Herstellung von Lackarbeiten, für die Ryukyu seit alters her berühmt ist. Natürlich sind die Insulaner hierin genau wie die Japaner nur Schüler der Chinesen. Aber ihr Lack gilt als besonders haltbar und hat auch diesen Ruf beibehalten. Der Grund dafür soll sein, daß als Grundlage der Lackschichten ein Gemisch von Kalk und Schweineblut, dient, dessen chemische Wirkung festzustellen recht interessant wäre. In alter Zeit waren besonders berühmt große Stücke, wie Truhen, Tische aus Schwarzlack mit Perlmuttereinlagen in uraltem chinesischem Stil, den der Kunsthistoriker nach den Prunkstücken des Schatzhauses Shosoin in Nara schon aus der Tangzeit (etwa 8. Jahrhundert) kennt. Auch wer wie ich kein besonderer Freund gerade dieser Technik ist, muß die wunderbare Handarbeit und den Geschmack der Dekoration chinesischen Stils bewundern, den alte Stücke aus fürstlichem Besitz (17. Jahrhundert) zeigen, wie sie nebenstehend abgebildet sind. Auch heute werden noch Arbeiten in dieser Technik ausgeführt, aber sie sind schlecht gearbeitet und stilistisch schlecht, gehören direkt in das Gebiet des neuen japanischen Kitsches. Das trifft auch für die überwältigende Mehrzahl der jetzt hauptsächlich gefertigten und für den japanischen Markt bestimmten Rotlackarbeiten zu, die häufig mit aufgelegten Schnittlackmustern verziert sind. Sie sind billig im Preis und ebenso im Geschmack. Dieser Vorwurf trifft leider auch die Produkte der staatlichen Industrieschule,

deren für einheimische Kunst lebhaft interessierter Direktor wohl kaum imstande sein wird, die durch ganz Japan gehende Welle des Verfalls der alten Stilsicherheit einzudämmen.

Endlich sei noch eine Kunstübung erwähnt, auf deren Existenz ich ganz zufällig stieß. Wie in Japan so wird auch auf Okinawa am 5. Mai das Knabenfest gefeiert, an dem in jedem japanischen Haus, in dem es Knaben gibt, Puppen aufgestellt werden, die die ritterlichen Tugenden verherrlichen, vor allem Ritter in Rüstung, Pferde und altertümliche Waffen. Früher waren wohl auch in Japan diese Stücke mehr oder minder einfach, genau wie die entsprechenden Puppen des Mädchenfestes. Heute aber sind die Puppen, auch die einfachsten, entzückende kleine Kunstwerke, die noch das ganze Können des japanischen Handwerkers zeigen (der Grund, weshalb gerade hier wie auch bei den Puppen des Mädchenfestes, der Verfall noch nicht eingesetzt hat, ist klar; das Mädchenfest mit der Verherrlichung des Kaiserhauses — zu oberst sitzen die Figuren des Kaiserpaares — und das Knabenfest mit der Verherrlichung der Rittertugenden und des Kriegergeistes werden im alten Stil nicht nur erhalten, sondern aus nationalen Gründen gefördert). Ein Gang durch die Puppenläden des Nihonbashiviertels in Tokyo oder gar eine Einladung in ein Haus, das zum Fest Schätze alter und neuer Puppen aufstellt, gehören zu den erlesensten ästhetischen Genüssen, die Japan immer noch bietet.

In Okinawa nun gibt es nur Papierpuppen, die zum Fest angefertigt und verschenkt, dann aber weggeworfen werden. Die einfacheren wie die abgebildeten sind ganz einfache, bunt bemalte Dinger. Ich habe aber auch große Stücke gesehen, Ritter zu Pferde, Wagen von Drachen gezogen, die, obwohl nur aus Papier, in vielen geleimten Schichten geklebt, wahre Kunstwerke waren. Auch diese Kunst dürfte aus China kommen, wo Papierpuppen in Lebensgröße bekanntlich bei Begräbnissen eine große Rolle spielen. Sie ist aber ebenfalls im Verschwinden begriffen, da es immer mehr Mode wird, importierte japanische Puppen zu benutzen.

11. Kultstätten und Religion.

Dem Kenner Japans, der durch Okinawa wandert, fällt wohl nichts mehr auf, als das fast vollständige Fehlen von Tempeln. Gibt es doch in Japan kein Dorf, das nicht einen oder mehrere Tempel birgt, oft Juwelle der Architektur, meist in herrlichen Hainen gelegen und stets von frommen Pilgern besucht; gar nicht zu reden von den Hunderten von Tempeln der alten Kaiserstadt Kyoto oder der noch älteren Yamatoebene bei Nara oder den zahllosen kleinen und

kleinsten Schreinen, die sich in dichtbesiedelten Gegenden alle paar hundert Schritte finden. Auf Ryukyu aber sieht man, wenn man nicht eigens auf die Suche geht, weit und breit keinen Tempel, und auf einer Fahrt durch das Land blickt nirgends hinter uralten Bäumen das mächtige ehrwürdige Dach des buddhistischen oder shintoistischen Heiligtums hervor. Das kommt daher, daß sich in diesen konservativen Eilanden trotz des Einflusses von China und Japan und trotz des Interesses der Königsfamilie der Buddhismus nicht eingebürgert hat, sondern die uralte Naturreligion in der alten



Vorhof des Zogenjitempels mit Steintor in Nawa.

Form, die sie wohl auch in Japan vor Entwicklung des Shintoismus hatte, erhielt. Die wenigen buddhistischen Tempel, die es gibt — von den ebenfalls wenigen, neuerdings von den japanischen Sekten errichteten, abgesehen — sind Privattempel der Königsfamilie der SHO und spielen sichtlich im Volk gar keine Rolle.

Zwei davon verdienen allerdings einen Besuch. Der eine, Zogenji, liegt vor den Toren von Nawa und bietet ein recht liebliches Bild dar. Der alte Eingang besteht aus einer ungeheueren Steinmauer mit altertümlichen Torbogen, die vielleicht ursprünglich einem Schloß angehörten. Der Tempel selbst, in chinesischem Stil gehalten, liegt versteckt zwischen Palmen, immergrünen Eichen, Fikus und blühenden Hibiskus und ist verschlossen. Nur eine besondere Erlaubnis der SHO-Familie, der der Tempel gehört, öffnet die Pforte; in unserem Falle nutzte allerdings auch dies nichts,

da der alte Wächter (der einzige unfreundliche Mann, der uns auf der Insel begegnete), erklärte, wir hätten uns ihm nicht lange genug im voraus angemeldet. Es sollen ein paar Kunstwerke im Tempel stehen.

Eine wesentlich größere und besser erhaltene Anlage zeigt der Familientempel der SHO in Shuri, Enkakuji genannt. Im 15. Jahrhundert errichtet, hat er den Charakter einer noch viel älteren Periode Japans. Die Haupthalle, vor der eine alte Glocke steht, ist von edler Architektur und birgt im Innern ein nicht bedeutendes Buddhabild, hinter dem, wohl einzig in seiner Art, ein riesengroßes



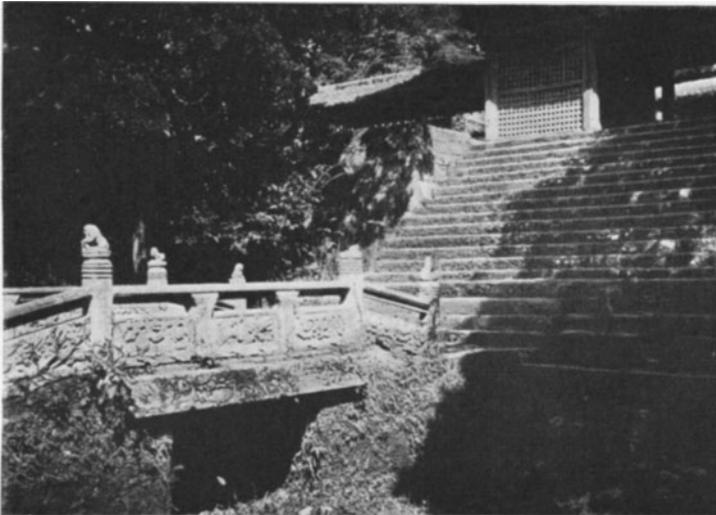
Der Tempel Zogenji bei Nawa.

chinesisches Gemälde auf Holz aufgestellt ist mit zahlreichen Heiligenfiguren nicht sehr bedeutender Malerei. Die Hauptschönheit dieses Tempels, der auch nur wenige Gläubige anlockt, ist ein von riesigen Bäumen umrahmter grüner Teich zwischen den beiden großen Toren, über den eine prächtig verzierte Marmorbrücke mit sehr guter chinesischer Skulptur führt.

So wenig wie der Buddhismus haben es die anderen chinesischen Religionsformen zu einem nennenswerten Erfolg gebracht. Es gibt ein paar Konfuziustempel in Shuri und Nawa, erstere hübsch innerhalb des Gartens der Familie URAZOE ODON gelegen. Es findet dort auch einmal im Jahr ein Fest statt, sonst ist er aber tot und verschlossen. Auch ein taoistischer Tempel primitivster chinesischer Struktur findet sich in Nawa, ebenfalls vom Volk kaum beachtet. Er birgt aber die einzigen größeren alten Kunstwerke auf der Insel,

ein paar sehr gute chinesische Holzkulpturen aus der Ming-Zeit. Erwähnt man noch eine verschlossene christliche Kapelle in Shuri — die Missionare, die hier im vorigen Jahrhundert arbeiteten, haben längst das hoffnungslose Feld verlassen — und einige von den Japanern neuerdings errichtete Shintotempel, für die sich die Einheimischen sichtlich wenig interessieren, so ist wohl alles Wichtige über die neueren Religionen und ihre Mißerfolge in Ryukyu gesagt.

Viel interessanter aber ist der Rest der alten Naturreligion, der hier noch das Feld behauptet. SIMON schreibt darüber: „Wie die Sprache der Ryu Kyu-Inseln in engem Zusammenhang mit der ja-

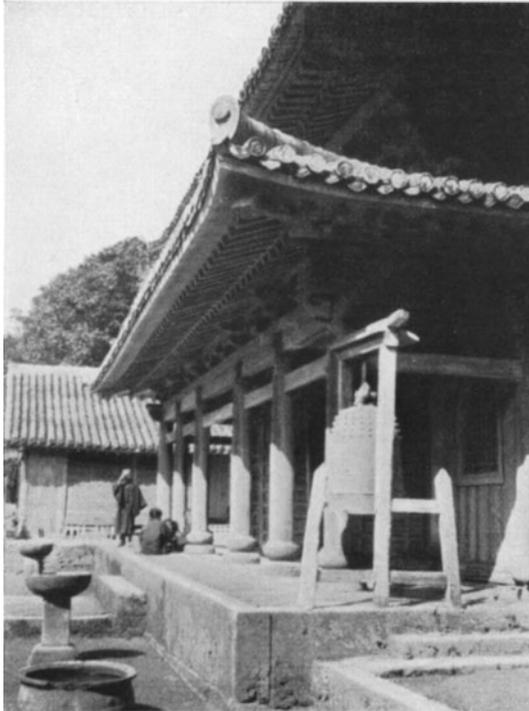


Vorhof des Enkakujitempels in Shuri mit alter Marmorarbeit.

panischen steht, so sind auch die religiösen Ideen beider Völker nahe verwandt. Hier wie dort finden wir in der Urzeit einen Animismus, welcher die den Menschen umgebende Natur beseelt und leblosen Dingen seine Verehrung zollt, jene Anschauungen, die auch in ganz ähnlicher Weise in China die ältesten Stufen der Religion dargestellt haben. Während wir jedoch in Japan im Laufe der Jahrhunderte eine wenn auch nicht sehr bedeutende Entwicklung dieser Ideen zum System des Shinto verfolgen können, sind die Bewohner des Ryukyu-Archipels in ihrem religiösen Denken bis auf die Neuzeit auf der Urstufe stehen geblieben, weil sie noch weniger als die Japaner zur Beschäftigung mit abstrakten Begriffen hinneigen und eine nur geringe Gestaltungs- und Einbildungskraft haben, ein Mangel, der auch die Ausbreitung des Buddhismus und in neuester

Zeit des Christentums sehr erschwert hat.“ Während CHAMBERLAIN über diese Urreligion nichts weiter mitteilte, gibt SIMON eine genaue Darstellung nach einheimischen Quellen, scheint aber selbst nicht viel davon gesehen zu haben. In dieser Beziehung war ich glücklicher, und die folgenden Photographien sind wohl die ersten ihrer Art.

Gegenstand der Anbetung sind die großen Naturobjekte, Berg-



Enkakujitempel in Schuri.

gipfel, das Meer, das Feuer. Alle diese werden als Götter, Kami im Japanischen, bezeichnet, aber es geht sichtlich die uralte Vorstellung, daß die betreffenden Dinge selbst die Götter sind und die, daß sie der Sitz der Götter sind, noch in den Köpfen durcheinander. Auch habe ich den Eindruck, daß Berg-, Hain-, Meer- und Feuergötter mehr oder minder in einen Topf geworfen werden und schlechthin Götter sind. Für ihre Verehrung fand ich drei verschiedene Arten von heiligen Plätzen.

Als große nationale Heiligtümer, deren es drei geben soll, dienen Kultstätten des Meeresherrn, die wohl den ursprünglichsten Cha-

rakter zeigen. Es handelt sich um natürliche Höhlen, in denen wohl ursprünglich sich nichts befand, als die später zu nennenden Shintai. Das wichtigste dieser Heiligtümer liegt nördlich von Nawa bei einem kleinen Ort Futemma. Von Shuri herüber führt eine alte, mit Kiefern gesäumte Landstraße, die den auf ihr Pilgernden schon die nötige weihevollte Stimmung verleihen mag. An einer Wegkreuzung erhebt sich ein Hügel, der fast vollständig von einer Tropfsteingrotte unterhöhlt ist, die sich nach der Front breit öffnet und durch einen engen Gang einen zweiten Ausgang zum Rücken des Hügels schickt, der mit alten Fikusbäumen bewachsen ist. Von der ursprünglichen Form des Heiligtums ist aber nichts mehr erhalten, da sich der



Konfuziustempel in Nawa.

japanische Shintoismus sichtlich seiner bemächtigt hat. Schon der Zugang ist mit shintoistischen Torii geschmückt und im Innern der Grotte hat man ein kleines hölzernes Shintotempelchen aufgebaut, vor dem zwei steinerne und zwei wunderschöne alte blau glasierte Löwen Wache halten. Zu diesem Heiligtum wallfahrten alle Insulaner vor Antritt einer Reise. Es spielt also auf Okinawa die gleiche Rolle, wie der Kompiratempel auf der der japanischen Inlandsee vorgelagerten Insel Shikoku, zu dem heute noch die Japaner vor einer Reise wallfahrten. Und zwar ist dies nicht etwa auf das niedere Volk beschränkt; traf ich doch selbst in dortiger Gegend einen höchst modernen und westernisierten Kollegen, der gerade mit seiner Mutter vom Kompiratempel kam, wo er für die glückliche Heimkehr von Europa gedankt hatte.

Eine zweite Kultstätte der gleichen Art fand ich in dem malerischen Fischerstädtchen Itoman an der Südspitze der Insel. Der Ort verdient an und für sich einen Besuch wegen der schönen Blicke über die Küste, die man von hochgelegenen Plätzen genießt, wegen der malerischen Ruinen eines alten Fürstenschlosses auf einem Hügel zwischen Fichten und Zykadeen gelegen; und schließlich auch wegen seiner Bewohner. Denn diese gelten als die kühnsten Fischer des Landes, die auch vielfach als Seeleute in fremden Diensten fahren. Sie benutzen ein ganz merkwürdiges Kanu, das, von oben gesehen, die Form eines Fisches hat, in der Mitte gebuchtet, dann tief ein-



Oganjo (Betstelle) an einer Straße in Schuri.

gebuchtet und sich wieder verbreiternd. Es wird mit einem kurzen Paddel gerudert, das durch ein primitives Hilfssegel unterstützt wird. Mit diesem eleganten, aber gebrechlichen Fahrzeug sollen die Itomaner bis zur chinesischen Küste fahren. Außerdem stehen diese Leute im Rufe, europäisches Blut in sich zu haben, von einem gestrandeten portugiesischen Schiff herrührend, dessen Mannschaft sich hier angesiedelt habe. Man sieht tatsächlich besonders unter den alten Frauen Typen mit schmaler Nase, die nicht recht ins Land passen, und man neigt dazu, der Tradition eines so konservativen Völkchens Wert beizulegen. Das ist aber auch alles, was man mit gutem Gewissen sagen kann. Hier in Itoman nun findet sich in einem Felsen nahe dem Strand auch eine Art natürlicher Höhle, die als großes Heiligtum gilt, wohl der Meeres- und Berggötter.

Eine Anzahl Frauen, die dort kniend ihre Andacht verrichteten, taten es, indem sie die gefalteten Hände nach Art des Bettlers auf der Bühne hilflehend vorstreckten und zurückzogen und dies nach allen Richtungen, auch nach dem Berg zu, ausführten, also wohl alle Kami, die ringsum residieren, anriefen.

Mit dieser Felsgrotte ist übrigens eine Legende verbunden, die sichtlich neueren Datums ist und deren Beziehung zu der Kultstätte schwer zu verstehen ist. „Ein Itomaner Fischer schuldete einem Satsumakaufmann eine Summe Geldes, konnte aber nicht zahlen. Da wurde der Japaner wütend und ging mit dem Schwert auf den Schuldner los. Der aber blieb ruhig und ermahnte den Jäh-



Oganjo (Betstelle) auf der Burg von Schuri.

zornigen, nicht in dem ersten Zorn zu handeln, sondern abzuwarten. Der Satsumaner fuhr dann nach Japan zurück. Als er in sein Haus kam, fand er einen Mann im Zimmer seiner Frau. Sofort zog er das Schwert, um ihn zu erschlagen, da fielen ihm die Worte des Itomaners ein und er zögerte. Da sah er, daß der vermeintliche Mann seine Mutter war, die sich in Männerkleidung verkleidet hatte. Nach Jahr und Tag aber kam der Itomaner und brachte die Schuldsumme. Der Japaner aber verweigerte jetzt in Dankbarkeit für die erhaltene Lehre die Annahme. So kehrte der Itomaner heim und vergrub das Geld in jener Felsgrotte, d. h. er opferte es den Göttern.“

Der zweite Typus von Kultstätten sind die zahllosen Betstellen, japanisch Oganjo genannt, die über das ganze Land verstreut sind.

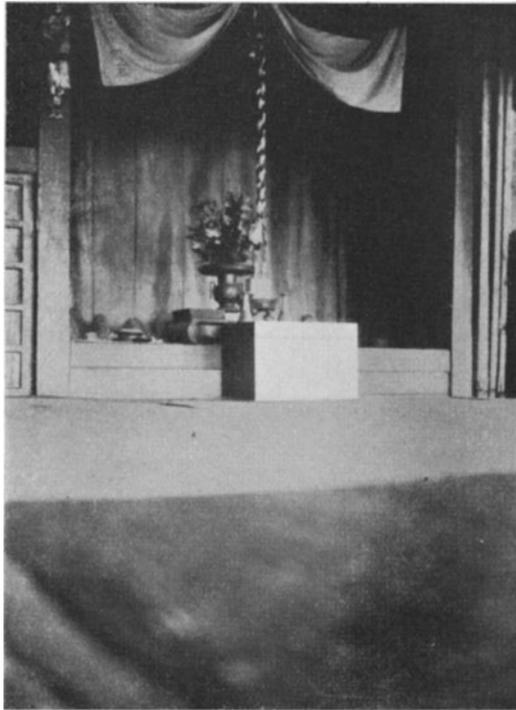
Viele von ihnen finden sich auf Hügeln oder Berggipfeln, und die Umgebung ist als heiliger Hain geschützt. Ich habe von Einheimischen die ketzerische Idee gehört, daß diese Stellen nicht nur auf die Auffassung der Göttlichkeit des Berggipfels bzw. des Göttersitzes zurückgehen, sondern daß man absichtlich diesen Glauben benutzt habe, um so die Wälder vor der sonst sicheren Ausrottung zu schützen. Die Plätze, die ich besuchte, bestanden in einer einfachen Lichtung, die an einer Stelle einen Stein oder nur ein steinernes Räucherkästchen enthielt. Viel häufiger noch sind die Oganjos, die sich überall am Wege, auf der Landstraße wie in den Städten, finden. An irgendeiner geeigneten Stelle, also etwa einer Mauer-



Die Bucht von Nago, im Vordergrund Reisfelder.

nische, einem unbenutzten Torbogen ist ein Räucherbecken aufgestellt und dahinter die drei heiligen Steine, von denen wir gleich hören werden. Manchmal ist auch ein Strohseil darüber gespannt. Es ist übrigens sehr merkwürdig, wie gute Nachbarschaft diese urtümlichen Gebetstellen mit taoistischem Aberglauben halten. Denn wo zwei Wege T-förmig aufeinander treffen, ist gegenüber dem Eintritt des Seitenwegs ein Stein mit chinesischer Inschrift aufgestellt oder in die Mauer eingelassen, der es verhindern soll, daß das Fluidum der auf dem Querwege Kommenden gegen die Mauer ausstrahlt und diese beschädigt. So kann es denn vorkommen, daß an der Mauer eines buddhistischen Tempels ein Oganjo des Feuergottes sich findet und daneben der taoistische Schutzstein.

Die dritte und hauptsächlichste Form des uralten Kults des Feuer- und Meergottes, wohl auch die Berggötter, Erdgötter und Metallgötter mit einbegriffen, ist die festliche Verehrung dieser Götter durch Vermittlung von Noro genannten Priesterinnen. (In alter Zeit waren es königliche Prinzessinnen.) Solcher Kultstellen soll es noch über 40 geben, deren eine im Norden in Nago, von alters her die berühmteste, ich besuchen konnte. Auf einem hohen steilen



Altarnische der Noro, im Hintergrund die heiligen Steine.

Hügel über der Stadt, von dem man einen herrlichen Blick über die Bucht von Nago, den sie überragenden steilen Rücken des Katsudake und die schachbrettartigen Flächen der Reisfelder genießt, steht Wohnhaus und Tempel zugleich der Noro. Einige hundert Schritt höher findet sich auf dem Gipfel inmitten eines Haines ein freier Grasplatz von ziemlicher Größe, in dessen Hintergrund sich unter einem uralten Eichbaum eine Hütte erhebt, richtiger ein von vier unbehauenen knorrigen Stämmen getragenes Strohdach, unter dem die Noro beim großen Fest des Seegottes sitzt.

Als wir beim Aufstieg auf den steilen Nagodake am Haus der Noro vorüberkamen, war es geschlossen. Aber auf dem Rückwege hatten wir Glück und konnten der urzeitlichen Feuerpriesterin unseren Besuch abstatten. Die phantastischen Vorstellungen mit denen wir dem Erscheinen der Priesterin entgegensahen, wurden aber enttäuscht, als wir eine freundliche alte Frau mit sympathischem, gutmütigem Gesicht antrafen, die gerade vor ihrer primitiven Feuerstelle



Der Ahnenaltar der Noro.

in der Wohnküche hockte und sich die Haare machte. Sie empfing den seltenen Besuch mit der Freundlichkeit und Würde, die alle Insulaner auszeichnet, gab auf alle Fragen des einheimischen Lehrers, der dolmetschte, bereitwilligst Auskunft und ließ uns alles genau besichtigen. Das Haus ist ein gewöhnliches, altmodisches und äußerst primitives Ryukyuhaus, mehr eine Hütte mit vorspringendem säulengestützten Dach und in der ganzen Vorderfront und auf der Seite offen, wie wenn es auf einer Bühne stände. Durch Schiebetüren ist es in zwei Teile geteilt, den kleineren linken, der als höchst

primitive und alles eher als reinliche Wohnküche dient, und einen größeren Raum, der gleichzeitig Empfangszimmer und Tempel ist. Genau wie jedes andere Ryukyuzimmer zeigt dieser mit rohem Bretterboden und billigen Binsenmatten belegte Raum im Hintergrund links die Nische des Ahnenaltars und rechts die Tokonoma. Während der Ahnenaltar, also der Familienaltar der Noro selbst, genau so eingerichtet ist, wie in jedem bescheidenen Haus, stellt die Tokonoma den eigentlichen heiligen Platz dar. Ihr Boden ist mit gebleichten Korallenstücken bestreut, und darin stecken die sechs spitzen Steine, die die immer wiederkehrenden Symbole dieses



Die Noro von Nago mit der Magatamakette.

Naturkults sind und sich ja auch in den Oganjos finden. Es handelt sich um vielleicht 15—20 cm lange Steine, die die Form eines urzeitlichen Steinmeißels haben, länglich und stumpf zugespitzt. Diese Steine kommen immer in der Zahl 3, 6 oder 9 vor; was ihre Bedeutung ist, ist sehr schwer zu sagen. Die Dreizahl könnte auf ein Symbol des Berges deuten, da der Berg im Osten immer mit drei Gipfeln dargestellt wird, wie z. B. das chinesische Schriftzeichen für Berg zeigt. Man könnte auch an die züngelnden Flammen des Feuergottes denken, der ja der Gott des züngelnden Herdfeuers ist. Und endlich könnte man auch an ein Phallussymbol denken. Davon später.

Diese Steine und das davorstehende Räuchergefäß stellen sicher allein das ursprüngliche Inventar dar. Dazu kommen allerlei Opfer-

gaben von Vegetabilien, die davor aufgestellt sind. Alles übrige, so der Geldkasten im Vordergrund, das japanische Flaggentuch oben und der Strick zum Anschlagen der Glocke sind japanisch-shintoistische Zutaten, Konzessionen an die Gegenwart, die wohl allmählich ein völliges Aufgehen im Shintokult herbeiführen werden.

In Anbetracht der großen Urtümlichkeit aller Dinge in Ryukyu wirft diese Anordnung vielleicht ein Licht auf die so ganz unverständliche Einrichtung der Tokonoma im japanischen Haus. Denn



Phallusstein in Tokyo (Ueno).

ihre jetzige Bedeutung als Schmuckplatz für das Hängebild, eine Blumenvase und ein Räuchergefäß, kann nicht die ursprüngliche sein, und die gelegentlich geäußerte Idee, daß hier der ursprüngliche Schlafplatz gewesen sei, klingt höchst unwahrscheinlich. Die Wichtigkeit dieses Ortes, sein besonderer Schmuck, das Aufstellen eines Räuchergefäßes und die beliebte Verwendung unbehauener Baumstämme als Tokonomapfosten deuten schon auf einen religiösen Ursprung hin. Hier bei der Noro finden wir vielleicht die Erklärung, den Zustand, der aus Urzeiten bewahrt ist, wo in jedem Hause sich das Oganjo der Götter, der Kami, befand und daneben der Ahnenaltar.

Über ihren Kult erzählte die Noro folgendes: Er besteht in der Hauptsache aus dem Begehen einiger großer Feste, während ein regelmäßiger Gottesdienst oder ein Beten im „Tempel“ nicht stattzufinden scheint. Das Hauptfest, das aber auch schon im Verfall ist, findet im siebenten Monat statt. An dem Tage kommt die Bevölkerung herauf auf den Hügel und geleitet die Noro — die früher noch zwei Hilfspriesterinnen hatte und in alter Zeit ritt — in einer Tragsänfte zu dem geschilderten Versammlungsplatz auf der Bergspitze, wo die Priesterin unter der Hütte thront. Die Gläubigen legen ein Strohseil in Schiffsform und führen dann eine Art Pantomime auf, die das rudernde Schiff darstellt. Dann zieht die ganze Prozession in das Dorf hinab und zum Meeresstrand, wo dem Meeresgott geopfert wird. Darauf begibt sich die Prozession zum Bürgermeister und feiert ein Fest (SIMON gibt in seinem Buch eine Übersetzung einer japanischen Schilderung, die noch manche Einzelheiten enthält, die es vielleicht heutigentags nicht mehr gibt oder aber, die die Noro zu erzählen vergaß).

Da es hieß, daß bei diesem Fest die Noro in großem Festschmuck erscheint, so ließ ich sie fragen, ob sie uns nicht ihre Prunkgewänder zeigen wolle (sie war mit einem sehr bescheidenen blauen Kimono bekleidet). Nach einigem Zieren erklärte sie sich bereit, frisierete sich zunächst sorgfältig, begab sich dann vor die Tokonoma, betete und öffnete dann feierlich die Kiste, die vor dem Ahnenaltar stand. Meine Erwartung war hoch gespannt, sank aber auf den Nullpunkt, als die Herrlichkeiten zum Vorschein kamen. Es waren tatsächlich nicht viel mehr als Fetzen. Ein nicht zu reinliches weißes Untergewand und ein blaues Obergewand, beide aus dünner schlechter Seide und stark abgetragen; dazu eine braune Kopfbinde, und das war alles. Dann aber wurde noch ein besonderes Kästchen geöffnet und die Hauptkostbarkeit, die Halskette, herausgenommen. Sie ist zwar nicht kostbar, aber von größtem archäologischen Interesse als ein noch benutztes Relikt aus der Urzeit des japanischen Volkes. Aus der japanischen Vorzeit sind uns kommaförmig geschnittene Steine erhalten, Magatama genannt, von denen feststeht, daß sie als Glieder von Halsketten aus Stein zum Schmuck hoher Herren dienten¹⁾. Ihre ursprüngliche religiöse Bedeutung geht daraus hervor, daß die Insignien des japanischen Kaisers aus Schwert, Spiegel und Magatama²⁾ bestehen, wie auch die uralten koreanischen Königskronen über und über mit Magatama behangen

¹⁾ Siehe später Korea.

²⁾ In der europäischen Literatur meist nicht verständlich mit Juwel oder Edelstein übersetzt.

waren. Der Schmuck der Noro aber besteht aus einer rohen Kette von Steinperlen, auf der drei Magatama aufgereiht sind. Im gleichen Kasten befanden sich übrigens auch zwei Spiegel. Die gute alte Frau war nicht wenig stolz auf diese Kette, die sie bei einer photographischen Aufnahme auch in den Vordergrund stellte. Zu der Aufnahme konnte sie allerdings nur schwer bewegt werden. Der Hauptgrund ihres Zögerns war ein sehr naiver: ihre jüngere Tochter besucht eine höhere Schule in Tokyo, und da wir von Tokyo kamen, fürchtete sie, wir könnten ihrer Tochter das Bild zeigen. Es kostete einige Mühe der alten Frau klarzumachen, daß wir in der Millionenstadt Tokyo ihre Tochter gar nicht kennen. Bei dieser Gelegenheit er-



Abfahrt von Nawa.

fuhren wir denn auch, daß die Norowürde erblich ist, und daß die Töchter als junge Mädchen schon der Mutter folgen können. Ist aber keine Tochter vorhanden oder besteht sonst ein Hindernis, dann wird eine Verwandte adoptiert. So dürfte es hier gehen, da die Tochter nach der höheren Schule wohl keinen Wert mehr darauf legen wird, Noro zu werden. Ob sie denn keine andere Tochter habe? Da kam die Überraschung. Aus einem alten Kasten wurde eine Photographie vorgekrant, die diesen Stolz der Familie zeigte. Die andere Tochter war nach Amerika gegangen, hatte dort geheiratet und zeigte sich auf der Photographie stolz in westlichen Kleidern mit einem ungeheueren Federhut. Ich konnte es nicht lassen mir auszumalen, wie diese junge Dame ihren Bekannten in Amerika von ihrer Mutter erzählt, der Feuer- und Phalluspriesterin mit tätowierten Händen in ihrer Hütte am Nagoberg, geschmückt mit der Magatamakette der Urzeit.

Es wurde schon bemerkt, daß hier sichtlich keine allzu klaren Vorstellungen darüber herrschen, welche Gottheit angebetet wird. Herdfeuer- und Meeresherr, Hain- und Weggötter gehen wohl bunt durcheinander. Sie stellen ja alle nur die Göttlichkeit der Natur dar, von der der schwache Mensch abhängt. Es scheint mir aber— und aufgeklärte Einheimische stimmten mir zu —, daß hier in der Hauptsache noch ein Rest des urtümlichen Phalluskults vorliegt. Wie bei fast allen Völkern gab es auch in China und Korea in der Vorzeit den Kult des Phallus als des befruchtenden Prinzips der lebenden Natur. Unter Kulturvölkern am längsten hat er sich wohl



Kagoshima mit dem Vulkan Sakurajima.

in Japan erhalten. In alter Zeit muß er eine außerordentliche Rolle gespielt haben, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß der alte Shintokult zum mindesten stark mit Phallizismus durchsetzt war, wenn nicht hauptsächlich darin bestand (siehe die neueste Arbeit von G. KATO in Trans. Asiatic Soc. Japan 1924). Schon der älteste Schöpfungsmythos aus dem Kojiki ist phallistischer Natur, und dieser Kult hat seit der Urzeit nie aufgehört. Sogar im heutigen Japan ist er trotz Regierungsverbot noch weit verbreitet, und zwar sowohl in der ursprünglichen Form der Phallusanbetung als Gottheit der Fruchtbarkeit durch die bäuerliche Bevölkerung, als auch in der späteren Form als Schutzgott der Unfruchtbaren, der Prosti-

tuierten und der Geschlechtskranken. Wer Japan abseits der Heerstraße mit offenen Augen durchwandert, trifft gelegentlich auf die Steinsymbole, sei es an der Straße, sei es, daß sie in Tempeln (auch buddhistischen) gezeigt werden. Wie so vieles, so hat sich auch dies in Ryukyu in der uralten Form erhalten. Die länglichen Steine der Oganjo am Wege sind nichts als phallische Symbole, genau wie im

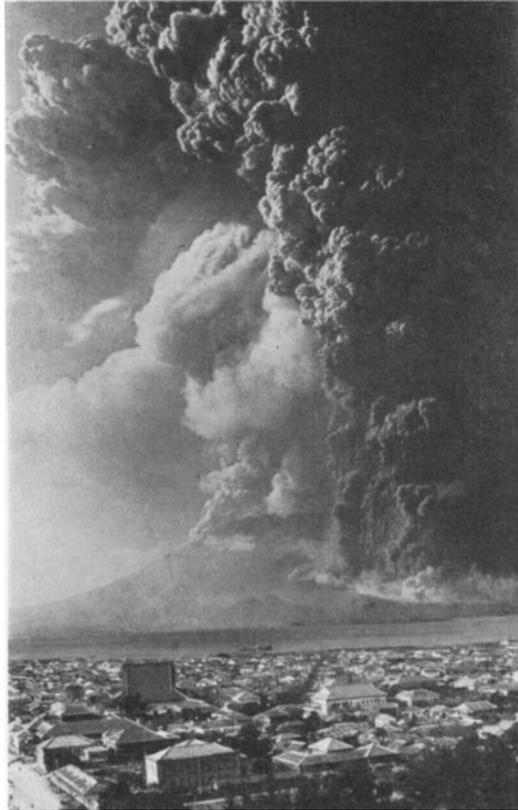


Riesenrettich von Sakurajima.

alten Japan die Schutzgötter der Reisenden auch im Phallussymbol verehrt waren. Die gleichen Steine im Norokult haben dieselbe Bedeutung. Und nicht minder ist dies wohl die Bedeutung der Magatama, jenes eigentümlichen Symbols, das zu zweien vereinigt in Korea und China das männliche und weibliche Prinzip der Natur symbolisiert und das an der Halskette der Noro noch heute auf die Wurzel des japanischen Shintoismus hinweist.

12. Schluß.

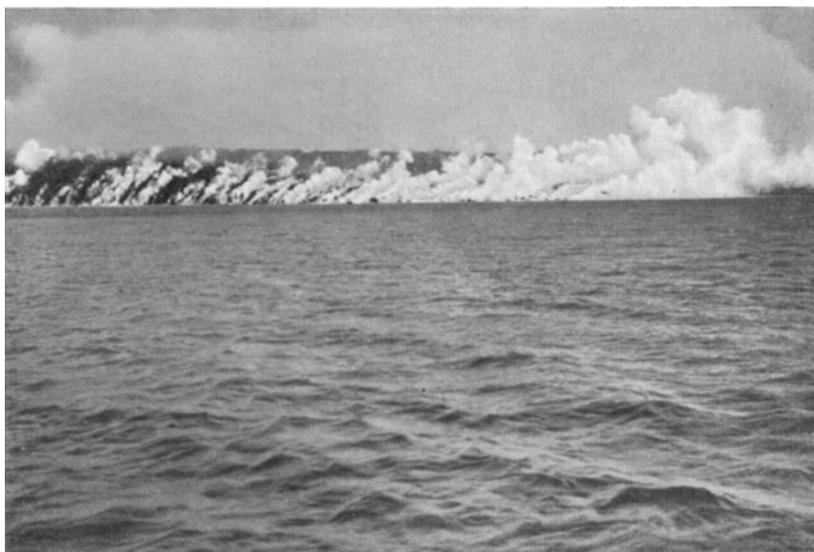
Damit nehmen wir Abschied von dem freundlichen Eiland und seinen liebenswürdigen Bewohnern, die uns in ungeheurer Masse das Geleit zum Schiff gaben. Wenigstens wollen wir uns das einbilden und nicht bemerken, daß es in Wirklichkeit einer Handvoll Rekru-



Ausbruch des Sakurajima 1914.

ten galt, die zum Dienst nach Japan fuhren auf dem gleichen Wege, den auch ihre Altvordern gegangen waren und die, im Zwischendeck des Dampfers, vielleicht auch nicht sehr viel bequemer reisten als ihre Altvordern. Das Ziel ist Kagoshima, jene Stadt im äußersten Westen Japans, wo nicht nur die Vorfahren der Ryukyuaner sich in der Frühzeit Japans angesiedelt hatten, sondern von wo aus späterhin kulturelle und politische Einflüsse langsam aber sicher

die Inseln ergriffen. So ist der Besuch von Kagoshima, das wir nach schlimmer Überfahrt in drei Tagen erreichten, ein würdiger Abschluß. Noch erinnert hier die Landschaft an die Natur Ryukyus, da auf der landschaftlich entzückenden Spitze, die die tief ins Land einschneidende Bucht von Kagoshima säumt, noch Zykadeen und Mangroven wild wachsen. Aber gleich bei der Einfahrt in die Bucht gibt der wunderbar ebenmäßige Vulkan Kaimon der Landschaft die ernstere Note, die verstärkt wird, wenn der böseartige Vulkan Sakurajima erscheint, der, eine eigene Insel bil-

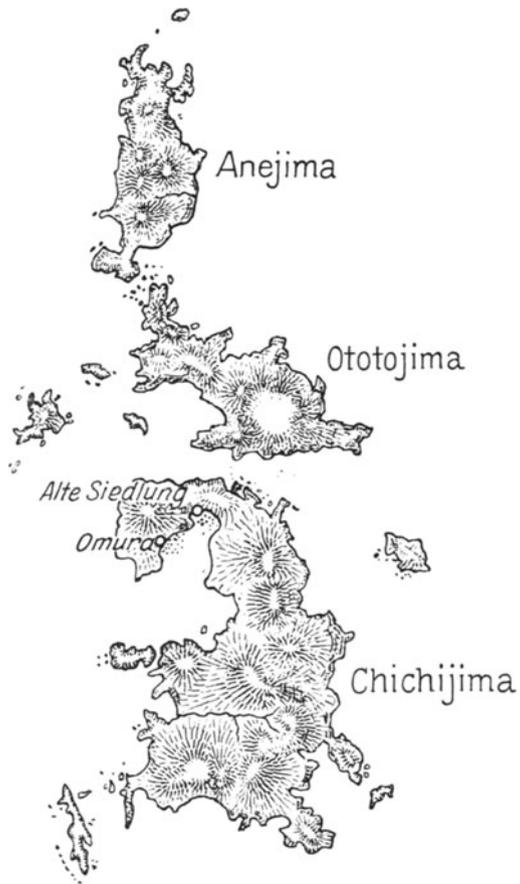


Der Lavastrom des Sakurajima stürzt ins Meer.

dend, der Satsumahauptstadt vorgelagert ist. Zur Zeit meines ersten Japanaufenthalts (1914) spie dieser Vulkan Feuer und Flammen und warf so gewaltige Lavamassen aus, daß sie an einer Stelle das Meer auffüllten und die Insel mit dem Festland verbanden. Heute ist der fruchtbare Abhang außerhalb des alten Lavastroms wieder bewohnt, und der stoische Landmann baut dort die ungeheueren Rettiche von bis 60 Pfund, die selbst die von Ryukyu in Schatten stellen. Das Volk aber, das diese Gegend bewohnt, ist sehr von den sanftmütigen Ryukyuanern verschieden. Es sind die kriegerischen Satsumaleute, die vielleicht etwas mehr malaisches Blut abbekommen haben, als die übrigen Japaner. Noch heute ist die robuste Gestalt des Rebellen SAIGO TAKAMORI, des Führers des Satsumaaufstandes in der Mitte des letzten Jahr-

hundreds, eine Art von Nationalheiliger. Mit seinen Getreuen hat er seine letzte Ruhestätte in einem lieblich am Berg gelegenen, die Stadt und den Sakurajima überrückenden Friedhof, dem Ziel ungezählter Pilger. Ein Museum bewahrt alle Reliquien des Rebellen auf, zwischen denen — o naive Geschmacklosigkeit der Japaner — auch eine europäische Unterhose des Kaisers, gegen den er sich auflehnte, zur Schau steht. In einer Ecke aber hängt als einziger weiterer europäischer Gegenstand eine riesige Photographie Mussolinis mit eigenhändiger Widmung an die heldenhaften Satsumaner.

Die BonininseIn.



Die Hauptgruppe der Bonininseln.

Fast genau südlich von Yokohama, in einer Entfernung von 800 km halbwegs zwischen Japan und den ehemals deutschen Marianen gelegen, findet sich eine Gruppe von Inseln und Inselchen, die unter dem alten Namen Bonin-Inseln bekannt sind, von den Japanern, ihren Entdeckern und Herren, aber Ogasawarajima genannt werden. Ungefähr auf dem 27. Breitengrad gelegen, also etwa auf gleicher Breite wie die Ryu Kyu-Inseln, gehören sie doch ihrer Lage nach viel mehr zu den tropischen Südseeinseln als zu dem subtropischen westlichen Inselreich. Die Inseln gliedern sich in drei Gruppen, von denen die südlichste die Schwefelinsel enthält. Die Hauptinseln gehören aber der mittleren Gruppe an und trugen die englischen Namen Stapleton-, Peel- und Buckland-Insel, heute ersetzt durch die japanischen Namen Ototo-, Ane- und Chichijima, von denen die letztere (Vaterinsel) die wichtigste ist.

Nach den japanischen Quellen¹⁾ wurden die Inseln 1593 vom DAIMYO OGASAWARA entdeckt, dem sie sein Herr HIDEYOSHI in Lehen gab. Die Inseln waren damals unbewohnt, und daher soll ihr Name kommen, nämlich bu-nin-to Keimenschinsel. Es scheint aber, daß OGASAWARAS Besuch zu keiner dauernden Besiedlung führte, denn der unbedingt zuverlässige alte KÄMPFER berichtet von einer neuen Entdeckung im Jahre 1675 und erwähnt die genannte Ableitung des Namens. 1721 kamen wiederum Japaner nach den Inseln, siedelten sich aber auch diesmal nicht an. Erst 1823 und 1825 hört man wieder von den Inseln durch einen amerikanischen und englischen Walfischfänger; näher wurden sie erst bekannt, als Kapitän BEECHEY, mit der Fregatte Blossom, die zum Entsatz der Franklinexpedition nach der Behringstraße segelte, sich hier aufhielt, Karten aufnahm und reichlich englische Namen auf Inseln und Buchten verteilte. Er mußte kein Engländer gewesen sein, wenn er nicht auch gleich die Inseln für seine britannische Majestät annektiert hätte, was er mangels von Bewohnern, denen er es hätte mitteilen können, in Kupfer graviert einem Baum anvertraute.

Dieser Besuch war es nun, der indirekt zu der Besiedlung der Inseln führte. Denn als Kapitän BEECHEYS Berichte auf den Sandwichinseln bekannt wurden, entschloß sich eine Gruppe unternehmungslustiger Männer, sich auf den Inseln anzusiedeln. Versprachen sie doch durch Klima und Fruchtbarkeit einen sicheren Unterhalt. Dazu kam, daß die Inseln mit ihrem guten Hafen (Port

¹⁾ R. ROBERTSON: The Bonin Islands Asiatic Soc. of Japan 1876. CHOLMONDELEY, L. B.: The History of the Bonin Islands, London. Constable 1915.

Lloyd) sehr geeignet erschienen, einen Zufluchts- und Verproviantierungshafen für die damals noch zahlreichen Walfischfänger abzugeben. So segelten 1830 fünf weiße Männer, der Genuese MATTEO MAZARRO, der Engländer JOHN MILLINCHAMP, der Amerikaner NATHANIEL SAVORY, der Amerikaner ALDEN B. CHAPIN und der Däne CHARLES JOHNSON mit einer Reihe von Kanaken, Männern und Mädchen von Honolulu, nach den Inseln. Hier bauten sie eine blühende Kolonie auf, die schon nach einem Jahrzehnt imstande war, die Walfischfänger reichlich mit Fleisch und Gemüse zu versorgen, auch mit anderen Artikeln, die sie sich alljährlich kommen



Landungsstelle in Hachijo.

ließen. Die Siedler lebten natürlich mit den Kanakenfrauen und hatten von diesen viele Kinder; Einzelheiten fehlen aber (abgesehen von den später mitzuteilenden), da die pruden Engländer, die die historischen Daten sammelten, diesen Punkt möglichst umgehen. Im Laufe der Jahre vermehrte sich die Kolonie auf verschiedene Weise, abgesehen vom Kinderzuwachs. Es kamen einzelne freiwillige Kolonisten von Honolulu und Guam. Walfischfänger ließen gelegentlich Leute ihrer Besatzung zurück, freiwillig, wegen Krankheit oder Deserteure. Arbeiter und Frauen wurden von den Sandwichinseln und den Karolinen hergebracht. Von einer weißen Frau hört man nichts, aber ein Neger figuriert später einmal unter den Einwohnern. Der Nationalität nach waren die Weißen Engländer, Amerikaner, Skandinavier, und später erscheint auch ein Deutscher,

namens ALLEN. Die Kolonie betrachtete sich aber als unter englischer Hoheit stehend. Irgendeine geordnete Verwaltung gab es nicht, wenn auch zuerst MAZARRO, später MILLINCHAMP und SAVORY eine Art von führender Rolle spielten. Es gab weder Schule noch Kirche, und die Mischlingskinder lernten nicht Lesen noch Schreiben. Abgesehen von den nicht seltenen Totschlagsaffären scheint sich aber die Kolonie wohlbefunden und in ihren primitiven Häusern, umgeben von Mais- und Tarofeldern, friedlich gehaust zu haben. Das Meer lieferte reichlich Fische und große Schildkröten und das Land verwilderte Ziegen, Schweine und einheimische Hirsche.



Strandbild von Hachijo.

Gelegentliche Besuche von Walfischfängern und auch Kriegsschiffen brachten der kleinen Kolonie Nachrichten von der Außenwelt und vermittelten ihre bescheidenen Austauschgeschäfte.

Erst im Jahre 1853 berührte die hohe Politik wieder die idyllischen Inseln. Auf seiner berühmten Expedition zur Erzwingung der Eröffnung von Japan warf Commodore PERRY in Port Lloyd Anker. Da ihm die Inseln eine geeignete Kohlenstation zu sein schienen, kaufte er in verhüllter Form Land von den Ansiedlern, ernannte SAVORY zum obersten Beamten der Insel und stellte ihn offiziell als Beamten der amerikanischen Marine an. Die Engländer bekamen aber Wind von der Sache, und PERRY mußte die vorsichtige Erklärung abgeben, daß die Souveränität über die Inseln noch nicht geklärt sei. Aber auch diese Periode ging dann spurlos an der kleinen Ansiedlung vorüber.

Mit dem Erwachen des neuen Japan erinnerte man sich nun wieder an die Inseln, und 1861 kam eine Kommission mit 100 Kolonisten, um Besitz zu ergreifen. Aber diesem Versuch war sichtlich kein Erfolg beschieden, denn bereits 1863 hatten sie alle die Inseln wieder verlassen. Erst 1875 besann sich Japan wieder auf die strategisch wichtigen Inseln und nahm nun offiziell von ihnen Besitz, ohne daß England widersprach. Peel Island wurde Chichijima, Bailey Island Hahajima und Port Lloyd Futami, und allmählich kamen Tausende von Ansiedlern dahin, wo vorher weniger als 100 ihr Auskommen gefunden hatten.



Die Insel überquerende Straße in Hachijo.

Heute verbindet eine monatlich einmal fahrende Dampferlinie die Inseln mit Yokohama und versorgt sie mit den bescheidenen Bedürfnissen aus einer fernen Welt. Der kleine, aber recht nette Dampfer Chefoo Maru hatte sich gerade kurz vor meiner Reise einen Namen gemacht durch die mutige Rettung schiffbrüchiger Engländer vom Dampfer City of Naples, der bei den Bonins auf ein Korallenriff gelaufen war. Tatsächlich machte der Kapitän auch einen ausgezeichneten Eindruck und hielt sein Schiff in sehr viel besserer Ordnung, als selbst größere japanische Schiffe, die ich kenne, es gezeigt hatten. Leider hatte seine mutige Tat eine häßliche Pressepolemik zur Folge, da die von der Nationalkrankheit des Größenwahns besonders stark infizierten japanischen Journalisten die Gelegenheit benutzten, herabsetzende Bemerkungen über die englischen Seeleute zu schreiben.

Die erste Nacht auf der Chefoo Maru habe ich nicht in allzu angenehmer Erinnerung. Mein Kabinengenosse war ein Bewohner der Insel Hachijo, der, wie oft einfache Japaner auf Seereisen es tun, den ganzen Tag in der Kabine lag. Seine Frau, die sichtlich nur im Zwischendeck reiste, leistete ihm dabei Gesellschaft und überschüttete mich, so oft ich in die Kabine kam, mit einer Flut der höflichsten Entschuldigungen über ihre Existenz im allgemeinen und besonderen, wozu schon deswegen gar kein Anlaß vorlag, weil sie durch ihre Niedlichkeit generell entschuldigt war. Das Schlimme war nur, daß dieser Einwohner einer subtropischen Insel bei 28° in



Reitstier auf Hachijo.

der Nacht fror und beide Luken hermetisch dicht machte. Ich öffnete sie zwar wieder, wenn ich glaubte, daß er schlafe; bis ich aber wieder in der Koje war, war auch die Luke wieder dicht. So schickte ich mich schließlich in das Unvermeidliche und verbrachte die Nacht im Dampfbad. Anderentags stieg der gute Mann glücklicherweise auf der ersten Haltestelle, der Insel Hachijo, aus.

Die Zeit, die wir hier vor Anker lagen, genügte, um die Insel zu Fuß zu durchqueren. Das Eiland hat etwa die Form einer 8, wobei die beiden Kreise von je einem älteren und einem jüngeren Vulkan eingenommen sind, deren letzterer seiner reinen Kegelform wegen wie stets in Japan Fuji genannt wird. Zwischen den beiden etwa 700 und 900 m hohen Bergen liegt ein flaches Land, jederseits in einen bescheidenen Hafen auslaufend, und hier finden sich die hauptsäch-

lichsten Dörfer und die Felder. Mais, Reis, Yamfrucht sah ich vor allem angepflanzt. Auffallend ist der reiche Viehbestand der Insel, etwas für Japan ja Bemerkenswertes: Der Stier (von alter chinesischer Schantunggrasse) ist das Zug-, Last- und Reittier, und eine inmitten der Insel gelegene Dampfmolkerei zeigt, daß auch Milchprodukte exportiert werden. Das wichtigste Produkt der Insel ist aber ein Haaröl. Allerorts sieht man in Gärten, Feldern und am Wege Kameilien stehen, die gerade ihre apfelförmige Frucht tragen. Aus dem Öl dieser Frucht wird nun das Kosmetikum gewonnen, das im Rufe steht, besonders lange und besonders schwarze Haare hervorzuzaubern, beides Dinge, die in Japan noch immer erwünscht sind. Sicher ist, daß die eitle Japanerin unter allen Umständen dies Ideal erreicht, wenn nicht mit Hilfe der gütigen Natur, dann eben mit Kunst.

Sonst bietet die Insel wohl kaum viel des Sehenswerten. In der Tat war ich selbst während der zwei Stunden zweifellos die Hauptsehenswürdigkeit, wenigstens für die Frauen und Mädchen, denen wir auf der glühend heißen Wanderung über Mittag begegneten und die sich an dem seltenen Anblick sattsam weideten und vor Staunen sogar vergaßen, ihr bis zum Gürtel reichendes Décolleté zu verdecken. Ein paar Schuljungen aber machten sich, als ich an einem Punkt etwas verweilte, daran, unter ungeheuerem Hallo mein Porträt in den Sand zu zeichnen. Leider wischten sie es wieder aus, so daß ich nicht feststellen konnte, was sie am Fremden am meisten erheiterte.

Nach zweitägiger Fahrt über den türkisblauen Stillen Ozean, der diesmal seinem Namen Ehre machte, tauchen die Felsenzacken der Bonin-Inseln auf, erst ein paar kleine, unbewohnte Felseninseln, dann die kleinen Inseln Ane- und Ototoshima, von der Hauptinsel Chichishima nur durch einen schmalen Sund getrennt, und fern am Horizont erscheint auch die etwas abseits liegende südliche Insel Hahashima. Gegen Mittag erreichen wir den Eingang zu der großen Bucht der Hauptinsel, die von jeher allen Seefahrern als vollendeter natürlicher Hafen in die Augen stach. Zu beiden Seiten von mächtigen Felsen und vulkanischen Kliffs flankiert, wird der enge Eingang noch durch einen isoliert aus dem Wasser ragenden Felsblock verkleinert. Kaum hat man ihn passiert, so eröffnet sich ein großartiges Panorama. Vor uns liegt eine weite, fast kreisförmige von Bergen eingefasste Bucht, die wie ein schöner großer Gebirgssee wirkt. Ob die Bucht einen alten Krater darstellt, wie dies der erste Eindruck ist, ist schwer zu sagen. Die Inseln wurden in der Tertiärzeit vom Meeresgrund hochgehoben, und so mag hier wohl ein Unterseevulkan gestanden haben.

Während der erste Eindruck der Inseln vom Meere aus ein ziemlich kahler ist, erscheinen die die Bucht einsäumenden Berge gut

bewachsen. Aus dunkelgrünem Wald sieht man hohe Palmen ihre Häupter erheben, dazwischen zeigen große helle Flächen die Zuckerrohrplantagen an. Am Strande werden dunkle, dichte Haine sichtbar, zwischen denen Hütten hervorschauen, und ein paar gelegentliche Kokospalmen vervollständigen das tropische Bild. Nahe der Hauptansiedlung Omura gehen wir vor Anker und werden von einem Regierungsboot an Land gebracht, wo im Interesse der japanischen Beamten ein anständiges Gasthaus errichtet ist und uns



Merkwürdige Windmühle auf Hachijo.

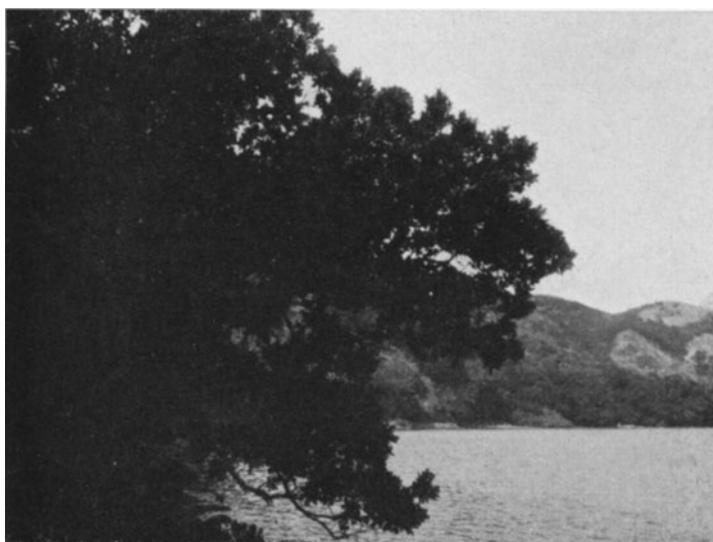
mit dem üblichen Komfort versorgt. Der Empfang an Land war sehr großartig, da mit uns ein General Graf T. zur Inspektion der Befestigungen kam. Zu seinem Empfang waren die ganzen Schulkinder der Insel mit Fahnen aufgestellt, ferner die selbst hier nicht fehlenden boy scouts, und natürlich die Beamten im Gehrock mit Tropenhelm, die Ärmsten. Denn obwohl gerade noch in der gemäßigten Zone gelegen, sind die Inseln, von warmen Strömungen umgeben, richtig tropisch, und die Temperatur um die Mittagszeit am 17. Juli ließ nichts zu wünschen übrig. Zum Glück für die Geh-

rockträger war aber alles schnell vorüber, vermutlich weil es auch der General eilig hatte, in seinen behaglichen Kimono zu kommen. Hätte sich übrigens die ehrfürchtige Bevölkerung am gleichen Tag um Mitternacht nochmals an der gleichen Stelle eingefunden, so hätte sie das seltene Schauspiel genießen können, wie ein deutscher Professor und ein japanischer General Arm in Arm zum Strand marschierten und „Ich hatt' einen Kameraden“ sangen. Der General war einmal in Deutschland Militärattaché gewesen, und die Wirkungen des abendlichen Festes kamen in dieser kleinen Szene zum Ausdruck.

Im Laufe der leider zu wenigen Tage, die ich auf dem wunderschönen Eiland verbringen durfte, durchkreuzte ich die Insel in den verschiedensten Richtungen und genoß auf den Wanderungen am Strand und in den Bergen die landschaftliche Schönheit des idyllischen Eilands. Leider war es nicht möglich zu photographieren, da die Insel eine der vielen befestigten Zonen Japans darstellt. Nachdem Amerika Honolulu befestigt hatte und auch mit der Absicht umging, die Philippinen zu befestigen, begannen die Japaner mit der Befestigung der Bonin-Inseln. Meinem Laienverstand leuchtet der Zweck nicht ein, aber die Militärs werden es wohl besser wissen. Für den Reisenden ist das nun wenig angenehm, denn die Beamten, die wohl nicht allzu viel zu tun haben, sind natürlich glücklich, einen Fremden in die Hand zu bekommen, den sie beobachten können, um so den Staat vor schweren Gefahren zu schützen. Ich hatte allerdings durch besondere Protektion die Erlaubnis bekommen, unverfängliche Gegenstände aufzunehmen. Das schloß aber nur nahe Gegenstände ein und verbot jede größere Landschaftsaufnahme. Außerdem mußten die Films vom Ortsphotographen entwickelt und der Militärbehörde vorgelegt werden. Der tüchtige Photograph verdarb natürlich die meisten Bilder. Sehr amüsant war, daß die Behörde vom letzten Film die letzte Aufnahme als staatsgefährlich abschnitt. Es war eine ganz harmlose Aufnahme eines Auslegerkanus, die irgendwo im weiten Ozean gemacht sein konnte. Natürlich war das nur Wichtigtuerei.

Auf der Hauptinsel Chichijima leben heute etwa 2000 Japaner und dazu die 60—80 Nachkommen der alten Siedler. Da die Inseln Befestigungen tragen, oder, wie ich glaube, erst bekommen sollen, ferner eine drahtlose Station, eine Kabelstation für das Guamkabel, dazu Post, Polizei und Verwaltung, so geht von dieser Zahl eine ziemliche Quote für Beamte ab, um so mehr als in Japan immer drei bis vier Beamte nötig sind, wo bei uns einer genügt. Da ferner die Kolonisten sehr kinderreich sind, so ergibt sich alles in allem keine allzu große Zahl von Kolonistenfamilien. Tatsächlich ist ja auch die Anbaufläche, die ihnen zur Verfügung steht, nicht sehr groß, da

die steilen Vulkanfelsen den größten Teil der Insel einnehmen. Man muß schon den Fleiß und die Genügsamkeit des japanischen Kolonisten bewundern, der ohne Kapital, ohne Maschinen, seine Zuckerrohrfelder an steilen Berghängen anlegt. Zuckerrohr ist die Hauptfrucht, die exportiert werden kann. Es soll im Jahr für 600000 Yen produziert werden, das Rohr ist aber von keiner sehr guten Qualität und erfordert eine ungeheure Arbeit. Denn nicht nur der ganze Anbau, sondern auch die Verarbeitung geschieht mit den primitivsten Hilfsmitteln, bestenfalls einem Stier, der beim Mahlen den Göpel dreht. So sind die Kolonisten größtenteils arm und produ-



In der Bucht von Chichijima.

zieren wohl selten mehr als ihren eigenen dringendsten Bedarf. Aber wie ich dies stets bei der Landbevölkerung in Japan fand, sind auch hier die Menschen liebenswürdig und gastfreundlich. Wo ich in den Bergen zu einem noch so bescheidenen Bauernhaus kam, wurde ich höflich eingeladen, mich im Schatten auszuruhen und mit irgendwelchen Tropenfrüchten bewirtet, die die einfache Frau mit vollendeten Formen darbot. So oft man sich über die Einbildung und Anmaßung der modernisierten Japaner der höheren Stände ärgern muß, man wird immer wieder versöhnt, wenn man mit dem einfachen Volk in Berührung kommt.

Natürlich ist die tropische Insel ein Paradies für den Freund der köstlichen Tropenfrüchte. In den angebauten Tälern herrschen, wie

auch sonst in den Tropen, die Bananenplantagen vor. Es ist eine kleine, wohlschmeckende Frucht, die hier erzeugt und auch nach Japan exportiert wird, während die meisten anderen Früchte einen Transport nicht vertragen. In keinem Garten fehlt eine Pflanzung von Wassermelonen, die besonders gut gedeihen; ihr süßes wasserreiches Fleisch hat mich oft bei den Wanderungen in der glühenden Julisonne erquickt. Ebenso fehlt bei keinem Haus der hohe, groß-



Blühende Agave am Strand von Chichijima.

blättrige Stamm der Baummelone, Papaya, deren köstliches gelbes Fleisch jedem Tropenreisenden bekannt ist, und für meinen Geschmack jeder ähnlichen Frucht überlegen ist. In der Nähe der Häuser, auch zwischen den Bananenplantagen, stehen die großen Büsche des Mangobaums mit seinen graziösen sichelförmigen Blättern und der wie eine Kartoffel aussehenden Frucht, deren leicht nach Terpentin schmeckendes Fleisch den verwöhntesten Gaumen kitzelt. Zu diesen Hauptprodukten kommen noch einige Früchte, deren Einführung noch in einem Versuchsstadium steht; so die schuppige, einem großen Tannenzapfen ähnliche Anona, deren

Fleisch an einen süßen Pudding mit Vanillesauce erinnert oder die schleimige eßbare Passionsblume.

Zwischen den Zuckerrohrfeldern und Bananenplantagen finden sich kleinere Felder mit Yam, Taro, süßen Kartoffeln, und im Winter soll hier viel köstliches Gemüse gedeihen. Der Sommer ist aber dafür zu heiß und trocken. Sah ich doch im Juli kaum fließendes Wasser, nur ganz oder nahezu ausgetrocknete Bachbetten. In den Bergen gibt es allerdings einige Quellen, aber in vielen der Bauernhöfe (wenn man eine Ansammlung von mit Palmblättern gedeckten Hütten so nennen mag) sah ich, daß nur fast leere Regen-



Ausblick nach dem Meer auf Chichijima.

wasserzisternen vorhanden waren und das Trinkwasser von weither geholt werden mußte. Das war wohl nicht immer so, denn die alten Berichte sprechen von reichlichem gutem Trinkwasser. Damals waren die Berge aber von dichtem Urwald bedeckt, der viele den Inseln eigentümliche Baumarten mit wertvollem Hartholz enthielt. Als die Japaner dann kamen, begannen sie mit dem üblichen Raubbau und schlugen alles kahl, so daß heute nur noch ein kleiner Urwald nahe dem Südrande der Bucht übrig ist. Erst als es zu spät war, schritt die Regierung ein. Jetzt ist man bemüht, wieder aufzuforsten und versucht es mit den verschiedensten eingeführten Arten. Auf den Bergen trifft man denn auch auf gut gedeihende Bestände der australischen Kasuarine mit ihren eigentümlich matten weichen Nadeln und ferner der großnadeligen Ryukyukiefer,

die hier sehr üppig gedeiht. Sie bilden einen gar merkwürdigen Hintergrund für die auf hohen Stelzenwurzeln stehenden Pandanus, die gerade ihre wie eine Ananas aussehenden Fruchtstände tragen, die einzeln wachsenden hohen Fächerpalmen (*Livingstonia boninensis*), deren Blätter unentbehrlich sind als Material zum Dachdecken, zum Belag der Hauswände und zur Herstellung von Fächern. Eingeführte Agaven recken überall ihre hohen Fruchtstände empor, und nahe den stillen Buchten, die in Menge die reichgegliederte Küste säumen, blühen die fußgroßen, auf hohen Stengeln sitzenden weißen Blütenstände des *Cirsium indicum*. Jeder Schritt zeigt neue merkwürdige Pflanzenformen, sind doch nicht weniger als 40 vH aller Pflanzenarten nur auf diesen isolierten Inseln zu Hause.

In der Nähe des Strandes finden sich in der Tiefe der Buchten dichte Haine der großblättrigen *Hernandia*, eines Baumes, dessen pfirsichgroße rote luftgefüllte Schwimmfrüchte weite Seereisen machen und so die Küsten der Südseeinseln besiedeln. Die Stämme der *Hernandia* wachsen in eigenartigen Schlangenwindungen dicht durcheinander und tragen ein breites Laubdach großer glänzender Blätter. So herrscht in einem solchen Hain auch unter der mittäglichen Glut der Tropensonne Dunkelheit und Kühle. Kein Wunder, daß sich dann bei solchen Hainen die alten und neuen Ansiedlungen angebaut haben. Hier werden mit Vorliebe die Auslegerkanus an Land gezogen und im tiefen Schatten die täglichen Ausbesserungsarbeiten ausgeführt.

Die größten *Hernandia*haine säumen den Nordrand der Hauptbucht ein, und hier liegt im östlichen Winkel die alte Ansiedlung der ersten Siedler, etwa 20 Minuten westlich davon aber der Hauptort, Omura, der japanischen Kolonie. Ein kleiner Pier erlaubt das Landen von Motorbooten, deren die Behörden einige besitzen, die mir erfreulicherweise für größere Ausflüge zur Verfügung standen. Am weißen Strand liegen einige größere Fischerkähne, mit dem Hintergrund von Kokospalmen und *Hernandia* ein typisches Südseebild ergebend. Dahinter verbirgt sich das Dorf im Schatten dichter Bäume. Die Straßen, wie auch alle Wege über Land, leuchten in der Sonne stark rot, da überall Lateritboden vorherrscht. Die Häuser sind meist recht ärmlich und in ihrer Bauart ein Mittelding zwischen einem japanischen Haus und einer Eingeborenenhütte. Ein Blick ins Innere läßt wenig von der sonst so typischen Sauberkeit des japanischen Hauses erkennen, und die die Häuser umgebenden Höfe sind besonders schmutzig. Nackte Kinder tummeln sich hier, und auch die Frauen begnügen sich in der Sommerhitze mit einem kurzen Röckchen, während die Männer meist nur mit Schambinde und einer dünnen Unterjacke bekleidet sind. Näher dem dicht hinter dem Strand aufsteigenden Bergzug gelegen finden sich die

öffentlichen Gebäude, die Wohnungen des Gouverneurs und der Beamten und als wohl einziges steinernes Haus ein kleines Museum, das einen beträchtlich verwahrlosten Eindruck macht. Seine Hauptstücke sind die Pärchen des fast ausgerotteten einheimischen Hirsches, zu wahren Karikaturen ausgestopft. Früher wimmelten die Berge von diesem Wild, dessen Schmachhaftigkeit die alten Siedler noch wehmütig rühmen. Jetzt ist nur noch ein halbes Dutzend übrig, die geschützt werden. Damit aber auch diese Sehenswürdigkeit nicht auf den dem Japaner so teuren Ansichtskarten fehle, hat man die zwei Prunkstücke des Museums in natürlicher Umgebung photographiert und so ein gar köstliches Bild hergestellt.



Die ausgestopften Boninhirsche im Wald.

Nahe dem Museum zieht sich in einem Tälchen ein forstlicher Versuchsgarten hoch, in dem zahlreiche Tropenbäume und -pflanzen auf ihre Brauchbarkeit geprüft werden.

Folgt man der Hauptstraße des Orts östlich der Bucht entlang, so gelangt man durch schattige Hernandiahaine und entlang sandigen Buchten, in denen nackte Kinder im Wasser plantschen, zu einer kleinen Bucht, bei der eine Reihe besonders schmutziger und verwahrloster Häuser stehen. Dies ist die Walstation, die jetzt im Sommer still liegt, im Winter aber der Schauplatz reger Tätigkeit ist. Denn trotz allen Raubbaus gibt es in dieser Gegend immer noch reichlich Wale. Fingen doch im letzten Winter die vier konzessionierten Schiffe über 70 Stück.

Abgesehen von diesem Großwild ist auch sonst das Meer recht

ergiebig, Dorsch, Tunfisch, Sawara und andere große und kleine Fische werden immer in reicher Menge gefangen und stellen die Hauptnahrung der Bevölkerung dar. Weniger günstig steht es aber mit dem Getier, das in alter Zeit den Hauptruhm der Inseln bildete, den riesigen Seeschildkröten (*Chelone japonica*). Früher bevölkerten sie das umliegende Meer in Massen und konnten im Sommer, wenn sie zum Eierlegen auf den Strand kriechen, in solchen Mengen gefangen werden, daß die Ansiedler Fleisch für den ganzen Winter einsalzen und dazu mehrere Schiffe damit verproviantieren konnten. Ein solches etwa meterlanges Tier wiegt zwei bis drei Zentner und gibt etwa 50 Pfund Fleisch. Jetzt sind die mächtigen Tiere sehr selten geworden, und man mag während der Brutzeit mehrere Nächte ansitzen, ohne daß eins auf den Strand kommt. Die japanische Regierung sucht nun herauszubekommen, wie dem abgeholfen werden kann und sammelt zu dem Zweck Eier, die künstlich ausgebrütet werden. Die jungen Tiere werden dann zu Beringungs- und ähnlichen Versuchen benutzt. Diesem Umstande verdanke ich es, daß ich, ohne vom Zufall abhängig zu sein, die Eiablage mit ansehen konnte.

Es waren eine Anzahl gewaltiger Tiere eingefangen worden und am Strande in einer kleinen Bucht eingehegt. Hier plätscherten sie den Tag über stumpfsinnig herum. Abends zwischen 9 und 11 aber gingen sie zum Eierlegen an Land. Langsam kriecht der Kolob unter schwerem Schnaufen ans Land und schiebt sich mit den kräftigen Hinterbeinen und den flachen flossenartigen Vorderfüßen am Strande hoch. Nach drei bis vier Schritten bleibt die Schildkröte eine Zeitlang liegen und ruht mit schwerem Schnaufen von der großen Arbeit aus. Dann geht es wieder weiter, bis sie schließlich etwa fünfzehn Schritt am Strande hochgekommen ist. Nun folgt eine etwas längere Pause, ehe mit der schweren Arbeit des Nestbaus begonnen wird. Die erste Phase ist hauptsächlich eine Arbeit der Vorderfüße. Mit gewaltigen gleichzeitigen Schlägen schaufeln sie den Sand beiseite. Dann folgt nach wenigen Schlägen eine Ruhepause mit reichlichem Schnaufen. Dann wird der Körper etwas gedreht, und das Schaufeln beginnt wieder. Mit vieler Mühe und in ziemlich langer Zeit wird so eine flache Grube hergestellt, die das ganze Tier bequem aufnimmt. Nun ruhen die Vorderbeine, und die Arbeit der Hinterbeine beginnt, die die eigentliche Eiergrube ausgraben. Ein Fuß greift, wie zu einer Schaufel gebogen, etwa so, wie wenn wir mit der flachen Hand schaufeln wollten, senkrecht in den Sand, holt eine Handvoll heraus und legt sie seitlich nieder. Sofort wird der Körper nach dieser Seite geschoben, die benutzte Hand flach aufgelegt und sofort die andere in die Grube versenkt, die die gleiche Arbeit wiederholt. Nach wenigen Malen wird wieder verschnauft. So wird nun langsam und

unter sichtlich großer Anstrengung weiter gegraben und verschnauft. Die Arbeit wird für den plumpen Koloß immer schwerer, da er den Vorderkörper hochheben muß, um mit den Hinterbeinen auf den Boden des tiefer werdenden Lochs gelangen zu können. Immer häufiger und länger werden die Pausen, bis schließlich das etwa 40 cm tiefe und 20 cm breite Loch fertig ist. Nun werden die Hinterfüße gekreuzt, und sofort beginnt, wieder unter heftigem Schnaufen, die Eiablage. Während der ganzen Prozedur schon ließen sich die Tiere durch nichts stören. Der Aufseher konnte sie überall mit der Blendlaterne ableuchten, ohne daß sie irgendwie



Bergwald auf Chichijima.

reagierten. Jetzt, da das Loch fertig ist, richtet der Japaner seine Blendlaterne darauf, erweitert es schnell etwas mit der Hand, um bequemer hineingreifen zu können und hält seine Hand in die Grube, um die aus dem Körper des Tieres austretenden Eier aufzufangen und in einem bereit gehaltenen Eimer zu sammeln. Der Bequemlichkeit halber setzt er sich sogar auf den Rücken des Tieres, ohne daß dieses sich stören läßt. Einzeln oder zu zweien und dreien erscheinen in ganz kurzen Intervallen die weißschaligen, kugeligen, hühnereigroßen Eier, und in kurzer Zeit sind 107 Eier da. Das gleiche Tier hatte im ganzen viermal gelegt und dabei 600 Eier produziert. Dem letzten Ei folgt ein wenig Schleim, und nach kurzer Pause beginnt das Tier die Grube, die natürlich jetzt leer war, stumpfsinnig und ohne eine Ahnung vom Eierraub zu haben, zu-

zuscharren. Mit lebhaften Bewegungen der beiden Hinterfüße wird die Grube gefüllt und der Sand ganz festgestoßen. Dann wird er geglättet, und das Tier kriecht langsam weiter, hinter sich her vorsichtig den Sand glättend, um die Spur zu verwischen. Erst dann kehrt es um und geht wieder ins Wasser. Mir zu Ehren wurde übrigens anderentags eines der Tiere, das ausgelegt hatte, geschlachtet. Es enthielt noch viele beschalte Eier, die herausgenommen und nach Japan geschickt wurden, wo sie als Medizin gegen Schwindsucht benutzt werden. Außerdem waren noch Hunderte von reifen Eidottern da. Das etwas zähe Fleisch mag bei richtiger Zuberei-



Strandbild in Chichijima.

tung gut schmecken. Ich hatte es nur *à la japonaise*, und mit Fleisch vermag die japanische Küche nicht umzugehen. Die Eier, deren Eiweiß in gekochtem Zustand gallertig ist, waren recht wohlschmeckend.

Gerade zur Zeit meines Besuchs hatte die Natur den Insulanern einen wertvollen Ersatz für die verschwundene Schildkrötenjagd — denn auch die früher häufige, das Schildpatt liefernde Edelschildkröte ist fast verschwunden — geschenkt. Unweit der Hauptinsel war ein großes Edelkorallenbett entdeckt worden. Da die Edelkoralle in Japan eine große Rolle beim weiblichen Schmuck spielt, so steht sie hoch im Preise, und so herrschte denn ein richtiges Korallenfieber. Wer ein Schiff hatte, brachte eine Mannschaft zusammen und ging Korallen fischen. Schon waren 40 Schiffe draußen und an Land kein Arbeiter mehr zu haben. Eine solche Mannschaft

kauft die Schleppnetze auf gemeinsame Kosten, ferner erhält sie ihre Nahrung umsonst, und 40 vH des Ertrages gehört der Mannschaft, der Rest dem Unternehmer. Da große, nicht von Bohrwürmern zerfressene Stücke mehrere tausend Yen bringen, so ist der Glückliche, dem ein solches Stück von Armdicke ins Netz gerät, ein gemachter Mann, und man kann sich daher das Fieber vorstellen, das unter den Fischern herrschte. Wer kein Schiff hat oder nicht unter einem Unternehmer arbeiten will, geht sogar im Auslegerkanu bei gutem Wetter hinaus, kann aber dabei nur auf kleine Resultate hoffen.



Altes Siedlerhaus auf Chichijima.

Diese Auslegerkanus, natürlich eine Kopie des bekannten Fahrzeugs aller Südseeinsulaner, sind auf Bonin das wichtigste aller Beförderungsmittel. Leicht gebaut, mühelos von einem oder zwei Paddeln getrieben, ist es durch den etwa 2 m vom sehr schmalen und hohen Kanu entfernten bootförmigen Auslegerbalken, der durch feste gebogene Holzbänder mit dem Boot verbunden ist, gleichzeitig außerordentlich stabil und fast jedem Wetter gewachsen. Gerade kurz bevor ich nach Chichijima kam, war einer der jungen Männer aus einer der alten Siedlerfamilien bei ungünstigem Wetter weit hinaus zum Fischen gefahren. Dort setzte Sturm ein, und sein schwaches Paddel kam nicht mehr gegen die starke Strömung auf, und er wurde abgetrieben. So trieb er schon drei Tage in den weiten Ozean hinaus und war am Verhungern und Verdursten, als sich eine er-

schöpfte Möwe auf sein Boot niederließ. Er konnte sie mit der Hand greifen — man vergegenwärtige sich den Augenblick, als er vorsichtig die Hand ausstreckte —, ihr Blut trinken und ihr Fleisch verzehren. So trieb er zwölf Tage immer weiter und immer wieder fand sich ein Vogel ein, ihn zu ernähren. Schließlich wurde er wie durch ein Wunder an ein einsam aus dem Meer ragendes Felseninselchen angetrieben. Nach vielem Suchen mit Motorschiffen hatte man ihn zu Hause bereits aufgegeben. Aber zufällig von SüdJapan nach ihren Fischgründen fahrende japanische Fischer kamen an dem



Das älteste Siedlerhaus auf Chichijima.

Inselchen vorbei, sahen seine Signale und brachten den Erschöpften am sechzehnten Tage zurück. Als ich ihn sah, merkte man ihm noch die Nachwirkung des Abenteuers an.

Aber nicht nur dem berufsmäßigen Fischer und Schildkrötenfänger ist das Kanu unentbehrlich. Auch die Schuljugend braucht es zum beliebtesten Nachmittagsvergnügen. Ganz nahe bei Omura finden sich in der Bucht schöne Korallenbänke. Hier sammelt sich die Jugend nackt und bronzefarben in Kanus an, um nach bunten Korallenfischen zu angeln. Durch einen Eimer mit Glasboden oder auch einfach durch eine Autobrille bei eingetauchtem Kopf sieht man in völliger Klarheit im besonnten durchsichtigen Wasser den Meeresboden und kann die ausgeworfenen Angelhaken beobachten. Was der Schuljugend recht war, erschien auch mir billig, und so

paddelte ich ebenfalls jeden Nachmittag, wenn die Sonne nicht mehr zu hoch stand, hinaus zu den Korallenriffen. Sie können sich zwar an Pracht, Dichtigkeit und Vielgestaltigkeit der Formen nicht mit den einzig schönen Unterseegärten vergleichen, die ich früher unter dem Äquator in der Sundasee gesehen hatte. Aber schön waren sie doch, mit ihren orangefarbenen Gehirnkorallen, weißen und violetten Madreporen, roten Gorgonidenfächern und den dazwischen wie eine in Windungen gelegte rote Schlange hervorschimmernden Schalenöffnungen der Riesenmuschel *Tridacna*.



Alte Siedler auf Chichijima: Kreuzungen zwischen Negern, Polynesiern und Weißen.

Kaum war der Köder ausgeworfen, so erschienen aus ihren Verstecken zwischen den Korallenblöcken die prächtigen Korallenfische, deren buntes Kleid sich kaum beschreiben läßt. Die schönsten schienen mir ein leicht gelb gestreifter, der über und über mit türkisfarbig leuchtenden Punkten bedeckt war, ein anderer flacher von rein goldener Farbe mit einem schimmernden blauen Augenfleck an den Körperseiten und ein dritter mit lichtem Blau und Goldflächen bedeckt und großen flügelartigen Flossen, die wie die Flügel eines bunten Tropenfalters gefärbt waren. Mit großem Geschick fraßen sie die Köder vom Haken weg ohne anzubeißen, was mir ganz recht war, nachdem von jeder Sorte einer heraufgezogen und genügend in der Nähe betrachtet worden war. Hatte man genug geangelt, so ging es über Bord, und der heiße Tag wurde mit dem

schönsten Schwimmen im kristallklaren, nicht zu warmen Wasser beendet. Vorher hatte ich mich natürlich vergewissert, daß die Haifische sich bei Tage nicht in die Bucht hineinwagen.

Es wird nun Zeit, etwas von den Überresten der alten Ansiedler zu sagen, die mich vor allem vom Standpunkt der Vererbungslehre aus interessierten. Im Kirchenregister sind ihrer noch 85 verzeichnet, von denen vielleicht 50 bis 60 noch auf einer der Inseln leben und eine ziemlich abgesonderte Gruppe von Menschen bilden, die alle untereinander verwandt sind. Ihr geistiges und geistliches Haupt ist einer der Ihren, der Reverend JOSÉ GONZALES, ein Nachkomme eines der frühen Ansiedler portugiesisch-afrikanischen Ursprungs. In seiner Jugend war einmal ein amerikanisches Kriegsschiff in den Hafen eingelaufen und hatte im Namen der Missionsgesellschaft in Japan sich bereit erklärt, einige Knaben mit nach Japan zu nehmen, wo sie eine Erziehung bekommen sollten. Denn dergleichen gab es auf der Insel nicht. JOSÉ und ein anderer Knabe gingen auch mit und wurden in der Missionsschule in Kobe erzogen. Als JOSÉ die Schule beendet hatte, schlug man ihm vor, auf den Inseln Missionsarbeit zu leisten, was er auch tat. In wiederholten Besuchen in Tokio erhielt er dann allmählich auf einem dortigen Seminar theologische Bildung und wurde so allmählich Katechist, Vikar und schließlich Geistlicher der anglikanischen Kirche. Man baute ihm mitten in Omura eine saubere kleine Kirche, und hier wirkt er nun seit 30 Jahren unter den Siedlerfamilien. Er ist mit einer Japanerin verheiratet und wird von den Japanern, die ja in religiösen Dingen höchst tolerant sind, sehr gut behandelt und in seiner Arbeit gefördert. Sonntags hält er Gottesdienst, dann Sonntagsschule für die Siedlerkinder, die ja alle die japanische Volksschule besuchen und abends einen japanischen Gottesdienst, zu dem viele Japaner, ohne übergetreten zu sein, regelmäßig kommen.

Ich lernte in JOSÉ GONZALES, einem großen dunkelhäutigen Mann mit typischem Negereinschlag in seinen Zügen, einen sehr sympathischen und unterrichteten Mann kennen, der mir gern seine Kenntnisse der Familiengeschichte der Siedler zur Verfügung stellte und mich mit allen erreichbaren Gliedern der Kolonie bekannt machte¹⁾. Eine sympathische kleine Geschichte, die er mir erzählte, verdient es ihrer menschlichen Züge wegen erwähnt zu werden. Vor mehr als 25 Jahren hatte einmal jemand in einem englischen Kirchenblatt etwas über die religiösen Verhältnisse der Siedler geschrieben und dabei auch ihn erwähnt und unter anderem berichtet, daß er als Kind schon seine Mutter AGNES verloren habe. Nach

¹⁾ Näheres siehe R. GOLDSCHMIDT, Die alten Siedler auf den Bonininseln in „Die Naturwissenschaften“ 1927.

einiger Zeit erhielt er einen Brief von einer Dame in England: sie habe den Bericht gelesen und mit vieler Mühe auch die Bonin-Inseln als winzige Punkte auf der Karte gefunden. Sie hieße auch AGNES und bäte ihn deshalb zu denken, daß sie fernab in England seine Mutter sei. Seitdem schreibt die Dame alljährlich ein paarmal und schickt ihm theologische Bücher und Zeitschriften, die allmählich zu einer ganzen Bibliothek angewachsen sind.

Folgt man der Ortsstraße östlich um die Bucht herum an der Walfischstation vorbei, so kommt man nach etwa 25 Minuten an einen kleinen Sandstrand, eingesäumt von einem dichten Hernan-



Die Familie SAVORY auf Chichijima.

diahain, in dem Kanus lagern, und dahinter gegen den Hügel zu einer relativ großen ebenen Fläche. Dies ist die Stelle, an der NATHANIEL SAVORY 1830 sein Heim aufschlug und den Urwald rodete, und hier leben auch heute noch seine engeren und weiteren Nachkommen, steht auch in einer Bananenplantage sein verwitterter Grabstein, dessen Inschrift längst nicht mehr lesbar ist. Die Mais- und Bananfelder machen keinen allzu guten Eindruck. Tatsächlich haben die Siedler keine rechte Freude am Landbau. Es ist wohl das alte Abenteuererblut der Walfänger und Südseetrader, das da spukt; auch vielleicht die noch nicht vergessene Zeit vor der Ankunft der Japaner, wo der Siedler in den Bergen jederzeit so viel Hirsche, Ziegen und verwilderte Schweine haben konnte,

als er brauchte, am Strande Schildkröten und Fische und ohne Arbeit leicht dazu Gemüse, Mais und Früchte auf jungfräulichem Boden erhielt. Heute ist das anders, wo 2000 Japaner auf dem gleichen Fleck leben wollen und die Natur ohne Arbeit nichts mehr bieten will. So ist der Kampf ums Dasein hart geworden, und die Siedler sind darin sicher dem primitiven anspruchslosen und hart arbeitenden japanischen Kolonisten nicht gewachsen. So verpachten denn auch die, die über Land verfügen, dies mit Vorliebe an Japaner und legen sich selbst fast ausschließlich auf den Fischfang, der ihrer Natur besser liegt als Ackerbau. Bis vor 15 Jahren gingen die Männer meistens während eines Teils des Jahres auf den Robbenfang, und es ging ihnen dabei gut. Seitdem ist aber der Pelzrobbenfang verboten und damit für die Siedler ihre Haupterwerbsquelle abgeschnitten. Möglicherweise wird aber der Fang bald wieder eröffnet, da die geschützten Herden jetzt wieder hochgekommen sind. Inzwischen schlagen sich die Leute mit Fischen und Schildkrötenfang und ein wenig Landwirtschaft durch. Gelegentlich gibt es auch einmal etwas Schiffbauerarbeit. Aber nur selten fällt solche Arbeit für sie ab, da natürlich die Japaner ihre eigenen Landsleute, die reichlich vorhanden sind, vorziehen. Darin liegt wohl keine böse Absicht, wie überhaupt die Siedler mit der Behandlung durch die Japaner zufrieden sind und mit ihnen auf das beste auskommen. Daß der Japaner sie innerlich verachtet, ist eine andere Sache. Unterworfenen Völkerschaften wie Individuen gegenüber feiert der japanische Nationaldünkel immer Orgien. Hat doch selbst der einfachste Kuli vielfach auch dem Europäer gegenüber das Gefühl einer mitleidigen Überlegenheit, die natürlich auf die verlogene Presse, die berufsmäßige Geschichtsfälschung und die nationalistische Schule zurückgeht, die Jungjapan alles von anderen Koptierte als eigene Errungenschaft darstellt.

Nähert man sich aber den Siedlerhäusern, so merkt man sofort die alte Tradition der Neuengländer, die der alte SAVORY von dem heute noch ganz echten Puritanerhafen Salem in Massachusetts mitgebracht hatte und die sich unter den dunkelhäutigen Mischlingen — es gab ja nie eine weiße Frau auf der Insel — als vorzügliche Tradition erhalten hatte. Die Häuser stehen schon von außen durch ihre Sauberkeit von den japanischen Häusern der Umgebung ab. Sie sind wohl nicht viel anders gebaut als irgendwelche Häuser gleicher Art, mit Palmblättern gedeckt und mit sauber gearbeiteten Holzwänden versehen, einige auch geweißt. Die Zimmer mit den allereinfachsten Holzmöbeln peinlich sauber, an den Wänden ein paar alte Photographien und Schiffsbilder. In all diesen Häusern wurde ich auf das freundlichste aufgenommen, und der alte

BENJAMIN SAVORY, das anerkannte Haupt der Settler, bewirtete mich mit Tee und Kuchen, beides ein großer Luxus. Die ältere Generation spricht noch gutes, wenn auch nicht gerade verfeinertes Englisch, die mittlere Generation kann schon besser Japanisch als Englisch, und die Kinder sprechen nur Japanisch, verstehen aber das Englisch der Großeltern.

Die Unterhaltung dreht sich natürlich hauptsächlich um alte Geschichten und Familienzusammenhänge. Es ist dabei interessant zu sehen, wie die Nachkommen der ersten Ansiedler sich für eine Art von Aristokraten halten, genau im Kleinen wie im Großen heute noch in Amerika. Trotz der unbeschuhten Füße und der einfachen Siedlerkleidung geben sich die einzelnen Männer wie Frauen mit einer freien Vornehmheit, die ihnen sehr gut steht, und man fühlt sich unter diesen einfachen Menschen sofort wohl. Sehr merkwürdig ist, daß alle zweifellos den englischen Rassenstolz sich erhalten haben, allerdings ohne die colour-line, die ja von Anfang an überschritten ist. Die ersten Siedler waren ja Amerikaner und Engländer, die sich polynesischen Frauen von Honolulu und Guam nahmen. Bald kam dazu ein Portugiese mit halbem Negerblut und ein Neger aus Bermuda. Alle diese heirateten durcheinander und bei der geringen Zahl der Frauen gab es auch oft Ehen zwischen älteren Witwern und jungen Frauen aus der folgenden Generation. Seit der japanischen Besetzung nahmen dann auch noch die Ehen mit Japanern und Japanerinnen zu. Man kann sich also denken, welch buntes Rassengemisch die Siedler vorstellen. Da sind noch die direkten Söhne und Töchter des alten NATHANIEL SAVORY mit seiner Frau aus Guam, europäisch mit leichtem polynesischen Einschlag ausschauend. Dann die direkten Nachkommen des Negers GEORGE WASHINGTON mit einer Tochter des alten SAVORY, fast ganz von afrikanischem Aussehen. Dann die folgenden Generationen mit allen möglichen Mischungen in der gleichen Familie: eine völlig europäische Schwester und ein polynesischer Bruder, eine ganz typische kleine Japanerin, deren Bruder wie ein Neger ausschaut. Die Einzelheiten, die nicht hierher gehören, sind von größtem Interesse, und ich habe mich natürlich bemüht, die genauen Stammbäume festzustellen und unauffällig Notizen über alle Individuen, die ich erreichen konnte, zu sammeln. Merkwürdig ist, daß die Siedler selbst die großen Unterschiede kaum zu bemerken scheinen und sich als eine große Familie betrachten, ein Beispiel für die Stärke der gesellschaftlichen Tradition gegenüber dem Rassegefühl.

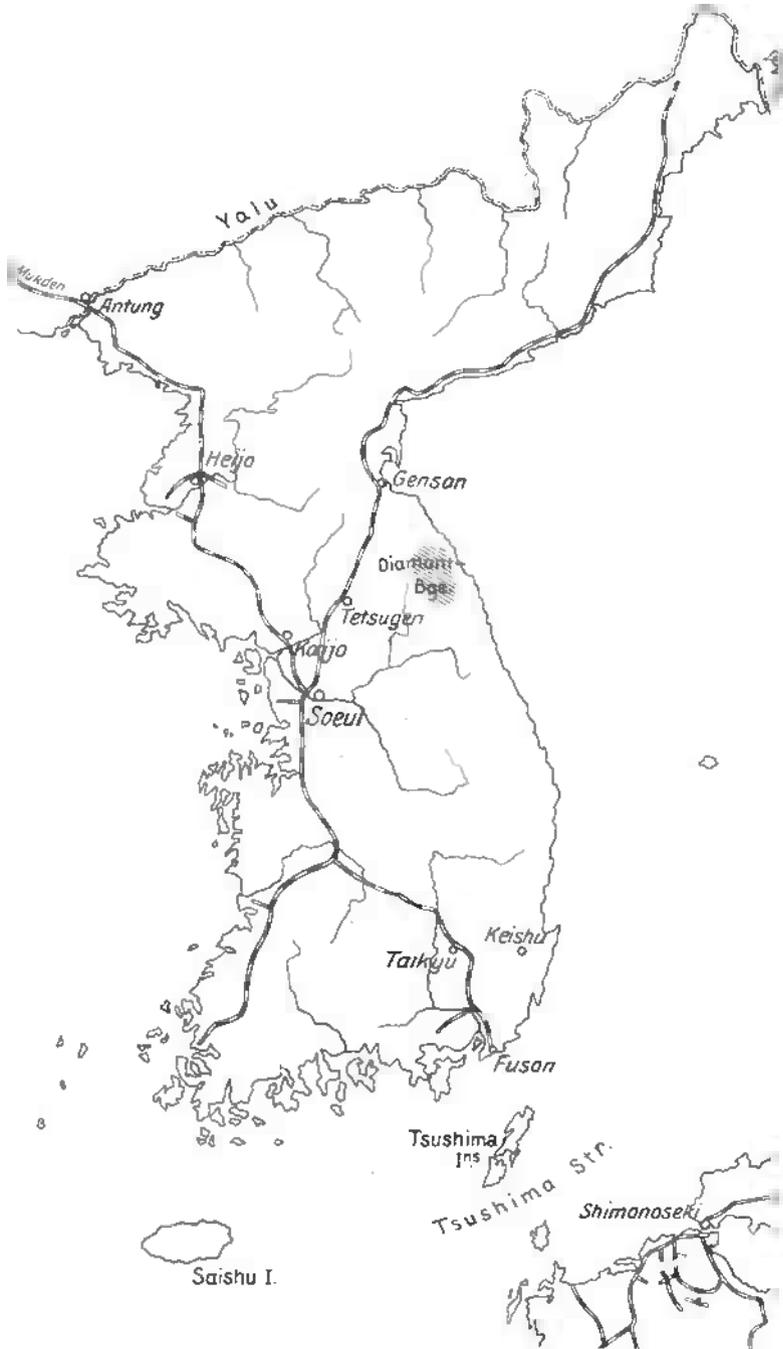
Ich möchte glauben, daß ein Besucher der Insel nach 30 Jahren nichts mehr von den alten Siedlern bemerken wird. Die ältere Generation, die noch ziemlich europäisch ist, wird verschwunden

sein. Die junge wird in den japanischen Schulen erzogen und neigt natürlicherweise zu den Japanern. Wo nicht jetzt schon einer der Eltern japanisch ist, wird es sicher in der nächsten Generation so sein, und da viele japanische Züge in den Kindern solcher Ehen dominieren, so werden diese auch äußerlich mehr oder weniger japanisch erscheinen. Die Variation in der Hautfarbe und dem Nasenbau, die wohl erscheinen wird, wird nicht weiter auffallen, da auch die Japaner darin sehr variieren. Gelegentliche hellfarbige Kinder werden als schön gelten, dunkelfarbige als weniger schön, aber alles in allem wird die Verschmelzung schnell und spurlos stattfinden. Einige begabtere Männer und Frauen, besonders die hellfarbigen, haben schon jetzt den Weg nach Japan und Amerika gefunden, und mehrere der jungen Frauen sind mit Engländern und Deutschen in Japan verheiratet. Dies wird wohl noch weiterhin mit den mehr europäisch ausgefallenen Mädchen der Fall sein, und der Rest, wie gesagt, wird bald von den Japanern aufgesogen sein. Diese Aussicht läßt es mir natürlich besonders interessant erscheinen, daß ich diese merkwürdige Menschengruppe noch bei Lebzeiten der alten Generation besuchen konnte.

Es wurde soeben die Vorliebe der Japaner für helle Haut erwähnt. Trotzdem kommen auch gelegentlich Mischehen mit Farbigen vor. Auf der Südseite der Bucht rastete ich einmal in der Hütte eines Japaners, dessen Frau eine Polynesierin von einer Insel bei Ponape ist. Die Kinder hatten ziemlich dunkle Haut, waren aber sonst schöne große Menschen, ungleich schöner als der den niedersten japanischen Kuli-Typus repräsentierende Vater. Ein Japaner, mit dem ich darüber sprach, drückte sein Entsetzen über die Häßlichkeit dieser dunkelhäutigen Kinder aus. Wie merkwürdig äußert sich doch manchmal die nationale Voreingenommenheit!

Leider ging der Aufenthalt auf der idyllischen Insel gar zu schnell zu Ende. Man lernte hier wenigstens im Kleinen schon den Zauber der Südsee kennen, der seit STEVENSON, VAN GOGH und VAN ZANTEN die europäische Literatur erfüllt. Man begreift den Wunsch des Künstlers, immer zwischen Palmen und Baumfarnen, Mimosen und leuchtenden Hibiskus unter der heißen Sonne zu wandeln und fern vom unruhigen Getriebe der Welt das einfache und beschauliche Leben des Naturkindes zu leben. Wie lange möchten wir unruhige Tätigkeitsmenschen aber das wohl aushalten?

Korea.



Widrige Umstände verkürzten meine Reisen in Korea so, daß ich mich kaum berechtigt fühle, meine Eindrücke niederzuschreiben. Andererseits erscheint das heutige Leben und die Kultur Koreas so wenig differenziert, daß auch eine kurze Bekanntschaft ein Bild zu vermitteln vermag, ganz anders etwa wie in China oder Japan, das man nach jahrelangem Aufenthalt immer weniger zu kennen vermeint.

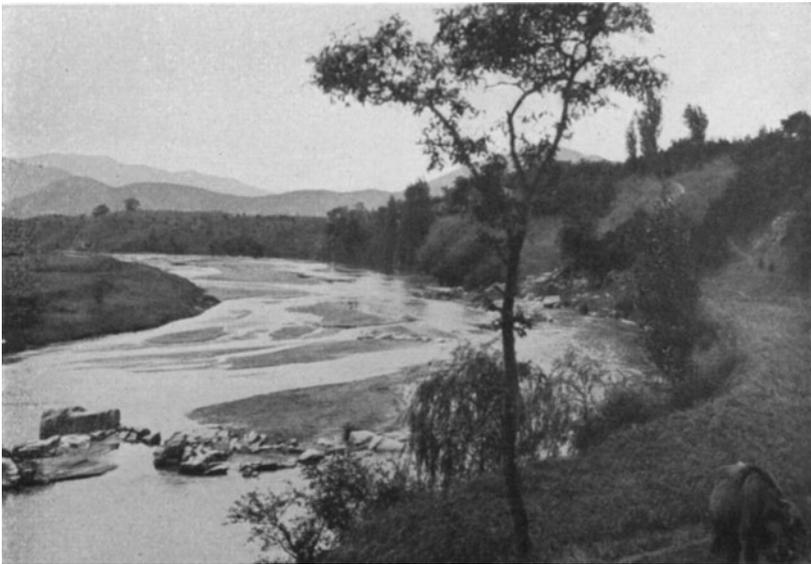
Wer, wie ich, von der chinesischen Seite her nach Korea kommt, hat schon unterwegs Gelegenheit, allerlei Betrachtungen anzustellen. Die chinesische Staatsbahn, die Tientsin mit Mukden verbindet, gibt dem Reisenden Gelegenheit, im Kleinen das traurige Bild des heutigen China zu erleben: Moderne schöne Eisenbahnen mit Schlafwagen und Speisewagen, aber im Zustande vollständiger Verwahrlosung. Die Soldateska CHANG TSO LINS, des heute allgewaltigen Beherrschers der Mandschurei, hat bei dem Hin und Her des sogenannten Bürgerkrieges des letzten Jahres (in Wirklichkeit Krieg zwischen Condottieri um Macht und Geld, an dem das Volk, außer als leidender Teil, kein Interesse hat) diese Eisenbahn vollständig heruntergewirtschaftet. Als ich die Strecke befuhr, soll es bereits geradezu komfortabel gewesen sein im Vergleich mit dem Zustande wenige Wochen zuvor, der danach kaum auszumalen ist. Alles starrte von Schmutz, der Zustand gewisser notwendiger Räumlichkeiten ist kaum zu beschreiben, der Speisewagen glich einem Zigeunerlager und das von schwer bewaffneten, wie Banditen aussehenden Soldaten begleitete Zugpersonal fügte sich auf das beste dem Gesamtbild ein. In Mukden, auf dem japanischen Bahnhof der südmandschurischen Gesellschaft, besteigt man dann den japanischen Expreszug, der durch Korea und die Mandschurei hindurch Japan mit der sibirischen Bahn verbindet. Sofort ist alles tadellose Reinlichkeit und Bequemlichkeit, zuvorkommende Bedienung, Ordnung und Pünktlichkeit. Man sieht das japanische Personal den Zug besteigen, kleine Gestalten, die neben den hochgewachsenen, oft riesigen Nordchinesen wie Zwerge aussehen. Man kann nicht umhin, die wenig schönen Gesichter mit den guten stolzen Zügen der herumstehenden Chinesen zu vergleichen. Und man mag darüber nachdenken, wie wenig der äußere Eindruck der Individuen über die Fähigkeiten und Leistungen des Volksganzen Auskunft gibt. Denn hier erleben wir die positive gegen-

wärtige Überlegenheit des unscheinbaren Inselvolks über das uns Europäern zunächst menschlich viel näherstehende Volk des Reichs der Mitte. Dieser Eindruck in allen seinen Varianten ist es, der uns auf der Fahrt nach Korea nicht mehr verläßt. Denn man hat ja dauernd Gelegenheit, sich mit der Frage zu beschäftigen, wie es kommt, daß ein uraltes Kulturvolk von fast 20 Millionen, in einem Lande mit ausgezeichneten natürlichen Grenzen, so mühelos und passiv einfach in den Besitz eines anderen Volkes übergehen kann. Es hat keinen Zweck, hier sentimental zu sein. Es ist selbstverständlich, daß sich das natürliche Gefühl auf Seiten der Unterdrückten findet und sich mit Sympathie einem Volk zuwendet, das seine nationale Existenz an ein stärkeres Volk verloren hat. Aber die Kenntnis der Geschichte und der geopolitischen Tatsachen zeigt, daß hier eine Entwicklung vorliegt, die notwendig kommen mußte. Wenn also das Gefühl durchaus auf der Seite der Koreaner ist, so kann der Verstand nicht umhin, die Annexion des Landes durch Japan zu verstehen.

1. Südkorea.

Der Ursprung des koreanischen Volkes ist in das gleiche Halbdunkel gehüllt, wie das der meisten ostasiatischen Stämme. Immerhin läßt er sich mit einiger Wahrscheinlichkeit konstruieren aus anthropologischer Beschaffenheit, alten Legenden und Kultureinrichtungen, Sprachforschung usw. Danach kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Vorfahren der jetzigen Koreaner sowohl von Süden als von Norden ins Land kamen. Die südlichen Einwanderer gehörten aber zu jenem Zug malaiischer Stämme, die von Südostasien kamen. Wir haben schon bei den Ryu Kyu-Insulanern diese Frage besprochen. Es scheint mir, daß es nicht die malaiischen Stämme, die Formosa besiedelten, sind, die weiter nach Norden drangen, sondern daß es die verwandten Stämme waren, die in Südchina lebten, die Vorfahren der jetzigen als Miaotze bezeichneten kümmerlichen Reste, die von den vordringenden Chinesen bedrängt, sich zum Teil in das unwirtliche Gebirge zurückzogen, zum Teil auf die Südchina vorgelagerten Inseln (wo ihre Reste noch zu finden sind) und von hier über die Ryu Kyu-Inseln nach Norden. Ein Teil besiedelte Japan und ein anderer Teil Korea. Die Japaner haben somit völlig Recht, wenn sie die Koreaner als Blutsverwandte betrachten, wenn es auch vielleicht allzusehr ad usum delphini hergerichtet erscheint, wenn sie den ersten König von Südkorea als einen Bruder des sagenhaften Begründers von Urjapan JIMMU TENNO ansprechen.

Es scheint mir, daß die Südkoreaner bis zum heutigen Tage ihren alten Rassencharakter (natürlich mit einiger chinesischer und japanischer Beimischung) beibehalten haben. Denn man sieht hier einen auffallend einheitlichen Menschentypus (im Gegensatz zu Japan), der als schön zu bezeichnen ist. Besonders bei den Frauen findet man sehr häufig einen verfeinerten malaiischen Typ, der außerordentlich dem javanischen gleicht. Auch der gute ebene Körperbau entspricht solcher Herkunft. Betrachtet man diese Menschen, so wird das große Rätsel des japanischen Körpertyps noch rätselhafter. Ich kann mir nur vorstellen, daß diese



Im Tal von Keishu.

malaiischen Ureinwanderer beider Länder in Japan sich mit einer Rasse mischten, die genealogisch sehr weit von ihnen entfernt war, so daß die Mischung von einer gewaltigen Spaltung und Rekombination der Charaktere gefolgt war, die die unglaublichsten Kombinationen ergab. Tatsächlich findet man im niederen japanischen Volk sehr oft Typen, bei denen scheinbar kein Teil zum andern paßt, so daß jene groben häßlichen Gesichter entstehen, die schon der alte japanische Illustrator in grotesker Übertreibung gern darstellte. Diese andere Rasse, mit der sich die malaiischen Einwanderer mischten, müssen die Ainu gewesen sein, falls es nicht noch ein anderes unbekanntes Urvolk gab. Nur diese sonst in Ostasien nicht mehr vorkommende stark heterogene Mischung kann die so

unglaublich variierenden körperlichen Züge der Japaner erklären, das Nebeneinander groteskster Häßlichkeit und aristokratischer Verfeinerung. Hier liegt für den Biologen natürlich auch die Wurzel der japanischen kulturellen Entwicklung klar zutage, die hoch über die der Stammrassen hinaus führt, eben als Folge solch heterogener Mischung.

Nach einigen Jahrhunderten mythologischer und legendärer Geschichte — in diese Zeit fallen auch legendäre japanische Kriegszüge und Unterwerfung des koreanischen Reichs, an die aber außerhalb Japans kein Historiker glaubt — konsolidierte sich in Südkorea ein



Blick über die Strohdächer von Keishu,

mächtiges Reich Silla (japanisch Shiragi), das beinahe 1000 Jahre bestand und den einen Höhepunkt der koreanischen Kultur darstellt¹⁾. Im Jahre 57 v. Chr. gegründet, bestand es mit seiner Hauptstadt Kyöngju, jetzt Keishu, bis zum Jahre 935, also während der ganzen Zeit der späteren Han-Dynastie, fünf Dynastien, Wei-, Sui- und Tang-Dynastien in China. Und dieser zeitliche Vergleich ist nicht etwa bedeutungslos, denn sehr früh begann der überragende

¹⁾ Genaueres bei H. B. HULBERT: The History of Korea. Dies und des gleichen Autors The Passing of Korea, London, HEINEMANN, sind die zuverlässigsten Bücher über Korea, geschrieben von einem Missionar, der dort sein Leben verbrachte, und die Quellen aus erster Hand studierte.

Einfluß der hohen chinesischen Kultur sich bemerkbar zu machen, so daß kulturell bald Silla eine Provinz Chinas wurde. In den letzten Jahrhunderten ihrer Herrschaft gelang es den Königen von Silla, auch die beiden anderen im Südwesten und Norden von Korea entstandenen Reiche zu unterwerfen und ganz Korea zum erstenmal zu einigen. Im Norden waren es wohl Mischungen von chinesischen und mandschurischen Elementen mit unbekanntem Uransiedlern, die ein starkes Reich gegründet hatten. Sie wurden aber nunmehr von dem malaiischen Süden aufgesogen.

Erfreulicherweise hat sich in dem unendlich konservativen Land — die Chinesen sind im Vergleich dazu revolutionär zu nen-



Mit Kürbissen bedecktes Dach.

nen — trotz aller späteren Kriegsstürme noch allerlei von dieser uralten Hauptstadt erhalten, deren Besuch für den historisch-archäologisch Interessierten wohl den interessantesten Teil einer Koreareise darstellt. Von Taikyu, einer ebenso großen wie uninteressanten und schmutzigen Provinzstadt an der Hauptlinie von Fusan nach Soeul fährt eine Schmalspurbahn in vier Stunden nach dem Städtchen Keishu. Auch eine für Automobile fahrbare Landstraße ist vorhanden, aber „fahrbar“ ist in Korea ein relativer Begriff. Nur große Flüsse sind von Brücken überspannt, während durch die zahllosen kleineren Flüsse die Straße einfach hindurchführt. Das bedeutet, daß nach den landesüblichen großen Regengüssen, die die Flüsse in wenigen Stunden ansteigen lassen —

Korea ist das Land der alljährlichen großen Überschwemmungskatastrophen — die Straße unbefahrbar ist. Meistens wäre sie es dann übrigens auch ohne die Flüsse wegen der sich bildenden Schlammlöcher, durch die nur der altmodische Stierwagen hindurch kommt. Spät in der Nacht kamen wir furchtbar durchgeschüttelt in Keishu an und wurden von dem, wie üblich, vorher be-



Die koreanische Männertracht.

nachrichtigten Magistratsbeamten und Polizeimeister in das erträgliche japanische Gasthaus geleitet. Erfreulicherweise hörte in der Nacht der Regen auf, und wir konnten am andern und den folgenden Tagen die Schönheiten der südkoreanischen Landschaft genießen.

Das kleine Städtchen liegt in einem breiten Flußtal, das allseits von ziemlich hohen Bergen eingerahmt ist. Heute ist es ein kleines, einige tausend Einwohner zählendes Landstädtchen, das nur einen winzigen Bruchteil des Areals bedeckt, das die alte Hauptstadt

Sillas einnahm, deren Reste sich weithin über den ganzen Talkessel zerstreut finden. Trotzdem ist auch das heutige Keishu insofern sehenswert, als es noch sehr wenig japanischen Einschlag besitzt und uns eine typisch altkoreanische Stadt, allerdings ohne die früher nicht fehlenden Mauern, zeigt. Man kann aber nicht behaupten, daß das viel Sehenswertes bedeutet. Denn von den korea-



Hausierer mit Regentüte über dem Zylinder.

nischen Häusern sieht im großen ganzen eines wie das andere aus. Abgesehen von den nirgends zahlreichen Häusern der Reichen gibt es im ganzen Land nur mehr oder minder große Hütten, aus Holz mit festgestampftem Lehm gebaut. Ist die Hütte größer, so erstreckt sie sich wohl auf drei Seiten oder im Geviert um einen kleinen Hof. Aber eine Schönheit besitzen alle diese Hütten, ihr Strohdach. Es ist nicht das ebenmäßig gepackte, sorgfältig gearbeitete, von einem dachförmigen oder abgebundenen First be-

deckte Strohdach des japanischen Bauernhauses, sondern eine rohe Struktur, die etwa aussieht, als habe man einen Heuwagen über das Haus ausgeleert. Aber in seiner unordentlichen, verwuschelten Art hat das Dach etwas außerordentlich Warmes und Gemütliches, ja es bekommt sogar eine gewisse Schönheit durch die Weichheit seiner Linienführung. Besonders wenn ein Haus im Geviert gebaut ist, wirkt das, das ganze Geviert wie eine in der Mitte eingedrückte Mütze, überdeckende Dach außerordentlich anheimelnd. Ein koreanisches Dach (außerhalb der Großstadt) begnügt sich aber nicht damit, das Haus vor den wilden Regengüssen zu schützen: es ist gleichzeitig ein Obstgarten. Allüberall werden auf den Dächern Kürbisse gezogen, die zur Zeit meines Besuches gerade reif waren und dem Auge von der mandschurischen Grenze bis zur Südspitze in Fusan ein reizvolles Bild boten. Natürlich sind die Häuschen alle so niedrig, oft auch noch gegen die Straße etwas versenkt, daß die Kürbisernte wohl ohne Leitern eingeheimst werden kann.

Das Innere dieser Hütten, von der Außenwelt durch papierbeklebte mehr oder minder im chinesischen Geschmack mit Lattenwerk verzierte Fenster geschieden, die selten intakt sind, steht an Einfachheit dem Äußeren nicht nach. Wie die Japaner haben auch die Koreaner keine Möbel in den Zimmern. Während aber das japanische Haus, selbst das einfachste, durch den Mattenboden, die geschmackvolle Arbeit der Schiebetüren und Fenster, die saubere Holzarbeit von Decke und Tokonoma (Ziernische) außerordentlich ästhetisch wirkt, ja vielleicht die vollendetste Innenarchitektur der Welt darstellt, ist das koreanische Zimmer selbst in besseren Häusern von armseliger Nüchternheit. Geweißte Lehmwände und -decke von zweifelhafter Reinlichkeit ohne irgendwelche schmückende Arbeit sind typisch. (Ausgenommen sind natürlich die Empfangsräume in reichen Häusern, die im wesentlichen im chinesischen Geschmack gehalten sind.) Die Hauptzierde des Zimmers ist der Fußboden, der wohl ganz einzigartig ist und eine der wenigen originellen koreanischen Erfindungen darstellt. Der Fußboden ist aus gestampftem Lehm gefertigt und hohl. Darüber liegen Zementplatten und zuoberst eine Schicht eines besonderen harten Ölpapieres, das wie gewichstes Parkett glänzt und, wenn es regelmäßig gelegt ist und etwas Alterspatina besitzt, sehr schön wirkt. Weniger schön ist aber die Sache vom Standpunkt des Daraufsitzens. Der Koreaner hockt direkt auf diesem Boden, höchstens noch auf einer dünnen geflochtenen Matte. Aber dieser Boden ist von einer unglaublichen Härte, und ich muß sagen, daß ich nach einer einmaligen Teesitzung auf dem Ölpapier für längere Zeit kein Bedürfnis mehr fühlte, auf einem interessanten Fußboden zu sitzen.

Seine Hauptvorzüge muß dieser Fußboden allerdings im Winter entfalten, denn er ist heizbar, eine Wohltat, die nur der schätzen kann, der im Winter unheizbare japanische Häuser bewohnt hat. In jedem koreanischen Haus liegt neben dem Hauptwohnraum am einen Ende des Hauses die Küche. In einem kahlen Raum ist eine Wand vollständig eingenommen von einem hohen Lehmofen mit kleinen Feuerlöchern unten, in die das Brennholz geschoben wird, und mehreren großen eingelassenen Kesseln nach Art unserer Waschkessel, in denen der Reis und das Gemüse gekocht wird. Dieser Herd hat nun seinen Abzug durch die Lehmkanäle des Fußbodens in einen primitiven, aus Holz oder Ton gefertigten Schorn-



Dolce far niente in Soeul. Der dritte Mann trägt den Trauerhut.

stein am anderen Ende des Hauses. So wird der Fußboden von der Küche aus geheizt; in größeren Häusern gibt es außerdem besondere Heizlöcher für die einzelnen Räume.

Daß das koreanische Haus keine Möbel birgt, gilt natürlich nur cum grano salis, ebenso wie für das japanische Haus. Hier wie dort besitzen Geschäftsleute Truhen und Geldkasten, andere Leute Kommoden und Truhen zur Aufbewahrung von Kleidern. Diese koreanischen Truhen und Kasten sind heute zu einem Artikel der Fremdenindustrie geworden, seitdem Reisende ihre Schönheit entdeckten. Der Hauptcharakter der alten Stücke ist gute Arbeit in verschiedenen gemaserten Hölzern (oft Ulmenholz) und reiche, ja überreiche Messingbeschläge in charakteristischen Mustern, auf denen der Schmetterling oft im Vordergrund steht. Ich bezweifle

allerdings, daß diese Truhen eine originelle koreanische kunstgewerbliche Leistung sind, da ich chinesische Möbel der Ming-Zeit kerne, die wohl zum Vorbild gedient haben.

Da die Koreaner eine beträchtliche Zeit ihres Lebens auf dem harten Boden der Häuser sitzend verbringen, so sei hier noch die von der japanischen abweichende Sitzweise der Koreaner erwähnt. Der



Vornehmer Koreaner mit Reitesel und langer Pfeife.

Japaner sitzt ja, wenn vornehme Sitzweise erwünscht ist, auf den nach hinten untergeschlagenen Füßen, sonst mit gekreuzten Beinen wie ein Schneider; die Frauen aber sitzen stets auf den untergeschlagenen Absätzen¹⁾. Der Koreaner sitzt, wenn er nicht nach all-

¹⁾ Siehe die interessante Abhandlung von IRISAWA über die Sitzweise der Japaner in Verh. deutsch. Ges. Nat. Volksk. Ostas. Tokyo 1926.

gemein orientalischer Manier hockt, mit untergeschlagenen Beinen, liebt es aber dabei, Fußsohle gegen Fußsohle zu setzen. Das ist sehr bemerkenswert, da er nicht die zu kurzen Unterschenkel des Japaners besitzt, sondern wohlproportionierte Beine. Die Koreanerin aber sitzt auf dem einen eingeschlagenen Fuß und stellt den anderen Fuß auf, so daß das Knie halbhoch steht. Wie so vieles Koreanische dürfte dies eine uralte chinesische Sitzweise sein. Denn



Koreanisches Mädchen im Festgewand.

sie findet sich schon plastisch in den chinesischen Grabfiguren der ältesten Zeit dargestellt und kehrt auf Darstellungen der Göttin Kuanyin in China von der ältesten Zeit bis zu den heutigen Produktionen Südchinas wieder. Bemerkenswert erscheint, daß in dem altertümlichen japanischen Nospiegel, das ja auch auf uralte chinesische Traditionen zurückgeht, die Schauspieler ebenfalls diese urjapanische Sitzweise benutzen.

Die Altertümlichkeit aller koreanischen Sitten tritt uns überhaupt auf Schritt und Tritt entgegen. In der Han-Zeit, also den Jahrhunderten um Christi Geburt, nahmen die auf niederer Kulturstufe stehenden Einwanderer die damals schon höchst verfeinerte chinesische Kultur und bald darauf auch den Buddhismus an. Es scheint, daß sie dem aus Eigenem seitdem praktisch nichts zugefügt haben, wohl aber vieles der uralten Sitten unverändert beibehielten. So dürfte das merkwürdige Kostüm der Koreaner, das Land und Menschen den charakteristischen Stempel aufdrückt, aus jener Zeit stammen. Der erste Eindruck des Reisenden und die unbedingt zum Land gehörige Staffage sind die weißgekleideten Menschen.



Straßenbild in Soeul.

Früher trugen die Vornehmen bunte Kleider, aber mit dem Verschwinden der Standesvorrechte seit der japanischen Annexion verschwanden auch diese Gewänder, und heute sieht man bunte Trachten nur noch bei Festen und aufgeputzten Kindern, die mit grell blauen Röcken, gelben Jäckchen und vielleicht feuerroten Schärpen und Zopfbändern wie kleine Tropenvögel aussehen. Sonst aber ist alles weiß, Sommers wie Winters, bei Sonnenschein oder Platzregen. Die Männer tragen weite, an den Knöcheln zusammengebundene Hosen und Schnabelschuhe chinesischen Stils, die heutzutage meist aus Gummi gefertigt sind. Ferner eine Weste und ein kurzes Jäckchen, das mit einer Schleife seitlich zugebunden wird, früher ein oder zwei große Stücke Bernstein, der an der koreanischen Küste vorkommt, als Knöpfe besaß. Zum Ausgehen kommt darüber ein

langer weiter Mantel, der mit einer besonders großen Schleife seitlich gebunden wird. All dies ist aus dünnem Baumwollstoff, Hanf oder Grasleinen, bei Vornehmen aus Seide gefertigt. Im Winter ist alles dick wattiert.

Das bedeutendste und wichtigste Kleidungsstück des Mannes ist aber sein Hut. Dieses urkomische Gebilde ist es, das am meisten auffällt und dem männlichen Koreaner jene sonderbare Würde und feiertägliche Gesetztheit verleiht, die so angenehm berühren. Nach uralter chinesischer Sitte trägt der Koreaner — außerhalb der Großstädte auch jetzt noch allgemein — von der Pubertätszeit an das Haar zu einem Scheitelknoten geschürzt. Dieses kostbare Sym-



Koreanische Frauen bei der Wäsche.

bol der Männlichkeit wird durch die Kopfbedeckung geschützt. Um die Stirn wird ein aus Roßhaar oder feiner Bambusfaser ganz leicht geflochtenes Band gelegt oder aber eine aus gleichem Material gefertigte spinnwebleichte Mütze aufgesetzt, die vorn dem Kopf wie eine Haube anliegt, hinten aber zur Aufnahme des Scheitelknotens erhöht ist. Auch diese Mützenform gab es schon in ältester Zeit in China. Auf dieses Stirnband oder Mütze aber kommt die große Manneszier, der komische kleine Zylinderhut mit der geraden Krempe; ebenfalls aus Roßhaar oder Bambus geflochten, ist er federleicht, schwarz oder weiß, manchmal auch schwarz mit einem weißen papierunterlegten Dach versehen. Zwei breite unter dem Kinn gebundene Bänder oder auch eine Schnur aus Bernsteinperlen, die auf die Brust herabfällt, halten das Prunkstück. Jeder Er-

wachsene trägt diesen grotesken Zylinder, Arm und Reich, Städter und Bauer, der dem Träger, selbst wenn er gleichzeitig eine ungeheure Last auf dem Rücken trägt oder einen Stier am Strick führt, etwas Feiertägliches, Würdiges verleiht. Ich möchte behaupten (was natürlich nicht zu wörtlich zu nehmen ist), daß dieser Hut an dem Verlust der nationalen Selbständigkeit Koreas schuld ist.



Bäuerin auf der Straße in Soeul.

Ein Volk, das in solcher Ruhe und Würde seinen Zylinder spazieren trägt, besaß nicht mehr die Elastizität und Schnelligkeit des Handels, um erfolgreich dem beweglichen Japaner entgentreten zu können. Jeder Koreaner führt ferner in seiner Tasche eine zusammengefaltete spitze Tüte aus festem gelbem Ölpapier mit sich, die bei drohendem Regen über den kostbaren Zylinderhut gestülpt und unter dem Kinn festgebunden wird. Auf dem Land aber wird

bei Regen an Stelle eines Schirms ein ungeheurer geflochtener Regenhut von der Größe eines Regenschirms aufgesetzt. Nicht viel kleiner ist der vorschriftsmäßige Trauerhut, der in der langen Trauerzeit zugleich mit groben Hanfgewändern getragen wird, kenntlich an seinem ausgebogten Rand.

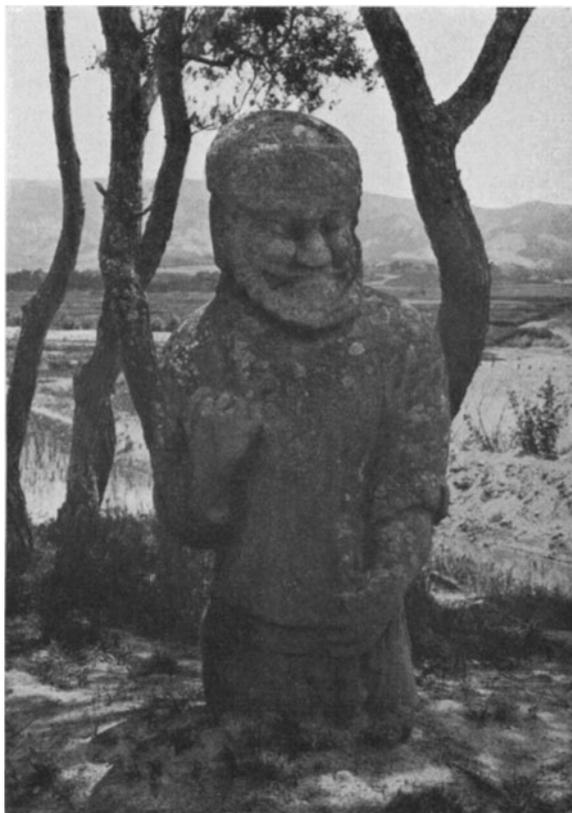
Die Frauenkleidung, die wir ebenfalls schon auf uralten chinesischen Darstellungen finden, ist im wesentlichen die gleiche wie die Männerkleidung. Bis zur Pubertät sind die Kinder beider Geschlechter meist völlig gleich gekleidet, und wenn, wie in Südkorea, die Jünglinge häufig einen Zopf tragen, sind Knaben und Mädchen für den Fremden nicht unterscheidbar. Die erwachsene Frau trägt



Tumulus und Ehrenweg des Fürstengrabs Keiryō in Keishū.

die gleichen langen, am Knöchel gebundenen Pumphosen wie der Mann, unter denen sich drei weitere Beinkleider verschiedener Länge finden sollen. Darüber hängt ein weiter Rock, d. h. ein langes Stück Stoff, das eineinhalbmal um den Körper geschlungen wird und mit einem Gürtel befestigt wird. Diese ganzen Kleider reichen bei Frauen bis unter die Brust, bei Mädchen werden sie über die Brust hochgezogen. Der Oberkörper aber wird ausschließlich von einem kurzen, mit einer Schleife gebundenen Jäckchen bedeckt, das so kurz ist, daß bei Frauen der niederen Stände die Brust darunter hervorschaut. Bei stillenden Frauen — und welche jüngere Frau stillte nicht — geht dies so weit, daß dem Säugling der Zugang zur Nahrungsquelle denkbar bequem gemacht ist. Vornehme Frauen und

Städterinnen, die schon modernisiert sind, binden ihre Röcke jetzt über der Brust. In den Häusern sieht man im Sommer auf dem Lande die Frauen allgemein mit entblößtem Oberkörper, was übrigens auch in Japan, hauptsächlich im Südwesten, der Fall ist. Zweifellos ist dies die letzte Erinnerung an die natürliche Tracht der malaiischen Vorfahren. Im Sommer tragen die Frauen keinerlei



Steinerner Wächter vom Keiryograb.

Kopfputz; das straffe schwarze Haar ist gescheitelt, straff nach hinten gestrichen und zu einem tiefsitzenden Nackenknoten gebunden, in dem ein mehr oder minder kostbarer Pfeil steckt. In Südkorea sieht man häufig eine andere Haartracht mit um den Kopf gelegten Zöpfen, deren Enden vorn über die Stirn zu einem kleinen Knoten vereinigt werden. Auch dies ist uralte chinesisch. Trotz der recht unvorteilhaften Kleidung wirken die Koreanerinnen

im Durchschnitt sehr hübsch, wie ja auch die Männer als gute Typen zu bezeichnen sind. Ja unter den berufsmäßigen Schönheiten, den Tanzmädchen (kisaing), die genau den japanischen Geishas entsprechen und ebenso viel Unheil in der Männerwelt anrichten, gibt es Schönheiten, die auch in Europa Aufsehen erregen würden.

Kehren wir wieder zum Besuch des Städtchens Keishu zurück, in dem wir das koreanische Volksleben, kaum gestört durch den japanischen Einfluß, in seiner ganzen geruhigen Liebenswürdigkeit beobachten können, so treffen wir hier auf Schritt und Tritt die Reste der alten Herrlichkeit des Reiches Silla. Rings um die Stadt,



Ausgrabung in der Basis eines abgetragenen Tumulus.

aber auch innerhalb ihres Geländes, ist das Land richtig übersät mit hohen kuppelförmigen Grabtumuli, die geradezu der Landschaft ihren Charakter verleihen. Sie stammen meist aus dem 3. bis 5. Jahrhundert und sind vielfach mit alten Baumgruppen bewachsen, unter denen Kinder spielen oder würdige alte Herren ihren Zylinder spazieren tragen. An viele von ihnen knüpft sich noch der Familienname, und gar manches Königsgrab birgt die Reste eines Beherrschers von Silla. Am besten erhalten ist wohl das von den Japanern Keiryō genannte Grab, einige Meilen von der Stadt entfernt in lieblicher Hügellandschaft gelegen und ein typisches Beispiel chinesischer Grabkunst der Tangzeit (7.—9. Jahrhundert). Die gemauerte Basis des großen ebenmäßigen Tumulus ist mit Re-

liefplatten geschmückt, die die zwölf Tiere des chinesischen Tierkreises in der klassischen Weise mit Tierköpfen auf vornehm gekleideten Menschenleibern darstellen. Der Zugang zum Grab wird von dem bekannten chinesischen Ehrenweg gebildet, jederseits mit Marmorstatuen geschmückt, wie bei den chinesischen Kaisergräbern alter Zeit. Von ihnen sind noch die zwei Himmelsbeamten in tradi-



Das alte astronomische Observatorium in Keishu.

tioneller Darstellung, zwei Löwen charakteristischer Tangarbeit und zwei Grabeswächter erhalten, letztere als bärtige Krieger dargestellt und hervorragende Meisterwerke der Tangplastik voller Leben und Bewegung. Populärer als dieses Grab ist aber am entgegengesetzten Ende der Stadt das des Königs TAISO BURETSU (660 n. Chr.), ausgezeichnet durch eine sorgfältig gearbeitete riesige Marmorschildkröte mit der Inschrifttafel auf dem Rücken, bekanntlich ebenfalls die klassische chinesische Monumentform.



Reste der goldenen Pagode in Keishu.



Aufgang zum Bukkokujitempel.

Während die Gräber bekannten Ursprungs nicht geöffnet werden können, ohne die Gefühle des koreanischen Volks auf das schwerste zu verletzen, sind von japanischen Archäologen viele unbekannte Gräber geöffnet worden und haben durch ihren Inhalt an Grabbeigaben ein ziemlich gutes Bild jener Zeit vermittelt. Ein nettes kleines Museum in Keishu und die schönen Museen in der Hauptstadt Soeul zeigen die gefundenen Schätze. Ich konnte zufällig einer Graböffnung beiwohnen, die in Erwartung des bevorstehenden Besuchs des archäologisch interessierten schwedischen Kronprinzen vorgenommen wurde. Der Tumulus war bereits abgetragen. Die



Haupttor des Tempels Bukkokuji.

an seiner Basis liegende hölzerne Grabkammer war natürlich verfault, und Steine und Erde füllten sie aus, aus der mühsam Hand für Hand der Inhalt freigelegt werden mußte. Vom Skelett ist mit Ausnahme der Backzähne nichts übrig, aber aller Schmuck und andere Beigaben sind in ihrer richtigen Lage erhalten. Diese Beigaben zeigen nun in sehr charakteristischer Weise die Kombination der primitiven Kultur der Einwanderer mit den angenommenen chinesischen Sitten, eine Kombination, die sich bis heute kaum geändert hat, da die Koreaner ans Eigenem nur sehr wenig Neues geschaffen haben. Der Schmuck aus bunten Glasperlenketten, Gürtel und Kronen aus getriebenem Gold sind wohl einheimischen Geschmacks. Sie sind reich verziert mit dem klassischen religiösen Symbol der Vorfahren von Japanern und Koreanern, der Magatama, dem ge-

bogenen Kleinod aus Halbedelstein geschnitten, dessen Bedeutung wir schon früher (siehe Ryukyu) erörterten. Eine im Museum aufbewahrte Goldkrone ist über und über mit solchen Magatama behangen, für die die Japaner Phantasiepreise zu bezahlen bereit sind (für ein solches gebogenes Kommasteinchen von einer Königskrone wurden 20000 Yen geboten). Die übrigen Grabbeigaben, nämlich Gefäße aus Bronze und Gold, sowie Waffen sind typische chine-



Im Bukkokujiempel.

sische Produkte der Zeit. Dagegen ist die unglasierte Töpferei, zum Teil geschmackvoll verziert, koreanisch. Die Keramik ist ja tatsächlich die einzige Kunst, in der die Koreaner Selbständiges geleistet haben. Gelegentlich werden auch Bronzestatuetten gefunden, und einige von diesen, die das Palastmuseum birgt, gehören zu den großartigsten Meisterwerken koreanisch-chinesischer Plastik. Es handelt sich meist um Darstellungen der Göttin Kuanyin mit dem überschlanen, wundersam überirdischen Körper und dem lieblichen Gesicht, die auch aus Frühwerken der japa-

nischen Naraperiode bekannt sind. Beide dürften von den großen chinesischen Bildhauern der Weiperiode gefertigt oder übernommen sein.

Außer den Grabtumuli ist über der Erde nicht allzu viel aus der Sillazeit erhalten. Da steht mitten im Lande nahe einem malerisch verwehrlosten, in seinen jetzigen Gebäuden nicht sehr alten Tempel



Der Buddha von Bukkokuji.

(Funkwoji) der Rest der goldenen Pagode, die einmal ein großes Kunstwerk gewesen sein muß. Von den neun Stockwerken, die im Jahre 634 erbaut wurden, stehen aber nur noch drei an der Basis mit Marmorreliefs geschmückt, deren Verwitterung aber kaum mehr ihren künstlerischen Wert erkennen läßt. Nicht weit davon entfernt ragt einsam aus den Reisfeldern ein merkwürdiger flaschenförmiger Steinbau, die Ruine eines etwa gleichzeitig errichteten astrono-

mischen Observatoriums. In einiger Entfernung am Fluß stößt man auf hohe, gras- und baumbewachsene Wälle, die in der Form eines Halbmondes ein festes Lager (Getsujo) umschlossen, heute aber nur Reisfelder einschließen, aus deren Schlamm der Pflug gelegentlich schöne alte Ziegel mit den gepreßten Mustern der chinesischen Tangzeit ans Licht fördert. Wieder ein Stück weiter wird ein uralter



Die Steinpagoden im Hof des Bukkokujitempels.

malerisch verwilderter Hain mit einem kleinen Tempelchen gezeigt, die Stelle, an der im Jahre 65 der Gründer der Königsfamilie KIN vom Himmel stieg. Denn die Koreaner stehen den Japanern nicht nach in bezug auf den himmlischen Ursprung des Herrscherhauses. Viele ähnliche Plätze, die dem Reisenden gezeigt werden, heißen sich nennen, ohne daß sie irgend etwas anderes böten, als die Erinnerung an einstige Größe.



Blick von der Paßhöhe bei der Grotte Sekkutsuan.

Nur von einem wirklich großen Werk der Sillazeit ist noch mehr als armselige Ruinen erhalten. Im 3. Jahrhundert breitete sich der Buddhismus mächtig aus, und bald waren die Hügel und Täler rings um die Hauptstadt von Hunderten von Tempeln und Klöstern bedeckt, die in Architektur und Inhalt den Gipfel des damaligen



Die Grotte Sekkutsuan von ferne gesehen.

Könnens, natürlich chinesischen, nicht koreanischen, darstellten. Von diesen ist noch der im 6. Jahrhundert gegründete und im 8. Jahrhundert neugebaute Tempel von Bukkokuji weitgehend erhalten und stellt eins der großen Meisterwerke der Tangkunst dar. Einige Meilen außerhalb von Keishu, in einem Seitental dem bewaldeten Berghang angelehnt, erhebt sich der Tempel auf einem



Die Hauptstatue in der Grotte Sekkutsuan.

Vorsprung, von dem der Blick weit über Berge und Täler schweift. Auf hoher Steinterrasse, zu der eine von Bogen getragene, für orientalische Architektur sehr merkwürdige steinerne Freitreppe führt, erhebt sich das klassische Haupttor mit seinem breitausladenden geschweiften Dach, flankiert von seitlichen, über die Terrasse vorgebauten viereckigen Pavillions mit eigener Freitreppe. In dem großen Tempelhof erheben sich zwei Marmorpagoden, deren

eine, von ungewöhnlicher Grazie der Konstruktion und Ausführung, mit Recht als seltenes Meisterwerk gefeiert ist. Dahinter steht die große Haupthalle, in klassisch chinesischem Stil vollendete Proportionen mit sorgfältiger Holzarbeit verbindend. Ein Nebengebäude ähnlicher Konstruktion birgt zwei hervorragende hölzerne Buddhastatuen, deren Schönheit leider etwas durch die rohe Be-



Darstellung der Shi-Tenno in der Grotte von Sekkutsuan.

malung beeinträchtigt wird. Am Tage meines Besuchs feierten die Koreaner gerade das Allerseelenfest, und so wimmelten die Tempelgründe von weißgekleideten Männern, Frauen und Kindern. Aber nur ein paar alte Weiblein betraten die Tempelhalle, um dem großen Buddha und noch mehr einer Gruppe kleiner tönerner Heiliger ihren Respekt zu erweisen.

Hinter dem Tempel, eine Stunde weit in den Bergen, findet sich ein Höhlentempel (Sekkutsuan) den ich unbedenklich als das größte

Kunstwerk Koreas und eines der größten Meisterwerke der chinesischen Tangkunst bezeichnen möchte. Ein steiler Weg, der aber gerade kurz vorher anlässlich des Besuchs eines japanischen Prinzen hergerichtet war, führt in den schroffen Berghängen hinauf zu einem etwa 600 m hohen Paß. Von hier schweift der Blick östlich über gewundene Täler und kahle Bergrücken bis zur japanischen



Lohanrelief in der Grotte von Sekkutsuan.

See, während südlich das weite, von Bergen eingerahmte Tal, in dem Keishu liegt, zu unseren Füßen sich windet. Etwas unterhalb des Passes in einem Seitentälchen erblickt man schon von weitem den gemauerten Höhleneingang nächst einem armseligen Rest des Tempels, in dem ein Priester, zugleich Aufseher, haust. Die Felshöhle ist nicht sehr groß und mit großen Steinblöcken zu einem hohen, prachtvoll proportionierten Dom ausgebaut. Vor dem eigentlichen Eingang ist jederseits eine breite, rechteckige Nische in den Fels

gehauen und ihre Wand mit jederseits fünf großen Marmorplatten mit lebensgroßer Reliefdarstellung belegt. Je vier stellen überirdische Könige dar, das fünfte Paar nächst dem Eingang aber sind die typischen Torwächter (Ni-o) aller alten Tempel. Im eigentlichen Eingangsbogen sind jederseits zwei ebensolche Marmorplatten eingelassen mit der klassischen Darstellung der vier Wächter der



Kwannondarstellung in der Grotte von Sekkutsuan.

Himmelsrichtungen (Shi-Tenno), auf den besiegten Dämonen stehend. Der Eingang selbst wird abgeschlossen von einem riesigen steinernen Torii im indischen Stil. Unter dem gewölbten Dom thront ein gewaltiger 3 m hoher Buddha, in der ganzen erhabenen Größe der Tangkunst konzipiert. Ringsum ist die Wand des Doms mit fünfzehn Steinplatten ausgelegt, von denen zehn Rakans (Lohan, buddhistische Apostel) darstellen und fünf die Göttin Kwannon. Diese fünfzehn Platten gehören unzweifelhaft zu den größten

Meisterwerken altchinesischer Plastik. Die Rakans, in Gestalt asketischer Bettelmönche dargestellt, glühend von religiöser Ekstase, die Göttinnen in lieblichster Bewegung, die schönen Züge durch die Verwitterung der Oberfläche noch weicher und milder erscheinend, als es der Künstler schon ausdrückte. (Die Photographien, schlechte Blitzlichtaufnahmen, geben keinen rechten Begriff dieser Kunstwerke.) Über diesen Platten sind in die Kuppelwand zehn tiefe Nischen eingelassen, in denen Statuen sitzender Gottheiten sich finden. Leider sind sie im Haldbunkel nur schlecht zu sehen; Abgüsse, die sich in Soeul finden, zeigen aber, daß es sich um ganz wundervoll bewegte größte Meisterwerke der Tangkunst handelt, die ich der Beachtung der Kunsthistoriker empfehlen möchte.

2. Die Diamantberge.

Das Reich von Silla, dem es schließlich sogar gelungen war, ganz Korea unter einer Herrschaft zu einigen, auch das nördliche Kokoli hauptsächlich mandschurischen Ursprungs einschließend, ging aber schließlich im 9. Jahrhundert durch innere Kämpfe zugrunde. An seiner Stelle erstarkte die Koli (Koryo)-Dynastie — von ihr stammt der Name Korea an Stelle des alten und von den Japanern wieder erweckten Namens Chosen, Land der Morgenfrische —, die ebenfalls das ganze Land unter ihre Herrschaft brachte und bis zum Jahre 1392 beherrschte. Die Hauptstadt war Songdo (jetzt Kaijo), nördlich von Soeul, wo aber nicht mehr viel von der alten Herrlichkeit übrig geblieben ist. War Silla (und auch Kokoli im Norden, dessen historische Hauptstadt Pyengyang, jetzt Heijo, ich leider nicht besuchen konnte) in der Hauptsache vom Einfluß der chinesischen Han- bis Tangkultur beherrscht, so stand Koli unter dem Einfluß der chinesischen Sungkultur. Seitdem sind alle koreanischen Lebensformen völlig chinesisch, so sehr, daß sich etwas selbständiges Koreanisches kaum entwickelte. Die einzige Ausnahme von dieser Regel machte die Töpferkunst. Unter dem Einfluß chinesischer Sungtöpferei, dem Gipfelpunkt chinesischer Keramik, entwickelte sich während der Koli-Dynastie eine koreanische Keramik, die einen der großen Höhepunkte dieser Kunst darstellte. Vor allem wurde Seladonware hergestellt, mit der bald ganz Ostasien versorgt wurde. Aus dem typischen chinesischen Seladon entwickelten aber die Koreaner jenes zarte durchsichtig glasierte, mit bunten, sich dem Grundton wundervoll weich einfügenden Mustern verzierte koreanische Seladon, das das Entzücken der Sammler darstellt. Die guten Stücke werden meist in Songdo ausgegraben, und köstliche Exemplare zieren die Museen in Soeul. Außer dem Seladon sind es

vor allem schwarze und Hasenfell(Temmoku)-Glasuren, in denen damals die Koreaner hervorragten. Das Ende der Koli-Dynastie bedeutet auch das Ende dieser Kunst, denn was seitdem geschaffen wurde, ist Durchschnittsware. Aber ein großes Verdienst war den koreanischen Töpfern noch beschieden: von seinem Kriegszug nach Korea brachte HIDEYOSHI Ende des 16. Jahrhunderts koreanische Töpfer nach Japan und siedelte sie in Satsuma an. Ihre Traditionen begründeten die hohe Entwicklung der japanischen Töpferei der folgenden Jahrhunderte.



Dorfstraße auf dem Weg zu den Diamantbergen.

Während der Herrschaft der Koli-Dynastie wurde in Korea der Buddhismus mächtig, ja übermächtig, obwohl diese Zeit manche schlimmen kriegerischen Ereignisse, vor allem den Mongoleneinfall mit all seinen Schrecken und Verwüstungen brachte. Damals bedeckte sich das Land mit Klöstern und Tempeln, die unter der Hofgunst blühten, und viele von ihnen sind noch erhalten. Wohl das merkwürdigste Zeugnis dieser klösterreichen Zeit und zugleich die große landschaftliche Hauptschönheit Koreas findet sich in den heiligen Diamantbergen, östlich vom Zentrum der Insel. Keum Gong San (jap. Kongo San), Diamantberge, so genannt ob ihrer Schönheit, sind eine wilde Gebirgskette nahe der Ostküste, in deren Schluchten Tiger, Leopard und Bär immer noch, wenn auch jetzt selten, zu finden sind. (1925 wurden in ganz Korea nur noch drei

Tiger erlegt; früher war er so häufig, daß die berufsmäßigen Tigerjäger in den Kriegen eine Kerntruppe stellen konnten.) In die großartige Einsamkeit dieser Berge zogen sich schon in der ersten Blütezeit des Buddhismus im Reiche Silla fromme Mönche und Nonnen zurück und begründeten Klöster und Tempel. In der Koriperiode erlebten diese, von der Hofgunst getragen, eine neue Blüte, und die Klöster sollen damals nach Tausenden gezählt haben. Dann folgte wieder eine Zeit, in der der Buddhismus seinen Einfluß verlor, ja die Mönche und Nonnen in dem strikten sozialen System der Zeit auf der niedersten Stufe standen, zusammen mit Sklaven und Zau-



Dorf auf dem Weg zu den Diamantbergen.

berinnen. Die Klöster verfielen und die Mönche verschwanden. Erst seit der japanischen Besitzergreifung nahmen sich die japanischen Buddhisten wieder der altehrwürdigen heiligen Stätten an und sorgten für Reparaturen. So sind jetzt etwa 40 Klöster mit einigen hundert Mönchen und Nonnen wieder zum Leben erwacht.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß die Diamantberge nur ganz wenigen Kennern des Landes bekannt waren. Der offizielle japanische Reiseführer von 1913 erwähnt sie noch mit keinem Wort. Seitdem aber haben die reiselustigen und Naturschönheiten liebenden Japaner sich an die Erschließung des Gebietes gemacht. Heute (1926) fährt man von der Hauptstadt Keijo östlich in vier Stunden bis nach Tetsugen, von wo eine Straßenbahn noch zwei Stunden

talauf ans Gebirge heran fährt. (Diese soll in den nächsten Jahren bis zu den Diamantbergen geführt werden.) Vom Endpunkt führt eine sogenannte Fahrstraße bis zum Rand der inneren Diamantberge, dem Kloster Choanji, nahe dem die Eisenbahnverwaltung ein kleines Berghotel errichtet hat. Die Verbindung wird mit Kraftwagen besorgt, die die Strecke in vier Stunden zurücklegen sollen; das heißt nämlich, wenn es der Zustand der Straße erlaubt. Wenn es, wie es zur Zeit meines Besuchs der Fall war, ein paar Tage geregnet hat, so ist die Bewältigung dieser Straße durch einen Kraftwagen eine Rekordleistung. Ich kann nicht genug die Tüchtigkeit



Schuljugend eines Dorfes auf dem Weg zu den Diamantbergen.

der kleinen Fordwagen alten Modells bewundern, die, von den einheimischen Chauffeuren schlecht gepflegt, ja grauenhaft mißhandelt, diese Bergstraße täglich erklimmen. Bald sind die Wagengeleise in der weichen Straße so tief eingefahren, daß der Wagen umzufallen droht und dauernd wie ein Schiff im Sturm schwankt. Dann wieder kommt an Stelle einer Straße ein altes Flußbett mit durcheinander gewürfelten Felsblöcken, über die der Ford hinweghüpft und die armen Passagiere gegen das Dach wirft. Immer und immer wieder kommen Flüsse und Fließchen, die, natürlich ohne Brücke, über Sand und Geröll überschritten werden. Manches Mal waren die Fließchen so geschwollen, daß wir aussteigen mußten und sie auf einem Baumstamm überschritten, da der Führer sich nicht traute,

die Passagiere der Gefahr des Umfallens im Fluß auszusetzen. Oder wenn an einer großen Schlinge ein geschwollener Fluß zweimal überschritten werden muß, so konnten wir, an der vom Hochwasser abgebrochenen Böschung entlang kletternd, die Schlinge umgehen, natürlich unser Gepäck mitschleppend, während der brave Ford allein in den aufspritzenden Fluß tauchte und mit vielem Fauchen auf der anderen Seite die Uferböschung erklimm. Auf einem aufgeweichten Paßwege mußten wir sogar alle in die Räder greifen, um den bis zur Achse eingesunkenen Wagen wieder flott zu machen.



Der Ford fährt durch den Fluß.

Abgesehen von diesen kleinen Verkehrsschwierigkeiten bietet uns die Fahrt den abwechslungsreichsten Einblick in die koreanische Landschaft. Im gewundenen Flußtal, das wir öfters verlassen, um über einen Paß hinweg es auf einem höheren Niveau wieder zu erreichen, liegen zerstreut zahlreiche Dörfer, alle aus den gleichen strohgedeckten, kürbisbewachsenen Hütten bestehend, die in ganz Korea einander gleichen. Nur hier und da erscheint einmal ein größeres Gehöft mit schön geschwungenem Ziegeldach, das zunächst wie ein alter Tempel wirkt. Überall sind die Straßen mit weißgekleideten Menschen belebt. Männer mit ihren Zylindern auf dem Kopf ziehen entlang, ihren Stier am Nasenring führend. Man möchte sagen, daß dies das Hauptcharakterbild Koreas ist. Wo man auf der Landstraße im ganzen Land einen Menschen sieht, führt er

seinen Stier hinter sich, dieses wichtigste aller Haustiere, das alle schwere Arbeit geduldig und gutmütig ausführt. (Nur selten sieht man Kühe; Milchwirtschaft kennt der Koreaner, der seit Jahrtausenden den Arbeitsstier benützt, noch nicht.) Gelegentlich führt ein Mann auch eines der winzigen koreanischen Pferdchen am Zügel, die aber nicht den Körperbau eines Ponys haben, sondern wie ein verkleinertes großes Pferd aussehen. Sie gelten als ungeheuer ausdauernd, aber auch zugleich rauf lustig. Nur selten sieht man auch einmal ein Eselchen, das als besonders vornehmes Reittier gilt. Wie wohl überall im Osten ist aber das Hauptlasttier der Mensch. Korea



Auf dem Weg zu den Diamantbergen.

hat dies vielleicht zur größten Vollkommenheit ausgebildet. Während im ganzen Ostasien von Indien bis Japan der Kuli seine Last an den Enden einer auf der Schulter liegenden Tragstange wippenden Schritts trägt, hat der Koreaner ein Traggestell erfunden, eine Art Kiepe aus Stangen, die mit Gurten über der Schulter getragen wird und vom Hals bis zu den Absätzen des Trägers reicht. Am Gestell sind oft ein oder zwei trichterförmige Taschen oder Körbe aus Geflecht befestigt, in die die Waren gefüllt werden. Die Last, die ein Koreaner auf diese Weise trägt, ist ungeheuer; zwei bis drei Zentner bewältigt er leicht und auf große Strecken etwa 150 Pfund. Der Bauer, der sein Obst und Gemüse zum Markt trägt, führt so seinen ganzen Laden mit sich; auf dem Markt angekommen, stellt er seine Kiepe wie eine Malerstaffelei auf, und seine Waren in den Trichter-

körben sind ohne weiteres ausgestellt. Ich habe im Gebirge solche Träger gesehen, die mit einer hoch über ihren Kopf ragenden Last von Ballen, die nicht unter 150 Pfund wiegen konnten, über die schlüpfrigen Fichtenstämme balancierten, mit denen Abgründe und Felsdéfilés überbrückt sind, und die schon für den unbelasteten Wanderer alle Vorsicht erfordern. Auch Frauen, die man auf den Landstraßen trifft, tragen öfters beträchtliche Lasten, aber stets auf dem Kopfe, während auf dem Rücken der unentbehrliche Säugling hängt. Sie sind so an diese Tragart gewöhnt, daß sie gelegentlich ein kleines Paketchen, das in der hohlen Hand verschwinden



Kloster Choanji in den Diamantbergen.

könnte, auch auf den Kopf legen, was herzlich komisch wirkt. In den vielen Dörfern, die wir passieren und wo wir gelegentlich zur Mitnahme eines Briefes einen kurzen Halt machen, sammelt sich natürlich die Bevölkerung an, um den Fremden, ohne jede Aufdringlichkeit, zu besichtigen, und die Schuljugend wetteifert in Neugier mit den würdigen, weißbärtigen alten Herren im Zylinder, die nirgends in Korea fehlen. Man wundert sich manchmal, wo all die alten Männer nur herkommen. So ziehen die Bilder von Land und Leuten an uns vorüber, bis wir endlich nach achtstündiger Rumpelrei über Stock und Stein schon in tiefer Dunkelheit den letzten Berg erklimmen und in ein dunkles, enges, von hohen Kiefern bewachsenes Felstal einbiegen, durch das ein reißendes Bergwasser rauscht. Wir sind in Choanji.

Die Diamantberge werden in Innen- und Außenkongo geschieden. Letztere Gruppe, mehr der Ostküste genähert, hat weitere Täler und Berge, von denen man bis zum Meer sehen kann. Außenkongo wird von der Ostküste her erreicht und ist ebenfalls von einem Berghotel in Onseiri aus zugänglich. Meine Zeit erlaubte mir leider nur Innenkongo zu besuchen, das durch enge Täler und wildzerklüftete Schluchten zwischen hohen Felsnadeln charakterisiert ist. In der Hauptsache ist Innenkongo gebildet durch ein langes gewundenes Flußtal mit mehreren Seitentälern (s. Karte), dessen Ostseite flankiert wird von hohen sehr steilen Felsbergen. In den Tälern



Flußbett in den Diamantbergen.

und auf den sie überragenden Hügeln und Vorbergen zerstreut liegen die malerischen Klöster, deren größtes und ältestes Choanji (kor. Chonansa) gleich am Eingang zur Talschlucht über dem brausenden Fluß sich erhebt. Eine Serie von großen und kleinen Gebäuden, teils Tempel, teils Wohnhäuser der Mönche, bedeckt das kleine Plateau, alle im gleichen altchinesischen Stil gebaut und mit der uralten Patina des Holzwerkes, den geschwungenen Linien der Dächer sich wundervoll in die Gebirgslandschaft einfügend. Von hier mag man die mannigfachsten Ausflüge in Haupt- und Nebentäler unternehmen. Streckenweise wandert man auf steinigem Bergpfaden, dann führt wieder der Weg am oder im Flußbett über glatte, geneigte Felsplatten. Flüsse und Fließchen werden von Fels

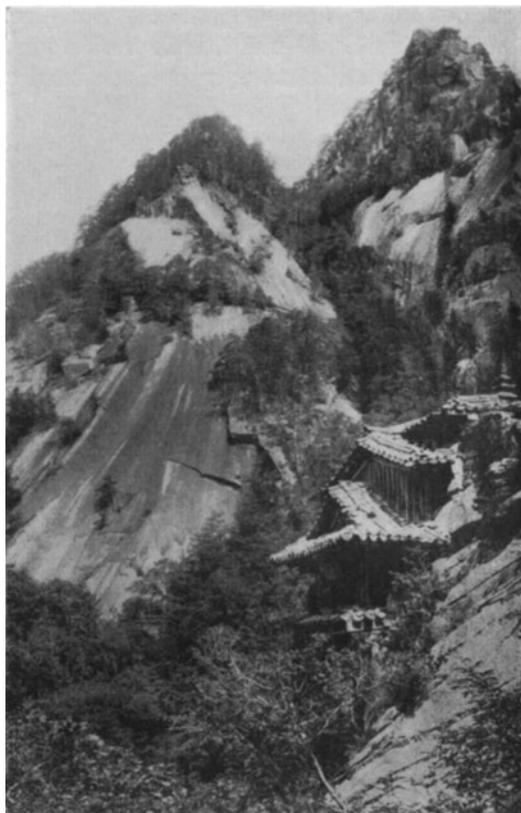
zu Fels springend überschritten oder auch durchwatet. Wo die Felswände senkrecht in den Fluß abfallen, hat man im Interesse der frommen Pilger ein Gestell schlüpfriger Fichtenstämme gelegt und unzugängliche Felsvorsprünge werden mit einem schräg gelegten Balken mit eingehauenen Stufen — der uralten Form der Leiter — bewältigt. Unaufhörlich wechselt das Landschaftsbild, das weitgehend unseren voralpinen Bergschluchten ähnelt. Der Hauptunterschied ist die gewaltige üppige urwaldartige Vegetation. Hänge und Felsen sind mit Fichten, Kiefern, Eichen bedeckt. Dazwischen wuchert eine undurchdringliche Masse von Gesträuch aller



In den Diamantbergen.

Arten und jeder offene Fleck ist bedeckt mit rotblühenden Asten, die gelegentlich in einem dichten Busch mitten auf einer kahlen senkrechten Felsplatte hervorleuchten. Die vielen Biegungen und klammartigen Schluchten und steilen Seitentäler eröffnen ständig neue großartige Ausblicke, deren Zauber sich kein Wanderer entziehen kann. Folgt man irgendeinem Seitenpfad und erklettert einen Hügel oder Zacken, so mag man sicher sein, früher oder später auf ein bewohntes Kloster oder ein zu einem Kloster gehöriges Farmhaus zu treffen, umgeben von Gemüsegärten. Das Haus im Tempelstil gebaut, mag an einem Ende wie ein richtiges Bauernhaus erscheinen, aber auf der anderen Seite eine malerische Tempelhalle mit Wandgemälden und einem mehr oder minder guten Buddhabild

enthalten. Oder wir treffen auf ein einsam einem Felsen angelehntes Tempelchen, dem Rest eines ehemaligen Klosters, das zum Schutze und zur Verehrung eines in die Felswand eingemeißelten Buddha- oder Jizobildes erbaut ist. Und als brave Pilger, die die erhabene Bergeinsamkeit und Heiligkeit des Ortes mit Dankbarkeit erfüllt, legen wir den Strauß wilder Astern vor dem milden Götterbild



Tempelchen in den Diamantbergen.

nieder, das seit 1000 Jahren die Wünsche frommer Wanderer anhört, vielleicht auch erhört.

Die größeren Tempel und Klöster liegen aber in dem Haupttal. Von denen, die ich besuchen konnte, gebührt wohl die Krone dem aus der Silla-Dynastie stammenden Kloster Pyohunsa (jap. Hyokunji). Von Choanji den Fluß aufwärts wandernd und ihn mehrmals überschreitend, kommt man an eine Art Felstor, in dessen flache

Wand uralte verwitterte buddhistische Reliefs eingemeißelt sind. Dahinter erweitert sich das Tal ein wenig, und ein paar kleine Klöster liegen nahebei. Dann treten die Ufer wieder zusammen und an einer Flußbiegung liegt gegen die Hügel gelehnt das ziemlich große Kloster. Seine mannigfachen Hallen, in denen noch 40 Mönche hausen, sind in ziemlich gutem Zustande, die bunten Bemalungen der Säulen teilweise renoviert. Am schönsten erschien mir eine uralte Halle von besonders einfacher, aber großzügiger Holzarbeit, die auf Säulen dicht am Fluß steht, halb verborgen hinter mächtigen Bäumen, von deren Plattform man einen herrlichen Blick ins

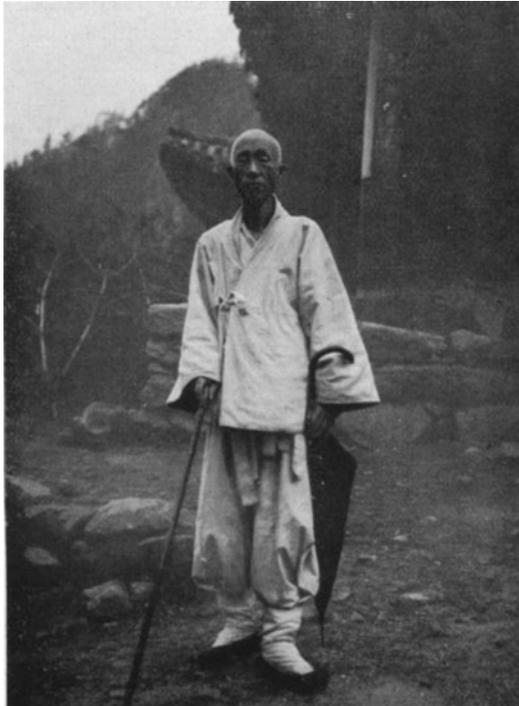


Felsenskulptur in den Diamantbergen.

Tal genießt. Sichtlich diente sie auch in alter Zeit nur diesem Zweck des beschaulichen Genießens der Landschaft.

Auf einem steilen Bergvorsprung hinter diesem Kloster liegt das kleine Kloster Shoyoji, ausgezeichnet durch ein paar sehr schöne besonders alte Gebäude, in denen berühmte buddhistische Schriften aufbewahrt sein sollen. Von diesem Kloster aus, in dem nur ein einziger verschmitzt aussehender alter Mönch wohnte, hat man einen besonders schönen Überblick über die Hauptkette des Gebirges. Die Lage ist genau dieselbe wie die der Wengernalp zu den Bergriesen des Berner Oberlandes. Jenseits des tiefen Tals erblickt man nebeneinandergereiht die ganze Kette der steilen Berge, deren zackige, dolomitartige Felsengipfel über den dichten Wald, der sie

hoch hinauf bedeckt, herausragen, ein Bild von großartiger alpiner Schönheit, nur ein wenig getrübt durch das Bedauern, daß meine Zeit mir nicht mehr erlaubte, den einen oder anderen Zacken zu besteigen. So mußte ich hier von den schönen Diamantbergen wohl auf Nimmerwiedersehen Abschied nehmen. Er wurde etwas erleichtert durch einen beim Abstieg einsetzenden Platzregen, der die

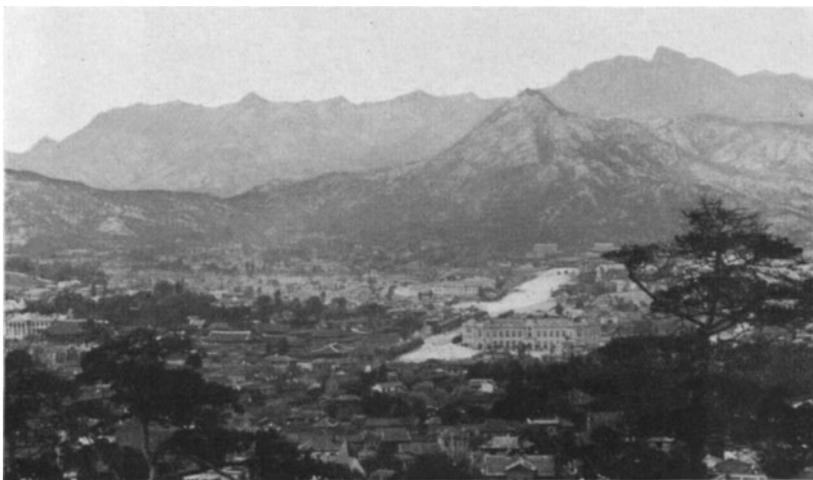


Mönch in den Diamantbergen.

Felsplatten und Baumstammübergänge im Flußtal so schlüpfrig machte, daß wir, die wir nicht wie die Einheimischen Strohsandalen trugen, meist barfuß gehen mußten, um über schwierigere Stellen wegzukommen. Anderentags brachte uns dann der brave Fordwagen, über Stock, Stein und Wasser rumpelnd, in die Ebene zurück.

3. Soeul.

Im Jahre 1392 war der letzte degenerierte König der Koryo-Dynastie von seinem General YI (LI) gestürzt worden, dem Begründer der Li-Dynastie, die bis zur Annexion durch Japan das Land beherrschte. Nunmehr wurde Soeul zur Hauptstadt gemacht und blieb es (jetzt Keijo genannt). Unter der Li-Dynastie machte das Land, zunächst unter dem Einfluß der großen chinesischen Ming-Herrschaft, große Fortschritte. Der interessanteste davon ist die Erfindung und Einführung einer Silbenschrift, deren Kon-



Soeul aus der Vogelschau.

sonanten vom Tibetanischen ¹⁾), also letzten Endes Sanskrit, abgeleitet sind, während die Vokale auf alte chinesische Zeichen zurückgehen. Durch sie sollte dem einfachen Volk das Erlernen der bisher allein gebräuchlichen chinesischen Zeichen erspart werden. Tatsächlich hat sich diese Schrift (Unmun) ähnlich wie das japanische Kana bis heute erhalten und ist die Schrift des einfachen Volkes geblieben. So kann man jetzt unter japanischer Herrschaft alle Stationsinschriften in chinesischen Charakteren, japanischem Kana, koreanischen Unmun und auf den Hauptstrecken dazu in lateinisch angebracht finden.

Bald aber kam, abgesehen von inneren politischen Kämpfen, wieder Unglück über das Land. Der japanische Feldherr HIDE-

¹⁾ Wird übrigens auch bestritten.

YOSHI, der Beschäftigung für sein großes und unruhiges Heer brauchte und die größtenwahnsinnige Idee gefaßt hatte, China zu erobern, fiel in Korea ein und eroberte das ganze Land (1592), bemerkenswerterweise durch den Besitz von Feuerwaffen (portugiesischen Ursprungs) und unter zwei Feldherren, von denen der eine, KANISHI, Katholik war. Es ist bekannt, daß trotz dieses schnellen Erfolges die Japaner sich nicht halten konnten. Der koreanische Admiral YI konstruierte ein Panzerschiff in der Form einer Schildkröte, mit dem er den japanischen Nachschub abschnitt.



Altes Stadttor in Soeul.

Chinesische Hilfstruppen kamen, und so wurden schließlich die Japaner wieder verdrängt. Wenige Jahre darauf kamen sie aber wieder von neuem, diesmal das ganze Land verwüstend. Noch heute kann man in Kyoto einen Tempel besuchen, in dem einige Zehntausende von abgeschnittenen Ohren und Nasen beigesetzt sind, die die japanische Armee damals nach Hause schickte. Schließlich aber wurden die Japaner wieder aus Korea verjagt, das sie in trostloser Verwüstung zurückließen und gefüllt mit seitdem nie ersterbendem Haß.

Die folgenden Jahrhunderte blieb Korea weitgehend von der übrigen Welt abgesperrt, was ihm den Namen des Einsiedlerreichs eintrug. Innerlich war es ein echt orientalisches Land, in dem die höheren Stände üppig lebten und das Volk auspreßten. Politisch lavierte man hin und her, bis dies schließlich das Ende herbeiführte.

Im japanisch-chinesischen Kriege benützte Japan Korea als Basis und übte nach Friedensschluß entscheidenden Einfluß aus, nicht davor zurückschauernd, als es sein Interesse erforderte, sogar die Königin ermorden zu lassen. Dann folgte der politische Kampf zwischen Japan und Rußland wieder auf koreanischem Boden, der mit dem russisch-japanischen Kriege (1904) seine Entscheidung fand und Japan das Protektorat über Korea brachte, das 1911 mit der Annexion endete¹⁾.

Die Hauptstadt Soeul (Keijo) ist es, auf deren Boden sich diese letzten 500 Jahre koreanischer Geschichte abspielten, und die sie



Alter Pavillon in Soeul.

in ihrer ganzen Heterogenität heute noch widerspiegelt. Lieblich im Tal des Hanflusses gelegen, amphitheatralisch von hohen Bergen umrahmt, ist das heutige Keijo ein merkwürdiges Zwischengebilde alter koreanisch-chinesischer Kultur und des modernen Japan mit seiner noch unverdauten westlichen Beimengung. Dazu kommt als drittes sichtbares Element das seit langem in Korea mächtige Missionswesen hinzu. Blickt man so von einem der Hügel über die Stadt hinweg, so erheben sich über das Häusermeer hier die schön geschwungenen Dächer der alten Tempel, Paläste und Stadttore,

¹⁾ Die Einzelheiten der dramatischen neueren Geschichte findet man authentisch in dem Buch von HULBERT dargestellt, der von vielem Augenzeuge war.

dort ragen prunkvolle Steinpaläste der japanischen Regierungsgebäude hervor und dazwischen stehen große geschmacklose Kirchen der verschiedenen Konfessionen. Die Stadt selbst ist weitgehend geschieden in eine Japanerstadt und eine Koreanerstadt. Der japanische Teil hat als Zentrum eine echt japanische Geschäftsstraße, die ebenso gut in Kyoto sein könnte und darum gruppiert sich das ganze pseudoeuropäische Viertel mit seinem Durcheinander schlechter westlicher Architektur, wie es jede moderne japanische Stadt charakterisiert. Mit ästhetischem Grausen entfliehen wir diesen Stadtteilen und wandern durch die Koreanerstadt, deren Zentrum



Hauptstraße im Koreanerviertel von Soeul.

das Shoroviertel ist, durch das die Japaner eine breite moderne Straße hindurchgelegt haben. Modern ist natürlich nur die Breite und Pflasterung der Straße und die elektrische Straßenbahn. Die Häuser aber sind altkoreanisch. Und biegt man in eines der vielen Seitengäßchen ein, so ist man alsbald in Alt-Korea. Enge schmutzige Gäßchen sind flankiert von ganz niederen Lehmhütten mit schweren geschwungenen Dächern. In ganzer Front sind die Häuschen nach der Straße geöffnet und stellen ihre Waren zur Schau. Da sind ungezählte Läden, die die charakteristischen Messingwaren und Truhen enthalten, noch mehr Läden mit schlechtem Trödelkram, Silberschmiede, die den bescheidenen Schmuck feilhalten. Dann wieder folgt ein Markt mit all den üblichen östlichen Lebensmitteln, hier vor allem Gemüse und Obst. Dazwischen bieten Garküchen ihre



Nudelfabrik im alten Koreanerviertel in Soeul.

wenig appetitlichen Genüsse an, die von den Einheimischen auf den Fersen hockend oder in offenem ölpapierbelegten Gastzimmer eingenommen werden. Von der summenden Geschäftigkeit der Chinesenstädte, die den Vergleich mit einem Bienenstock herausfordert,



Im Shorovierteil von Soeul.



Im Shoroviertel von Soeul.

bemerkt man nicht viel. Um so mehr von herumstehenden oder gravitatisch herumwandelnden Müßiggängern. Immer wieder wundert man sich, wo all die würdigen älteren Herren herkommen, die all-orts stehen oder gehen oder hocken, sichtlich einzig und allein damit



Im Shoroviertel von Soeul.

beschäftigt, ihren Zylinder an die Luft zu führen. Seit alters her steht ja der Koreaner im Ruf, nicht allzu gern zu arbeiten, und viel hat zum Verfall des Landes beigetragen, daß ein jeder Beamter, der an der Staatskrippe saß, seine ganze nichtstuende Sippschaft mit ernähren mußte. Ob das noch so ist, ist mir nicht bekannt; aber der Augenschein lehrt, daß die Männer sich jedenfalls sehr früh zurückziehen und von der Familie ernähren lassen, da es sonst nicht möglich wäre, daß überall so viel ältere Männer herumstehen und gehen. In alter Zeit durften allerdings die Angehörigen der höheren Klasse, auch wenn sie wollten, nichts arbeiten. Vielleicht haben ihre ver-



Im Shoroviertel von Seoul.

armten Nachkommen diese freundliche Sitte beibehalten. Sicherlich machen diese Leute wie überhaupt das ganze koreanische Volk einen äußerst würdigen und angenehmen Eindruck, und man glaubt gern den Kennern des Landes, daß die Koreaner ein ganz besonders angenehmer und sympathischer Menschenschlag sind. Leider genügt aber dies in der heutigen rauhen Welt, die auch den geruhigen Orient aufgewühlt hat, nicht mehr.

Ist der koreanische Teil der Hauptstadt kaum von irgendeinem Dorf verschieden, vielleicht abgesehen von dem Vorherrschen der Ziegeldächer, so bleiben als Zeugen der einstigen Größe nur die noch erhaltenen mächtigen Stadttore und Mauerreste und die alten Paläste übrig. Der schönste von diesen ist der alte Palast der Lifamilie

(Shotoku-Kyu und Shokei-Kyu), der von den Japanern pietätvoll in Ordnung gehalten wird. Es handelt sich einmal um einen viele Hügel und Täler bedeckenden parkartigen alten Wald, in dem verstreut die verschiedenartigen Palastgebäude liegen, die aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammen. Sie sind alle in chinesischem Stil gehalten mit Audienzhallen und Wohnräumen, Toren und Mauern. Auf Hügeln gelegen, werden sie auf steilen Steintreppen



Im Shorovierteil von Soeul.

mit allerlei Torbögen erreicht, spiegeln sich auch in einem verwilderten Lotosteich und haben alle den geheimnisvollen Zauber verschlafener Paläste der Vorzeit, erhöht durch die wundervolle Patina der alten Holzarchitektur, die sich so schön dem alten Park eingliedert. Ein etwas freier gelegener älterer Teil, aus dem 15. Jahrhundert stammend, ist in ein Museum verwandelt, das in den verschiedenen Pavillons und Hallen, aus denen Paläste chinesischen Stils bestehen, die herrlichen Bronzen der Sillazeit und die köstlichen Seladone der Koli-Dynastie neben den unbedeutenden Erzeug-

nissen der Lidynastie zur Schau stellt. Die Koreaner können den Japanern für diese einzigartige Ausstellung dankbar sein, die noch ergänzt wird durch ein anderes Museumsgebäude, das nahe bei dem neuen Stadtpalast errichtet ist, den der Regent TAIINKUN 1850 unter schwerster Ausbeutung des Volks ebenfalls im alten chinesischen Stil errichten ließ. Obwohl relativ neu, ist auch dieser Palast (Keifukukyu) mit seinen Gärten und Marmorbänken und dem prächtigen Berghintergrund ein schönes Muster chinesisch-koreanischer Kunst.



Haupthalle im neuen Palast, Soeul.

Beim Besuch dieses Palastes wird aber dem Reisenden schnell klar, wer jetzt Korea beherrscht. Denn die Japaner haben, wohl mit Absicht, direkt vor diesem Palast und ihn verdeckend ihr riesiges neues Regierungsgebäude, einen europäischen Marmorpalast, aufgebaut. Er ist wie alle solchen Gebäude der Japaner durch gänzlichen Mangel an Originalität ausgezeichnet, eine Art von Ragout aus entsprechenden Gebäuden der ganzen Welt. Natürlich fehlt nicht das Marmortreppenhaus mit Fresken ausgemalt, deren Gegenstand zwar koreanisch ist, deren Stil aber zu deutlich nach Paris weist. Auch die reiche Inneneinrichtung der Räume variiert lieblich zwischen modernem Kunstgewerbe und Butzenscheibenkunst. Wie tausendfach an Schönheit ist dieser gleißenden Zwingburg der durch sie verdeckte neue Königspalast überlegen. Aber die Japaner glau-

ben nun einmal, die Größe ihrer Macht nur in europäischem Stil (oder Stillosigkeit) ausdrücken zu können unter Verachtung ihrer eigenen großen Traditionen.

Ein gutes hat aber dieser Palast; das ist die Person des jetzt dort residierenden Generalgouverneurs Viscount SAITO. Als Japan seine Herrschaft in Korea antrat, hatte es, abgesehen von dem Odium jeder Fremdherrschaft, von vornherein wenig Liebe zu erwarten. Denn die Geschichte der Beziehungen der beiden Völker war nicht angetan, Liebe zu erwecken. In alter Zeit waren japa-



Im Park des neuen Königspalastes in Soeul.

nische Piraten die Landplage der koreanischen Küste; im Mittelalter ließen die Kriegs- und Zerstörungszüge HIDEYOSHIS ein verhaßtes Andenken zurück. Die neuere Geschichte verzeichnet die Ermordung der Königin durch die Bravos des japanischen Botschafters und den Bruch der feierlichen Garantie von Koreas Unabhängigkeit. So wäre es nach der Annexion besonders nötig gewesen, sich die Liebe oder wenigstens das Vertrauen der Bevölkerung zu erwerben. Japan aber machte den gleichen Fehler, wie so manche westliche Nation, eine militärische Regierung einzurichten. Die Beamten liefen mit umgeschnalltem Säbel herum, und die Volksschullehrer unterrichteten mit umgeschnalltem Degen. Gleichzeitig erlaubte man japanischen Abenteurern, mit Regierungshilfe sich wertvolle Ländereien anzueignen. Die Folge all dieser Dummheiten,

für die vor allem Graf TERAUCHI verantwortlich war, war die Entwicklung einer Unabhängigkeitsbewegung, die kurz vor Ende des Weltkriegs zu öffentlichen Demonstrationen führte, die aber völlig friedlich und waffenlos stattfanden. TERAUCHI erstickte sie, obwohl keinerlei Gewalttat oder tatsächlicher Widerstand vorlag, in Blut. Zur gleichen Zeit, wo die japanischen Delegierten in Versailles halfen, die deutschen Kolonien, bekanntlich aus Gründen der Humanität, zu schlucken, wurden in Koreas Gefängnissen Tausende von jungen Menschen gefoltert und zu Tode geprügelt. Erst als die Tatsachen durchsickerten, entschloß man sich zu einem System-



Im alten Königspalast von Soeul, jetzt Museum.

wechsel und ernannte Admiral SAITO zum Generalgouverneur. Damals wurde er in Soeul mit einer Bombe empfangen. Heute kann er unbegleitet durch die Straßen gehen. Denn er hat es verstanden, durch Gerechtigkeit und durch hohe ethische Auffassung seines Amtes sich das Vertrauen der friedlichen und gutmütigen Bevölkerung zu erwerben und die ersten Schritte zu einer wirklichen Versöhnung zu tun. Denn diese ist absolut nötig, da eine neue Selbständigkeit Koreas kaum denkbar erscheint. So bedauerlich dies von einem ethischen Standpunkt aus ist, die Tatsache ist kaum zu bezweifeln. Die geographische Lage Koreas zwischen Japan und China hat es von alters her zum Objekt der Politik beider Reiche gemacht. Als dann Rußland in Ostasien erschien, stand ein neuer Bewerber vor

der Tür. Hätten es die Koreaner rechtzeitig verstanden, ein starkes Reich aufzubauen, so hätten sie sich wohl nach bekannten Mustern, zwischen den drei Nachbarn lavierend, erhalten können. Da ihnen dies aber nicht gelang, sei es infolge ungünstiger Umstände oder, was wahrscheinlicher ist, infolge des liebenswürdigen passiven Charakters der Bevölkerung, so war ihr Schicksal besiegelt, und es konnte sich nur noch darum handeln, wer sie verschluckte. Japan hat sich als der Stärkste erwiesen und wird der beatus possidens bleiben, so lange seine Stärke als Großmacht unerschütterter ist. } Vom

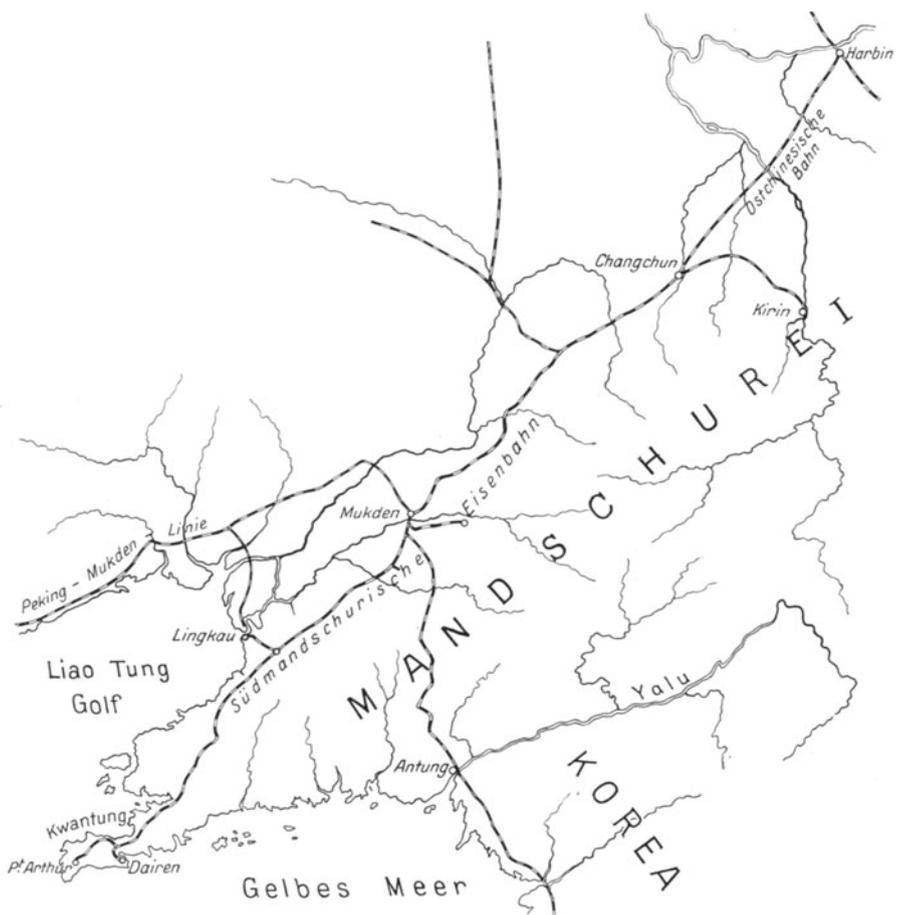


Partie vom alten Königspalast in Soeul.

wirtschaftlichen Standpunkt ist die japanische Herrschaft zweifellos ein Segen für die Bevölkerung, der es in einem starken und geordneten Staatswesen sicher viel besser geht, als in dem korrupten alten Reich. Denn wenn Japan wie alle Kolonialmächte auch in erster Linie für sich selbst arbeitet (offiziell hat es natürlich die köstliche Heuchelei von der white mans burden in gelber Umfärbung übernommen), so kommt die sich ergebende Intensität der Wirtschaft doch auch gleichzeitig der eingeborenen Bevölkerung zugute, die schließlich ja auch rassenmäßig wie in dem Beherrschtsein durch die chinesische Kultur der japanischen eng verwandt ist. Daß es an dieser materiellen Entwicklung nicht fehlt, sieht man auf Schritt und Tritt und muß den Japanern ehrlich dafür Kredit geben. Noch

aber haben sie hier wie auch sonst zu lernen, sich Zuneigung zu erwerben. Das beste Mittel dazu wäre, auch im Mutterland den unerträglichen Beamtendünkel auszurotten und die Selbsteinschätzung der Individuen mehr mit den Tatsachen in Einklang zu bringen als bisher. Dann werden vielleicht auch einmal die Koreaner zu dem prachtvollen Hügel hinaufpilgern, von dem aus man die ganze Hauptstadt und alle die Berge und Täler ringsum überblickt, auf dem jetzt die Japaner einen imposanten großzügig angelegten Shintotempel als zweites großes Symbol ihrer Herrschaft errichtet haben, und werden gemeinsam mit den Japanern zu den göttlichen Ahnen des Kaiserhauses beten

Das südmandschurische Pachtgebiet.



Die Mandschurei.

Im Frieden von Portsmouth fiel 1905 das südmandschurische Pachtgebiet an Japan. Wie zur Russenzeit hier und wie auch im Falle des ehemaligen deutschen Pachtgebiets Kiautschou ist pro forma also das chinesische Besitzrecht des Landes respektiert. In Wirklichkeit aber ist es japanische Kolonie. Unter den vielerlei Formen des Kolonialbesitzes von der selbständigen britischen dominion bis zum verlogenen Mandat des Völkerbundes liegt hier sicher die eigenartigste vor. Schon deshalb lohnt sich ein Besuch dieses für Japan so wichtigen Stützpunktes auf dem asiatischen Festland. Denn Korea, obwohl dem Kontinent angehörend, erscheint durch seine Gestalt als Halbinsel, die mit scharfer natürlicher Grenze vom Festland getrennt ist, viel mehr als ein Glied in der Inselkette des japanischen Reichs, als ein Küstenbezirk des großen Kontinents.

Als die Russen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts systematisch die Mandschurei von Norden her durchdrangen und durch den Bau der ostchinesischen Eisenbahn die fruchtbaren und an Bodenschätzen reichen Gefilde der Mandschurei zu erschließen suchten, richtete sich ihr Augenmerk vor allem auch auf den Gewinn eines eisfreien Hafens. Denn unter dem Einfluß der kalten Polarströmungen und der eisigen Flächen Sibiriens erstreckt sich hier in Ostasien die Zone der winterlichen Vereisung außerordentlich weit nach Süden. Liegt doch jener Inbegriff von Winterkälte, Kamtschatka, auf der gleichen Breite wie Südengland, das im Winter vereiste Wladiwostok auf der Breite von Rom und das gerade eisfreie Dairen auf der Breite von Süditalien. So mußte Rußland bis auf den südlichsten Zipfel der Mandschurei vorstoßen, der als Liaotunghalbinsel von Norden her den Golf von Petschili so einengt wie von Süden her die Shantunghalbinsel. Hier fanden die Russen die ersehnten natürlichen Häfen, gleich geeignet den Handel der Mandschurei und Ostsibiriens aufzunehmen, wie auch zum strategischen Stützpunkt zu dienen gegenüber dem nahen Zugang zu Chinas Hauptstadt, deren Kontrolle durch eine fremde Macht damals in der Luft hing; nicht minder aber auch als Bastion gegen Japan, dessen Stern nach dem chinesischen Krieg aufgegangen war. Hatte doch Japan im Frieden von Schimonoseki (1895) die Abtretung der Südmandschurei seitens China erreicht, war aber dann durch Rußland, Frankreich und Deutschland (eine der unzähligen Dummheiten der

deutschen Diplomatie, für die 1914 die Quittung in Form der Kriegserklärung Japans vorgelegt wurde, die wörtlich das deutsche Schriftstück von 1895 kopierte) gezwungen worden, die Beute wieder herauszugeben, um sie im folgenden Jahr an Rußland fallen zu sehen. Rußland begann sofort an der Stelle eines armseligen Fischerdorfes die Stadt Dalny aus dem Boden zu stampfen und nach großzügigen Plänen Hafen und Stadt auszubauen. Gleichzeitig wurde weiter westlich, wo bei dem Fischerdorf Lushun eine tiefe Bucht sich durch eine schmale Öffnung in den Golf von Petschili öffnete, der Kriegshafen Port Arthur angelegt und durch gewaltige Be-



Seebad Hoshigaura.

festigungen auf den umliegenden Hügeln gesichert. Die sibirische Bahn aber wurde durch die ganze Mandchurei von Harbin über Changchun, Mukden bis Port Arthur geführt. Alles dies war so ziemlich fertiggestellt, als 1904 der japanisch-russische Krieg ausbrach und die Liaotunghalbinsel zum Hauptschlachtfeld wurde. Wir alle erinnern uns noch des heldenmütigen Kampfes um Port Arthur, der Einschließung der Flotte durch Versenkung japanischer Schiffe im Hafeneingang, der blutigen Erstürmung des 203 m Hügels und der schließlichen Eroberung Port Arthurs durch Japans Nationalhelden General NOGI, wie der trotz ihrer Hoffnungslosigkeit heldenhaften Verteidigung durch General STROSSEL.

Mit der Übernahme des Pachtgebiets durch Japan begann eine neue Zeit für Kwantung, wie auch das Gebiet genannt wird. Denn

die Japaner machten sich sofort mit größter Energie daran, die Mandschurei im Interesse ihres Landes zu entwickeln. Ehrlicher Weise muß man sagen, daß ihnen dies in bewundernswerter Weise gelungen ist. Heute nach 20 Jahren ist die südliche Mandschurei ein blühendes, wohlhabendes und geordnetes Land, dessen Bevölkerung es unvergleichlich besser geht, als der des übrigen China.

Die Kolonisationsmethode, die Japan hier einschlug, ist wohl ganz einzig in ihrer Art. Die Hauptarbeit wurde nämlich nicht direkt von der japanischen Regierung geleistet, sondern von einer halb



Badestrand von Hoshigaura.

privaten Gesellschaft, der südmandschurischen Eisenbahngesellschaft. Dieser Gesellschaft übergab die Regierung den wichtigsten Besitz, die Eisenbahnlinie von Port Arthur, jetzt Ryojun, bis Changchun und übernahm damit die Hälfte der Aktien, auf die nur Zinsen gezahlt werden, wenn nach Befriedigung der anderen Hälfte noch etwas übrig ist. Natürlich ist diese südmandschurische Eisenbahn letzten Endes die japanische Regierung, aber durch die privatwirtschaftliche Form ist ihr eine ganz andere Arbeitsweise ermöglicht, die die Vorteile der Stütze durch die Regierung hat, ohne die Nachteile der fürchterlichen japanischen Bureaukratie. Man war so geschickt, zum ersten Präsidenten der Gesellschaft einen so hervorragenden Organisator wie Viscount GOTO zu ernennen, dessen Pläne es denn auch vor allen Dingen sind, nach denen gearbeitet

wurde. Welches Ansehen er heute noch genießt, konnte ich in angenehmer Weise an der Wirkung erfahren, die sein Empfehlungsschreiben für mich hatte. Natürlich war die erste Aufgabe der Eisenbahngesellschaft, die mandschurische Linie neu auszubauen und zwar mit normaler Spurweite. Wie dies gelungen ist, weiß jeder Reisende, denn heute gibt es wenige Strecken in der Welt, auf denen man besser reist als in der Mandschurei. Doch war dies nur ein ganz kleiner Teil der Aufgabe, denn die mandschurische Bahn begann tatsächlich so ziemlich alles das in Gang zu bringen, was sonst Regierung und Privatwirtschaft tun. In erster Linie lenkte sie ihre Aufmerksamkeit auf die Landwirtschaft, denn die Mandschurei ist ein ungeheuer ergiebiges Agrarland, dessen Schätze noch lange nicht gehoben sind. Hier war die Möglichkeit gegeben, die für die Ernährung der rapide wachsenden japanischen Bevölkerung nötigen Lebensmittel in großem Maßstabe zu erzeugen. So organisierte die Eisenbahngesellschaft eine große Agrikulturabteilung, die Versuchstationen in verschiedenen Gegenden unterhält und schon manche Erfolge zu verzeichnen hat. So gelang es ihr, den Reisbau neu einzuführen, der hauptsächlich von ausgewanderten Koreanern getrieben wird und bereits $1\frac{1}{2}$ Millionen Koku Reis liefert. Die einheimischen Hauptprodukte Mais, Kaoliang (Sorghum), Soyabohnen wurden verbessert und der Ertrag gesteigert, Obstkultur wurde erfolgreich eingeführt und die ersten Schritte zur Verbesserung der Viehzucht getan. Die Hauptsorge galt natürlich dem wichtigsten aller Produkte, der Soyabohne. Von dieser wunderbaren Frucht mit ihrem riesigen Öl- und Eiweißgehalt werden in der Mandschurei ungeheuerere Mengen gezogen, von denen übrigens ein sehr beträchtlicher Teil (für über 100 Millionen Mark) nach Deutschland gehen. Sie werden teils als Bohnen exportiert und dann bei uns zu Öl, Bohnenmehl, Viehfutter und Ölkuchen verarbeitet, zum Teil wird aber auch an Ort und Stelle Öl gepreßt und direkt verschifft. Heute laufen alle deutschen Dampfer Dairen an und besitzen Tankeinrichtungen zum Transport des Öls.

Die Ölgewinnung ist natürlich bereits ein industrielles Unternehmen und führt uns zu der industriellen Tätigkeit der südmandschurischen Bahn. Denn auch die Ölmühlen gehören ihr oder sind von ihr finanziert. Große Laboratorien aber sind eingerichtet zum ständigen Ausbau der industriellen Methoden. Ihre Forschungen aber beschränken sich ebensowenig wie die industrielle Tätigkeit auf die Soyaprodukte. Vielmehr werden alle Industrien, die im Lande einen Boden finden, bearbeitet und in Gang gebracht. Glasfabriken und keramische Werkstätten, Spinnereien für Tussahseide, chemische Fabriken gehören dazu, natürlich auch Elektrizitäts- und

Wasserwerke. An der Spitze aber marschiert die Kohlenindustrie; denn der südmandschurischen Bahn ist es gelungen, in den Fuschunminen sich die bedeutendste Kohlenquelle für das sonst so kohlenarme Japan zu sichern. Gewaltige Kohlenfelder, überlagert von Ölschiefer, liegen hier zutage und werden im Tagbau bearbeitet. Hier hat die Gesellschaft die modernsten Anlagen geschaffen und fördert bereits gewaltige Mengen für den Export. Auch der Ölschiefer wird ausgenutzt, und gerade jetzt soll eine große Anlage



Alte russische Festungsmauern bei Port Arthur.

im Bau sein, die sich die vertrauensselige deutsche Industrie hat abgucken lassen.

All diese Unternehmungen erfordern natürlich gute Transportverhältnisse, und so hat die südmandschurische Bahngesellschaft den Hafen von Dairen (wie Dalny jetzt heißt) in großzügiger Weise ausgebaut. Schon heute ist es der zweite Hafen Ostasiens und der Ehrgeiz geht dahin, mit der Zeit Schanghai zu überflügeln, was aber kaum denkbar erscheint. Auch eigene Schifffahrtlinien werden unterhalten oder subventioniert und das Eisenbahnnetz ausgebaut.

Aber auch damit ist die Tätigkeit dieser merkwürdigen Eisenbahngesellschaft noch nicht erschöpft. Daß sie überall eigene

Hotels unterhält, versteht sich von selbst. In der Überzeugung, daß eine besser gebildete Bevölkerung mehr produziert und eine größere Kaufkraft besitzt, hat die Gesellschaft große Erziehungseinrichtungen getroffen, Industrie- und Landwirtschaftsschulen, technische Schulen, medizinische Schulen mit riesigen Hospitälern. Ob dies nun wirklich alles nur zur Hebung der chinesischen Bevölkerung unternommen ist, wie die offiziellen Veröffentlichungen sagen, ist schließlich gleich. Was auch die Motive sein mögen, der Erfolg ist sicher ein guter, und die Bevölkerung wird letzten Endes doch in ihrem geistigen und materiellen Niveau gehoben.

Neben dieser imponierenden Tätigkeit der eigenartigen Eisenbahngesellschaft tritt die eigentliche Regierung des Pachtgebietes auffallend in den Hintergrund. Sie hat sich in das stille Port Arthur zurückgezogen, und man würde kaum etwas von ihrer Existenz merken, wenn nicht an jeder Ecke das ominöse Schild der Militärbehörde mit dem kindischen Photographierverbot stände. Ob irgend etwas befestigt ist, weiß ich nicht. Man sieht jedenfalls recht wenig Militär und vielleicht haben auch hier wie sonst in Japan diejenigen Recht, die behaupten, das Photographierverbot solle nur verhindern, daß man erfahre, wie wenig Befestigungen da seien.

Schon gleich beim Landen in Dairen an einem wundervollen mehrstöckigen Hallenpier bemerkt man, daß man hier nicht in eine typisch japanische Stadt kommt. Tatsächlich haben die Japaner, die sich so ungern von ihrer gewohnten Lebensweise trennen, von Anfang an hier systematisch eine europäische Stadt aufgebaut, in der sich nicht ein japanisches Haus findet. Zum Teil mag dazu der schon vorhandene russische Bauplan beigetragen haben, in der Hauptsache aber der Wunsch, hier eine Stadt anzulegen, die den Chinesen ebenso imponieren möge wie Schanghai, Hongkong, Tsingtau. So wurden breite asphaltierte Straßen gebaut, die zum Teil strahlenförmig von einem zentralen Platze ausgehen, und sie sind ausschließlich von steinernen Gebäuden flankiert, darunter vielen Prunkbauten in allen möglichen und unmöglichen westlichen Stilarten. Überall stößt man auf große palastartige Gebäude, die unfehlbar irgendeine Abteilung der Südmandschurischen Eisenbahn beherbergen. Durch die Straßen fahren neue elektrische Straßenbahnwagen und zahlreiche Fordautomobile. Sieht man einen großen eleganten Kraftwagen, so trägt er sicher das Monogramm der Eisenbahn. Dazwischen aber laufen Scharen bezopfter Rikschakulis, und schmutzige Zweispänner, gezogen von den flinken mongolischen Ponys, halten an jeder Ecke. Inkongruent wie die Fuhrwerke sind auch die Menschen, die die Straßen bevölkern. In

der Überzahl Chinesen vom primitiven Kuli in indigoblauer Hose bis zum hocheleganten Würdenträger im seidenen Gewand, gefolgt von schön gekleideten Frauen und allerliebsten geputzten Kindern. Dairen wimmelt nämlich von ehemaligen chinesischen Ministern, Generalen und Beamten, die hierher ihren Raub in Sicherheit gebracht haben und unter dem Schutz der japanischen Bajonette in Frieden verzehren. Die Japaner, die nur einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung von fast 200000 bilden, dürften meist Angestellte der Bahn sein, dazu einige Industrielle und Gewerbetreibende.



Reste der russischen Befestigung des Osthügels in Port Arthur.

Gegenüber dem anspruchslosen arbeitsamen Chinesen können sie in Berufen mit freier Konkurrenz ja nicht bestehen; deshalb gibt es auch praktisch keine japanischen bäuerischen Ansiedler. Auch alle Handarbeit scheint in chinesischen Händen zu liegen. Allzu viele Europäer gibt es nicht; in der Mehrzahl sind es Russen, die jetzt alle östlichen Hafengestädte füllen und zum Teil recht tief gesunken sind. In Dairen sah ich allerdings keine von den bemitleidenswerten Gestalten, die die Hafengegenden von Tientsin und Schanghai bevölkern, sondern meist Leute, die es zu einer Existenz gebracht hatten, deren Nahrhaftigkeit in der Fülle der Formen ihrer Frauen gar zu sehr zum Ausdruck kam.

Durch einen Vergnügungspark vom eleganten Dairen getrennt erstreckt sich das schmutzige Chinesenviertel, von ähnlichen Vierteln anderer östlicher Städte nur dadurch ausgezeichnet, daß es zwar allen Schmutz hat, aber nichts von der pittoresken und faszinierenden Fremdartigkeit, die das Herumbummeln in den übelduftenden Gassen einer echten Chinesenstadt immer wieder zu einem Erlebnis macht. So hat man nichts dagegen, dies Viertel schnell wieder zu verlassen und durch ein Industrieviertel hindurch, in dem sich die großen Eisenbahnwerkstätten finden, auf die große neue Autostraße zu gelangen, die der Südküste entlang sich nach Port Arthur zieht.

Nur wenige Kilometer außerhalb der Stadt, von ihr durch ein paar kahle felsige Gebirgszüge geschieden, liegt hier eine weite, von Hügeln umgebene Meeresbucht, die Sternenbucht Hoshigaura. Die unternehmungslustige Eisenbahngesellschaft hat hier ein Seebad eingerichtet, das mit der Zeit wohl zu den beliebtesten Sommerfrischen Ostasiens gehören wird, ein Ruhm, in den sich bis jetzt das chinesische Peitaho am Golf von Petschili und Tsingtau mit seinen wundervollen Anlagen deutschen Ursprungs teilen. Die durch einen vorspringenden, als Park angelegten Felsen in zwei geteilte Bucht hat in ihrem westlichen Abschnitt einen schönen Badestrand, zu dem im Sommer Tausende von Japanern mit Kind und Kegel ziehen, baden und in der vergnügten und stillen Weise, die das Volk in der Öffentlichkeit in so angenehmer Weise zeigt, picknicken. Die größere östliche Hälfte der Bucht ist vollständig von einem Park eingenommen, in dem mit breiter Front zum Meer das Hotel der Eisenbahn steht und dahinter im Gebüsch verborgen eine Reihe von Bungalows, die über Sommer vermietet werden. An diesem idyllischen Plätzchen hausen Engländer, Amerikaner und Franzosen aus Schanghai, die die Gluthitze des südchinesischen Sommers fliehen, Russen von Mukden und Charbin, chinesische Würdenträger und reiche Japaner, auch ein paar deutsche Familien fehlten nicht. Die Japaner sind ganz besonders stolz auf dieses Bad, das allerdings in Japan nicht seinesgleichen hat. Ein ganz besonders enthusiastischer Herr meinte sogar, es gäbe in der ganzen Welt nichts so Schönes, was leicht übertrieben ist. Eines ist allerdings herrlich, die wunderbaren Sonnenuntergänge hinter den kahlen, scharfgeschnittenen Bergen und ihr Reflex auf der weiten Bucht; und dann die Gewitterstürme, die wie ein wildes Heer mit rasender Geschwindigkeit, geleitet von einer wildzerfetzten Wolkenwand, über die Bucht jagen.

Von Hoshigaura führt die breite geteerte Straße nahe der Küste nach Süden. Bald führt sie an lieblichen Buchten entlang, in denen primitive Fischerdörfer demonstrieren, welches Maß von Schmutz

einem Chinesen erträglich scheint. Dann wieder führt die Straße mehr inland zwischen Hügeln, die man ohne allzu großen Erfolg versucht hat, mit Kiefern aufzuforsten, während die Akazien, die man nach dem musterhaften Vorbild der deutschen Forstverwaltung in Tsingtau allenthalben angepflanzt hat, gut gedeihen. So ärmlich und schmutzig auch die Dörfer erscheinen, die man passiert, die Kaoliang- und Maisfelder sind überall in bestem Stande und stehen reich in Frucht. In den Dörfern spielen ganz oder fast nackte Kinder auf der Straße. Auf der Seite der Straße, die für die schweren zwei-



Zerschossenes Panzerfort auf dem Osthügel in Port Arthur.

rädrigen Karren reserviert ist, die die geteerte Straße nicht befahren dürfen (sie würden sie in kürzester Zeit ruinieren), passieren zahllose, schwer beladene Karren, von vier Eseln gezogen, einer in der Deichsel und drei nebeneinander als Vorspann. Großgewachsene, gut aussehende Männer schreiten mit der besonderen Würde, die der einfachste Chinese zeigt, nebenher. An mehreren Stellen ist die Straße als Tunnel durch das Gebirge gelegt, deren letzter sich auf die malerische Bucht von Port Arthur öffnet. Hier hat sich auch ein kleines Seebad, Ogondai, angesiedelt, das sich aber nicht mit Hoshigaura vergleichen läßt.

So lebhaft und geschäftig in Dairen der Puls des Welthandels schlägt, so still und verschlafen liegt Ryojun (Port Arthur). Um die große Bucht mit ihrem schmalen, von fortsgekrönten Felsen flankierten Eingang zieht sich die ausgedehnte Stadt, rings von kahlen oder schwach bewachsenen, bizarren Hügeln eingerahmt, auf denen die russischen Festungswerke lagen. Der merkwürdige Eindruck, den die Stadt macht, ist der eines Kindes, das die Kleider seines Vaters angezogen hat. Alles ist zu groß und weit für den Inhalt. Große, breite Straßenzüge ziehen nach allen Richtungen, aber nur wenige Häuser stehen darin. Riesige Regierungspaläste, Armee- und Marineämter, eine Ingenieurschule beherrschen das allgemeine Bild, aber sie liegen wie tot da. Kaum erscheinen Menschen auf den Straßen, und in dem unvermeidlichen Eisenbahnhotel gähnen die chinesischen Kellner vor Langeweile. Durch den Aufbau von Dairen ist Port Arthur zu einer Villegiatur herabgesunken, die nur durch den Sitz der Regierung und der Militärstellen eine Art von Existenzberechtigung hat. Es drängt sich hier besonders deutlich der merkwürdige Zustand auf, daß nicht die Regierung, sondern die südmandschurische Eisenbahn Herz und Hirn dieser Provinz ist, eine von der Regierung selbst eingesetzte und kontrollierte Privatregierung.

Für den Besucher ist so der Hauptreiz Port Arthurs die historische Atmosphäre. Man muß es den Japanern lassen, daß sie ihren Siegerstolz nach außen in sehr taktvoller Weise kundtun. Hier in Port Arthur steht auf einem hohen, die Stadt beherrschenden Hügel nahe der Stelle, an der die Russen mit dem Bau einer riesigen Kathedrale begonnen hatten, ein großes, wenig geschmackvolles Monument. Außerdem findet sich in Dairen ein Denkmal, das dem Völkerschlachtendenkmal in Leipzig nachempfunden ist (schrecklich, daß die Japaner alles kopieren müssen). Sonst aber gibt es in ganz Japan kein Monument, das diesen Sieg verherrlichte. Dagegen hat man in Port Arthur die zerschossenen russischen Forts erhalten. Besonders die Forts des Osthügels Tung Chikuanshan, um den unendliches Blut geflossen, sind ein Wallfahrtspunkt aller japanischer Besucher. Schöner als die zerschossenen und gesprengten Kasematten und all die Reste, die von dem heldenhaften Ringen übrig blieben, schien mir der Blick über das fruchtbare Tal, durch das sich einst die japanischen Heere nahten, über die Ketten grüner und kahler Hügel, die sich in die Ferne verlieren, und über die ferne Bucht von Port Arthur, die aus der Vogelschau wie ein großer Teich erscheint. Ob hier das letzte russische und japanische Blut wohl geflossen ist? Ob das wieder erwachende Rußland eines Tages wieder nach dem eisfreien Meer vorstoßen wird und das Erbe der rastlosen

japanischen Arbeit antreten wird? Kein Landstrich in der ganzen Welt hat so viel Aussicht, zum Schlachtfeld eines neuen gigantischen Ringens zu werden, als die fruchtbaren Gefilde der Mandschurei, die Japan niemals wieder wird freiwillig aufgeben können, auf die aber ein erstarkendes Rußland, wie ein erstarkendes China, der rechtmäßige Besitzer, nicht werden verzichten wollen. Welch ein Fluch für ein Land, von Natur reich zu sein, wenn die Macht fehlt, die Reichtümer zu schützen.

Japans Machtsphäre hat mit dem eigentlichen Pachtgebiet Kwantung nicht ihre Begrenzung. Denn der ganzen Länge nach zieht sich durch die offiziell chinesische Mandschurei die Bahn, die mit den angrenzenden Geländestreifen als Eisenbahnzone von japanischem Militär besetzt ist, und nicht von chinesischen Truppen betreten werden darf. Im Bereich größerer Ortschaften und Städte aber hat sich um die Bahnhofsanlagen herum, die immer in einiger Entfernung von den ummauerten Chinesenstädten angelegt sind, eine japanische Eisenbahnstadt entwickelt, deren größte sich in der Hauptstadt Mukden findet. Auf gepachtetem Gebiet ist hier eine moderne europäische Stadt — natürlich übelster Architektur — entstanden, die mit ihren betonierten breiten Straßen, denkmalgeschmückten Plätzen, Krankenhäusern, Bankpalästen, Wasserleitung und sonstigen hygienischen Einrichtungen einen merkwürdigen Gegensatz zu der schmutzigen, von Menschen wimmelnden Chinesenstadt bietet. Dem Reisenden geht es dabei ähnlich wie etwa in Neapel, wo die modernen sauberen Straßenzüge im Hafenviertel ihn wehmütig an den unerhörten Schmutz und Verkommenheit des ehemaligen Santa Lucia zurückdenken lassen. Alles Maleische, fremdartig Faszinierende ist auf Seiten der schmutzigen Chinesenstadt mit ihren mittelalterlichen Mauern und Türmen, verkommenen Palästen und unhygienischen Gassen, Hütten und Menschen. Aber die Welt gehört jetzt nicht dem Beschaulichen und pittoresk Verfallenen, sondern dem Nüchternen, wirtschaftlich Fortschrittlichen. Und das ist auf der Seite der Japaner, deren nüchterne, hygienische, geschmacklose Stadt den Geist der Zukunft verkörpert. Daß diese Zukunft der Mandschurei zunächst eine japanische sein wird, daran kann niemand zweifeln. Denn wer Augen hat, sieht, daß sie hier nicht sitzen, um wieder fortzugehen. Wie sich ein imperialistisches Rußland (und das ist kein Zukunfts-traum) und ein wieder zu Kraft gelangendes China (und das hat in dem von verbrecherischen Condottieri ausgesogenen Riesenreich noch lange Wege) dazu stellen wird? Nicht umsonst gilt die Mandschurei als das große zukünftige Sturzentrum der Welt.